BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraft, Jens

Jens Krafts Sitten der Wilden zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit

Wien ; Innsbruck 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 2741
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256507-1
VD18 11537558-003

Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

Kult
2741

S B
Adn 3.

Die Sitten der Wilden,

zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit,

von

Jens Kraft,

ehmaligen Königl. Dän. Justitzrath und Professor der Mathematik und Philosophie auf der Ritterakademie zu Soröe.

Mit einem Kupfer.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Wien und Innsbruck,
bey Johann Thomas Edlen von Trattnern
k. k. Hofbuchdrucker und Buchhändler.

1787.

Vorrede.

Die Absicht dieser Arbeit, die ich dem Publiko hiermit mitzutheilen die Ehre habe, betrifft theils den Umstand, meine Leser mit dem ansehnlichen Theile des menschlichen Geschlechts, den man sich unter dem Nahmen der Wilden bey weitem nicht so wichtig vorstellet, als man sollte, besser bekannt zu machen, theils auch um die Geschichte des Menschen überhaupt aufzuklären, in so weit die Nachrichten von den wilden Völkern dazu Anleitung geben.

In Betrachtung des ersten Umstandes möchten vielleicht verschiedene Leser zwar gewünschet haben, daß ich mich in die Beschreibung der einzelnen Staaten dieser Völ-

ker umständlicher eingelassen hätte, weil sie unter sich gar sehr von einander unterschieden sind; allein, da es meine Absicht war, die allgemeine Geschichte der Wilden und des Menschen beständig mit einander zu verbinden, das Werk auch allzuweitläufig geworden wäre, wenn ich mich zugleich in die besondere Beschreibung der Staaten der wilden Völker würde eingelassen haben: so habe ich insonderheit nur darauf gesehen, den Leser davon zu unterrichten, was entweder alle, oder doch die meisten dieser Völker mit einander gemein haben, ohne ihre einzelnen und besondern Einrichtnngen oder Verfassungen weiter zu berühren, als es die zweyte Hauptabsicht dieser meiner Arbeit erfodert hat.

In Ansehung dieser letztern, würde mir nichts leichter gewesen seyn; als aus allem, was in diesen Bögen erzählet und erläutert wird, eine grosse und weitläufige Abhandlung zu machen, zumahl wenn ich meine Ausarbei-

arbeitung auf rednerische Art hätte ausschmücken wollen. Allein ich habe es für besser gehalten, mich größtentheils so kurz, als es möglich war, bey jedem Punkte insbesondere aufzuhalten, um nachdenkenden Lesern weder Zeit noch Mühe zu verspielen.

Das Werk selbst besteht aus drey Abtheilungen. In der ersten wird die Beschaffenheit des Menschen ausführlich gezeiget, und zwar in seinem allersinnlichsten und meist unvollkommenen Zustande. Ohne den blossen sinnlichen Menschen über den vernünftigen zu erheben (eine allezeit unerlaubte Freyheit,) habe ich gesucht, zu zeigen, was für besondere Vollkommenheiten und Fertigkeiten der Mensch natürlicher Weise besitzen könnte, und womit, wie man glauben muß, viele Völker angefangen haben, so wohl das Sittliche in ihren Einrichtungen als die Schlüsse des Verstandes zu entwickeln.

Nachdem ich auf diese Art den Menschen in seinem unvollkommensten Zustande betrachtet habe; so wird ferner in der zweyten und dritten Abtheilung aufgekläret, wie und aus welcher Ursache vermuthlich die menschlichen Einrichtungen und Meinungen vielmehr auf diese als auf andere Art anfangen mußten. In allem diesen habe ich bloß den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären gesucht; und dieses ist auch der einzige Vorzug, den ich dieser meiner Arbeit weit vor andern zueigne, die ungefähr diese Materie vor mir bearbeitet haben; obschon ihre ungleich grössere Belesenheit und scharfsinnige Bemühung jederzeit den Grad der Hochachtung verdienen, den ich meinen Blättern zu erwarten noch lange nicht hoffen kann oder will. Unter diesen meinen Vorarbeitern verdient keiner mehr gerühmet zu werden, als der sehr gelehrte Lafitau, dessen Werk man gar oft angeführet finden wird. Niemand wäre auch besser im Stan-

de gewesen, diese Materien vollkommen auszuarbeiten, als dieser gelehrte Mann, wenn seine scharfsinnige Feder in den Wilden selbst, in der Natur des Menschen überhaupt, und nicht in fremden Quellen den Ursprung der Meinungen, der Sitten und Gebräuche dieser Völker gesucht hätte. Inzwischen darf man sich nicht darüber wundern, wenn in so einer reichen und schweren Materie, wie gegenwärtige ist, die Meinungen getheilet sind, weil wohl keine andere Sache mehr dazu geschickt ist, aus mehr einander entgegen gesetzten Gesichtspunkten betrachtet zu werden, als eben diese. Gleichwohl aber scheinet die Geschichte des Menschen auf keine andere Art besser aufgekläret werden zu können, als wenn man darin nach eben derselben Ordnung verfährt, wie in der Naturlehre; nähmlich, daß man die Dinge aus dem, was in ihnen selbst vorkommt, erkläret, und nicht allein die sie betreffende Erfahrungen, die in den gewöhnlichen Vorfäl-

len

len vorkommen, zum Grunde leget, sondern auch diejenigen, die unter den am meisten seltenen und unbekannten Umständen dazu helfen, das, was sonst in ihrer Natur verborgen liegt, einzusehen. Allein obschon dieser Weg der nächste und beste ist, so ist er doch in der Geschichte des Menschen meistentheils noch gar sehr ungebahnet.

Um ihn aber ferner zu bahnen, dazu ist die Geschichte der Wilden in der That ein sehr grosses Mittel, aber doch nicht das einzigste. Um der Menschheit Schritt vor Schritt zu folgen, um sie in ihrem ganzen Zusammenhange einzusehen, um zu verstehen, wie die Einrichtungen und selbsterdachten Meinungen aus ihrer Natur abstammen, und zwar, so wie sie sich auf verschiedene und gar oft in einander, als Ursache und Wirkung, gegründete und verwickelte Umstände schicken, dazu wird nicht allein eine, so viel es möglich ist, vollkommene Kenntniß der alten und neuen Nachrichten erfodert,

dert, sondern auch eine eben so glückliche als von allen Vorurtheilen freye Muthmassung solcher Umstände, wovon uns hinlängliche Nachrichten mangeln. Mit einem Worte, es wird dazu mehr erfodert, als was man von einem einzigen Menschen erwarten kann, ja vielleicht mehr, als was man von allen erwarten möchte. Inzwischen ist keine andere Sache unserer Bemühung würdiger, als diese, und es wäre zu wünschen, es möchten sich künftig viele grosse und glückliche Arbeiter derselben unterziehen. Meine gegenwätige Arbeit ist daher nichts anders, als eine Art eines Versuches, und ich wünsche, sie möchte den Beyfall verständiger und einsichtsvoller Leser erhalten.

Erste Abtheilung.

Abhandlung vom Menschen, in seinem allerwildesten und allerunvollkommensten Zustande betrachtet.

Inhalt.

§. 1 - 3. Schwierigkeiten, die uns in der Geschichte der wilden Völker aufstossen.

§. 4 - 5. Ihre Wichtigkeit um den Menschen, die älteste Welt und den ersten Ursprung der menschlichen Einrichtungen kennen lernen.

§. 6 - 8. Der Ursprung des Menschen mit dem allerältesten Zustande der Erde verglichen.

§. 9 - 13. Wiefern man dafür halten kann, der Mensch wäre ehemahls ein blosses unvernünftiges Thier gewesen.

§. 14. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem wilden Waldmanne oder Oran - Outang.

§. 15. Der Mensch kann ganz unvernünftig seyn.

§. 16. Die Ursachen der grossen Unvollkommenheit der ältesten Welt.

§. 17 - 23. Was für grosse Vollkommenheiten dem Menschen natürlich, obschon jetzt unbekannt sind.

§. 24 - 26. Der allerwildeste Zustand des Menschen mit dem vernünftigen verglichen.

§. 1.

Eine Geschichte der wilden Völker könnte vielleicht beym ersten Anblicke für etwas unwichtiges, das weder dem Scribenten noch dem Leser die Mühe belohnte, gehalten werden. Ein Volk, dem man insgemein kaum den Ehrentitel des Menschen zugestehen will, weil man in ihm ausser der Gestalt nichts menschliches zu finden glaubt, scheinet kaum einer ordentlichen Erzählung werth zu seyn, insonderheit da eine jede Reisebeschreibung für mehr als hinlänglich genug angesehen wird, die Leser von einer so geringschätzigen Sache zu unterrichten. Inzwischen ist es doch etwas ganz zuverlässiges, daß die Geschichte der wilden Völker eines der wichtigsten Theile in der Kenntniß der Menscheit ist, und daß man sich niemahls stärker irren kann, als wenn man sich darauf verlassen will, was der eine oder der andere Reisende, der ein Land fast eben so schleunig wieder verläßt, als er es gesehen hat, ohne die Landessprachen zu verstehen, ohne Gelegenheit genug gehabt zu haben, die Einwohner kennen zu lernen,

oder

oder Verstand genug, demjenigen nachzudenken, was er hat erfahren können, mehr von etwas zu sagen, als um etwas Wahres zu erzählen, in die Welt hinein geschrieben hat.

§. 2.

Ein Handelsmann, der allein auf seinen Vortheil sieht, ein Reisender, der von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen seines Landes eingenommen ist, verwirft alles, woran er nicht gewohnt ist; und diese Leute sind es keines Weges, auf deren Aussage man sich verlassen kann. Um eine Zeichnung von einer neuen und unbekannten Welt, von einem Volke, das gleichsam ein Gegensatz von uns andern Völkern ist, zu machen, dazu wird eine gehörige Einsicht in die Menschheit, überhaupt eine gewisse Scharfsinnigkeit, und diejenige gründliche Denkungsart erfodert, die man nicht bey einem jeden Reisenden zu finden erwarten kann. Es ist daher die Beschreibung der Geschichte solcher Völker mit den größten Schwierigkeiten verbunden, die man überwinden muß, wenn man das Wahre in den Erzählungen von dem Falschen, und das, was man sich eingebildet hat, von dem Wirklichen unterscheiden will.

§. 3.

Noch eine andere Schwierigkeit, die den vorigen nichts nachgibt, bestehet darin. Ob man schon damahls, als man die wilden Völker, insonderheit die Amerikanischen, entdeckte, die schönste Gelegenheit von der Welt hatte, die Geschichte der Menschheit überhaupt aufzuklären, und unzählige nützliche und wichtige Anmerkungen zu machen, wozu man vielleicht niemahls eine so gute Gelegenheit wieder finden wird: so sahe man damahls doch auf nichts weiter als auf seinen Vortheil, und man bekümmerte sich fast gar nicht darum, die Denkungsart dieser Völker zu untersuchen, bis endlich der größte Theil derselben durch die Waffen der Europäer hingerissen war. Diese Unglückseligen fielen in die Hände eines Volks von schlechter Denkungsart, und dem am wenigsten bekannt war, was ein Mensch dem andern schuldig ist, und ein Verdienst darin suchten, das tugendhafte Volk auf Erden unter dem Titel der Gottlosen auszurotten. Dieses unvernünftige und wirklich höchst tadelnswürdige Verfahren der Europäer mit den Wilden war Schuld daran, daß diese Völker uns größtentheils niemahls recht bekannt geworden sind, daher man sich in unsern Zeiten, welches nicht genug beklaget werden kann, in der Beschreibung ihrer Geschichte insgemein mit un-

voll.

vollkommenen Nachrichten und mit einigen wenigen zerstreuten Erzählungen behelfen muß, denen man doch meistentheils nicht ohne große Behutsamkeit folgen kann.

§. 4.

Man sieht aus allem diesen, daß diese wilden Völker noch lange nicht so verächtlich waren, als sie insgemein dafür angesehen werden. Ob sie sich schon ungleich mehr als wir, dem natürlichen Menschen nahen, nähmlich dem Menschen, der sich selbst überlassen ist, und nicht die Hülfe der Wissenschaften und Künste genießet: so waren gleichwohl die meisten ihrer Anstalten und Einrichtungen sehr merkwürdig; daher, wenn man sie mit den unsrigen in Vergleichung setzen will, wird ohne Zweifel, wenn man sonst unpartheyisch handeln will, der Schluß erfolgen, daß der Fehler unserer Staaten darin bestehet, daß wir von dem Natürlichen allzu sehr abgewichen sind, der ihrige aber darin, daß sie selbigem allzu sehr gefolget sind. Die uns von ihnen aufbehaltenen Nachrichten zeigen, daß es sehr schwer zu bestimmen seyn wird, auf welcher Seite der Fehler am größten ist; inzwischen ist es ohne Zweifel unläugbar gewiß, daß der Zustand, den sich die Menschen vernünftiger Weise wünschen sollten, ein Mittel-

stand

stand zwischen den wilden Völkern und uns seyn sollte. Die Kenntniß des wahren GOttes und verschiedene unserer Wissenschaften sind die großen Schätze, die wir vor allen diesen Völkern voraus besitzen; allein da sie mit ihren übrigen Einrichtungen ganz gerne harmoniren, und dadurch vielmehr befördert als gehindert werden könnten; so entstehet übrigens diese wichtige Frage: ob **Wir**, oder **die Wilden** das meiste von demjenigen besitzen, was die wahre Glückseligkeit des Menschen im Irdischen ausmachet? Die Menschheit kann auf viele unter sich sehr verschiedene Arten wohl eingerichtet seyn, obschon am besten nur auf eine einzige Art. Wir gehen in unserm Vertrauen auf uns selbst weit, wenn wir glauben, daß unsere Einrichtungen die bestmöglichsten sind; man handelt aber ohne Zweifel am vernünftigsten, wenn man sagt, daß die Vortheile, die die eine Einrichtung erlaubet, sich oft in einer andern verlieren; nichts ist auf allen Seiten vollkommen; ein Platonischer Staat, der alle Vortheile insgesammt mit einander verbindet, ist ein Staat in der Einbildung, und zu allem Unglück findet man ihn nirgends in der Welt.

§. 5.

§. 5.

Es haben solchergestalt die wilden Völker insgesammt ihren Sitten und Einrichtungen übermäßsig vieles, was ihre Geschichte auf zweyfache Art merkwürdig macht, theils weil es von einer neuen Welt etwas Unerwartetes ist, theils weil es auch in seiner größten Abweichung von unsern Sitten und Gebräuchen noch dieses besondere Verdienst hat, daß es unsern Verfassungen den Preis sehr oft streitig machen kann. Dem ungeachtet findet sich in allem diesen noch nicht die rechte Ursache, warum ich die Geschichte dieser Völker für eines der wichtigsten Stücke in der Kenntniß des Menschen angesehen habe. Wir machen mit allem Recht ein großes Wesen aus der Geschichte der Aegyptier, Chaldäer und anderer alten Völker; und eine der größten Ursachen, warum wir sie so hoch schätzen ist diese, weil man daraus einiger Maßen lernet, wie die Menschheit Schritt vor Schritt von einem geringen Anfange an immer weiter und besser ausgebildet worden ist. Die Menschen sind nicht immer das gewesen, was sie nun sind. Eine lange Kette vieler Jahre hat uns von einem Alter, das wir die Kindheit des menschlichen Geschlechts nennen könnten, durch eine langwierige und, wenn ich so reden darf, unvernünftige Jugend zu dem ersten Grad des männlichen

Al-

Alters gebracht, worin sich die am meisten aufgeklärten Völker zu unsern Zeiten befinden. Was Amerika damahls war, als es entdeckt ward, das ist in den ältesten Zeiten fast die ganze Welt gewesen. Ein Volk hat sich früher, ein anderes später aus der blindesten Unwissenheit heraus gearbeitet, und alle insgesammt haben nach und nach die Augen geöffnet, die Wahrheiten zu sehen und zu kennen. Der prächtigste Theil in den alten Nachrichten ist unstreitig dieser: nähmlich man lernet daraus die Ordnung **worin**, und die Mittel **wodurch** der Mensch sich nach und nach aus seiner Unwissenheit gezogen hat; und man kann sich alsdann nicht genug darüber verwundern, wie beschwerlich ein jeder Schritt, den man zur Verbesserung gethan hat, gewesen; was für Zeit zwischen dem andern Schritte verflossen ist, und was für Glück man dazu nöthig hatte, auch nur die uns jetzt allgemeinen Wahrheiten einzusehen. Was man aber in dieser Betrachtung in den alten Nachrichten, wie durch einen Nebel, siehet, das siehet man mit klaren Augen in der Geschichte der wilden Völker. Man findet darin ein neues und lebendiges Bild unserer alten und vorlängst erblaßten Vorfahren. Es verdienet daher keine geringe Verwunderung, daß man von allen Dingen, die man in unsern Zeiten von den Wilden

erzählet, bey den alten Völkern deutliche Spuren findet, und daraus lernet, zu was für Meinungen und Lebensarten der Mensch von Natur am meisten geneigt ist, weil man ihn unter eben denselben Umständen und immer als denselben bey allen Völkern findet. Man lernet ferner, in welcher Ordnung beyde, die alten und neuen Völker, verändert geworden sind, und wie der natürliche Plan war, nach welchem die Menschheit sich entwickelt hat. Die Betrachtungen über den Menschen überhaupt, wozu uns auf diese Art die Geschichte der Wilden den Weg bahnet, sind der wichtigste Nutzen, den man daraus erwarten kann. Da aber dazu erfodert wird, daß man sich den Menschen solcher Gestalt vorstellet, wie er von Natur gewesen seyn möchte, wenn er, sich selbst überlassen, mit nichts anders in die Welt tritt, als mit dem blossen Vermögen, zu handeln und zu denken, um hernach desto besser urtheilen zu können, auf welcher Stuffe die Menschheit in einer jeden Art der verschiedenen Umstände stand, und wie viel die eine vor der andern voraus hatte, um weiter zu sehen, in welcher Ordnung die Menschheit aus dem allerunvollkommensten Zustande weiter fort zu dem andern erst geringern und hernach vollkommenern gerücket seyn möchte; so habe ich, dieses zu untersuchen, für nützlich ge-

hal-

halten, ehe ich zur Geschichte der Wilden in sich selbst schreite, kürzlich von dem Menschen überhaupt zu handeln. Ich will ihn also zuerst solcher Gestalt betrachten, wie er in seinem blossen natürlichen Zustande seyn möchte, in einem Zustande, der ganz und gar bloß sinnlich, und nicht viel besser als der Zustand der Thiere ist.

§. 6.

Der Ursprung des Menschen ist uns allzuwohl bekannt; die hohen Vollkommenheiten, womit er aus der Hand des Schöpfers kam, sind allzu unwidersprechlich wahr, als daß jemand, den heiligen Nachrichten entgegen, darauf fallen sollte, zu glauben, der Mensch wäre vom Anfange an in einem solchen Zustande gewesen, den wir hier annehmen, nähmlich wie ein bloß sinnliches Thier, das seine Vermögenheiten oder Kräfte erst in der Länge der Zeit entwickelt hat. Ist der Mensch unter allen andern Thieren dasjenige allein, was ganze Jahre hernach, nachdem es auf die Welt gekommen ist, sich nicht selbst zu retten und zu unterhalten vermag, indem es ohne Hülfe anderer kaum einige Tage leben kann; ist es dasjenige, was in den ersten und zarten Jahren die wenigste Einsicht, den am wenigsten natürlichen Trieb hat, das, was ihm dienlich ist, zu erkennen

nen und zu wählen; die am wenigsten bequemen Glieder, sich fort zu helfen, sich zu vertheidigen, seinen Feinden zu entgehen, und seine Nothdurft zu suchen; ist es hingegen auch unter allen dasjenige, was die meisten Nothwendigkeiten bedarf; das in sich selbst, in seinen Krankheiten, und so zu sagen in seinen natürlichen Fehlern die meisten und gefährlichsten Feinde hat; und das äusserlich in den Abwechslungen der Luft und des Wetters insonderheit in den zarten Jahren am allerleichtesten seinen Untergang findet; kurz, ist es unter allen Thieren dasjenige, dem die Natur keine andere Waffen zu seiner Vertheidigung in seinem langsamen Wachsthume gegeben hat, als eine unvermögende Thräne, und kein anderes Mittel sich fort zu helfen, als schwache Glieder, die es im ersten Jahre nicht einmal zu gebrauchen im Stande ist: so ist es unläugbar, weil er, der Mensch von seinem ersten Anfange an, die Vollkommenheiten besessen hat, die diesem natürlichen Mangel und allen seinen Schwachheiten Trotz biethen können; daß sich kein Ursprung besser auf den Menschen passet, als der biblische; zumahl da uns die Vernunft so deutlich saget, daß der größte, der beste, der vollkommenste Gebrauch der Dinge dieser seyn mußte, der die nächste Absicht des Schöpfers war. Erfahrung und Natur bezeugen

die-

dieses mit der Vernunft zugleich. Alle andere Thiere erreichen gar bald ihre höchste Vollkommenheit, und bleiben auch hernach beständig darin, weil es nicht in ihrer Macht stehet, sich dagegen zu setzen. Der Mensch allein, ungeachtet er vom Anfange vollkommen war, ward doch hernach unvollkommen, weil er vollkommen genug war, sich selbst zu verderben; denn er war unter allen Thieren von Natur am meisten Meister über seine Handlungen. Kurz: die heiligen Nachrichten vom ersten Ursprunge und Falle des Menschen, sind die einzigen, die, wenn man alles wohl überlegt, mit der Vernunft übereinstimmen könnten. Wenn die Insektenhistorie, diese Schatzkammer unerwarteter und sonderbarer Reichthümer der Natur, zeiget, daß das geringste Insekt in den wunderbaren Einrichtungen, die die Mutter macht, ohne zu wissen warum, alles findet, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Sicherheit nöthig ist, wenn die Zeit kommt, da es aus seinem Eye unter der Gestalt eines elenden Wurmes, an dem man beynahe zweifeln möchte, ob er wirklich ein Thier wäre, herausbrechen solle; wenn die ganze Naturhistorie überall zeiget, daß diejenigen Thiere keine so zarte Sorgfalt in der Natur vor sich finden, welche sich so gleich nach ihrer Geburt selbst helfen können; so wäre es unvernünftig, glauben

zu

zu wollen, der Mensch allein, das edelste unter den Geschöpfen, sollte von der hohen schöpferischen Hand der Natur am meisten verabsäumet, und, da dessen rechte Stärke in den höhern Kräften des Verstandes bestehet, in einem bloß sinnlichen Zustande in die Welt gesetzt worden seyn. Diese Wahrheit wird dadurch nicht verringert, wenn wir sagen, daß wir in den jungen Jahren so schwach sind, weil wir das Natürliche verlassen haben, und, an statt uns auf Händen und Füssen weiter zu bewegen, aufgerichtet gehen. Die Geschichte der wilden Völker zeiget, daß verschiedene von ihnen ihren Kindern in den ersten Jahren diese Freyheit erlauben, ohne daß sie sich doch dießfalls selbst helfen können.

§. 7.

Wenn etwas mißbraucht wird: so ist es die Freyheit im Denken. Wir wollen das Unendliche mit einem endlichen Verstande ausmessen, und den Anfang einer Zeit einsehen, von welcher unser ganzes Leben ein unmerklicher Punkt ist. Wir wollen den Ursprung der Dinge verstehen, ohne sie selbst zu kennen. Der Mensch, aus einem besondern und ihm angebornen Fehler, fürchtet das Unmögliche, und verlanget es, da er inzwischen das, was ihm am dienlichsten ist, und was sich am be-

kesten zu seinen Kräften schickt, genießet und versäumet. Der Verstand, welcher glaubet, es müsse alles seiner Herrschaft unterworfen seyn, inzwischen aber selbst in unzähligen falschen Meinungen unzählige Tyrannen findet; der Verstand, der unter allen am meisten frey, und am meisten Sklave ist, hat durch eine unüberwindliche Finsterniß dringen, und den ersten Ursprung der Dinge klar einsehen wollen. Ohne veralterter Meinungen zu gedenken, so bald die Erfahrung zeigte a), daß die Berge mit Muschelschalen und Ueberbleibseln von Seethieren angefüllet waren, daher man dießfalls, wie auch aus andern Ursachen daran gar nicht zweifeln konnte, daß sie ehemahls weich, und daß die nun bewohnte Erde ehmahls der Grund des Meeres gewesen wäre: so theilte man sich gleichwohl in zwey verschiedene Meinungen, die gewisser Maßen beyde falsch sind; die eine, daß alles dieses Muschelwerk sich von der Sündfluth herschriebe; die andere, daß das feste Land auf unserer Kugel der Grund der See gewesen, von welchem sich das Wasser nach und nach verloren hätte; und weil dazu eine undenkliche Zeit erfodert würde;

---

a) Man sehe unter andern Scribenten insonderheit *Scheuchzeri* itinera per Helvet. Æp. Regiones; ejusd. querel. & vindic piscium. Memoir. sur les Petrifications des quatre parties du monde. *Buffon* Theorie de la terre. *Leibnitii* Protogæa.

de; so müßte in diesem Falle die Erde nothwendig von einem unglaublichen Alter seyn. Ein **Woodward** fand nähmlich gegen alle natürliche Begriffe, die Sündfluth hätte die Berge wie Zucker zerschmolzen, nachdem die Schwere der Dinge erst durch ein Wunderwerk aufgehöret hätte. **Woodward** b), der nicht einsahe, daß die Kräfte, womit die Dinge zusammen hangen, ganz und gar nichts mit der Schwere zu schaffen haben, und der eingesehen haben sollte, daß die Erde nach dem, was er voraus setzte, durch ihre tägliche Umdrehung sich in Staub weit über die Himmel müßte zerstreuet haben, dachte einer Sache weitläufig nach, deren Ursachen man vielleicht mit drey Worten sagen kann; nähmlich, daß die Linie, um welche sich die Erde wälzet, ehmahls eine andere Richtung bekommen hat. Die andere Meinung, daß das feste Land unserer Kugel der Grundsatz des Meeres gewesen, und zwar (welches aber vielleicht nicht allzu glücklich gedacht ist) aus einem Meere, bedeckt mit Sargasso c), scheinet eine wichtige Absicht auf die Abhandlung vom Menschen zu haben. Was für eine unendliche Zeit aber scheinet dazu nöthig gewesen zu seyn, bis die Gewässer

b) Siehe Geographie Physique, ou Essai &c. de Mr. *Woodward.*

c) Siehe Linnæi Syst. Nat. Observ. in tria Regna.

wässer so weit fallen konnten, daß die Erde werden konnte, so wie sie itzt ist? Ist die älteste Erde nicht ohne Spitzen der Berge gewesen, deren Gipfel man kaum sehen kann, welche Länge der Zeit war nicht dazu erfodert, ehe die See das Land verließ, daß wir itzt bewohnen? Verloren sich die Gewässer solchergestalt, wie man ihre Abnahme in Norden bemerket haben will d), da man inzwischen dafür hält, sie wären hingegen im Mittelmeer gewachsen e), (zwey Meinungen, die eben nicht mit einander streiten; kann aber dießfalls die eine aus der andern folgen?): so könnte man daraus auf das Alter der Erde schließen, wenn man sonst für rathsam fände, auf solche unsichere Gründe zu bauen f).

§. 8.

Ohne mich in diese und andere hierher gehörige gelehrte Gedanken, die ihren Erfindern Ehre machen, die Welt aber in ihrer vorigen Unwissenheit lassen, weiter einzulassen, will ich meine Materie

d) Celsius von der Verminderung des Wassers in den Stockholm. Actis vom Jahr 1741 im ersten Quartal.

e) *Eustachii Manfredi* Abhandlung in den Actis Bonon. Tom. 2. p. 2. Moro neue Untersuchung der Veränderung des Erdbodens. 2. Th. 25. Hauptst.

f) D. Browals Untersuchung von der Verminderung des Wassers.

terie fortsetzen. Ist das feste Land nach und nach geworden, hat der erste Mensch zugleich mit der ersten Erde, die die Menschen aufnehmen konnte, angefangen zu werden: so kann man nicht läugnen, es habe das menschliche Geschlecht; wie vollkommen man es auch im ersten Ursprunge denken will, Zeit genug gehabt, sich zu entwickeln, um aus einem bloß sinnlichen Thiere ein vernünftiges zu werden. Ein Tieljamed g), der, vermuthlich mehr aus Scherz als aus Ernst, in seiner Fantasie sah, wie der Mensch, als ein Seethier, aus der See heraus kam, und hernach auf dem festen Lande sich veränderte, und eine weit andere Natur annahm (der Ordnung der Natur entgegen, die niemahls einem Thiere erlaubet, sein Element, wozu es erschaffen ist, beständig zu verlassen, wenn es auch in einem andern zugleich leben könnte), könnte in der angemerkten langen Zeit mehr als zu viele Gelegenheiten finden, durch eine Folge von unzähligen unmerklichen Abwechslungen zu sehen, wie sein Thier, nachdem es sein Element verändert, endlich seine Natur verwechselt, und aus einem unvernünftigen durch tausend sonderbare Muthmassungen, zuletzt ein Mensch wird. Allein ohne eine Menge von Dingen zu be-

g) *Tieljamed*, ou Entretiens d'un Philosophe Indien avec un Missionaire.

berühren, die, nach Anleitung des bereits gesagten, angeführt werden könnten, wird es vollkommen genug seyn, um zu beweisen, wie sehr man sich, aber auch vergebens, bemühet, dergleichen besondere Meinungen vom Ursprunge des Menschen zu erdenken, wenn man überlegt, daß solches, so wie alles übrige, wie lang auch der Umweg und die Folge von Abwechslungen sind, die eine spielende Einbildung sich ausdenket, doch zuletzt seinen ersten Ursprung in einer Schöpfung ganz unwidersprechlich finden muß; in einer Schöpfung, die das Vermögen ertheilet hat, vernünftig zu werden, weil das Veränderliche in den Dingen niemahls daraus, was in den Dingen selbst ist, verstanden werden kann. Weil dießfalls die Befolgung und Ausübung dieses Vermögens ungleich weniger beschwerlich ist, als das Vermögen selbst: so ist es etwas sonderbares, in der Zugestehung des einen Schwierigkeiten zu suchen, wo man das andere mit beyden Händen zugibt. Ueberhaupt ist es uns keine Ehre, auf der einen Seite zu behaupten, vernünftig zu denken, und doch auf der andern Seite den Dingen ein Vermögen, die größten und vortrefflichsten Unternehmungen auszuführen, beyzulegen, ohne daß sie gleichwohl in einer undenklichen Zeit sollten so weit kommen können, sie in Uebung zu bringen. Es ist daher

um so viel gewisser, daß sich kein Ursprung besser auf den Menschen schickt, als dieser, worin alle seine Kräfte auf das Vollkommenste entwickelt waren. Die Dinge sind unfehlbar dazu geschaffen, um ihren größten Nutzen zu haben, nicht aber, den geringsten und verächtlichsten.

§. 9.

Es ist daher dem ersten Ursprunge des Menschen ganz und gar nicht gemäß, daß er ehemahls durch seinen eigenen Fehler so sehr gefallen ist, daß seine Lebensart von der Lebensart der Thiere nicht sehr verschieden geworden ist. Es kommen in der That alle weltliche Schriftsteller darin einstimmig überein, daß ehemahls eine Zeit gewesen sey, da der Mensch überhaupt ganz unvernünftig und nur ein Kenner des Sinnlichen gewesen ist, nähmlich als er in der Welt nach Art der Thiere herum schweifte, bloß um Lebensunterhalt zu suchen. Sie beschreiben uns die ersten Menschen in lauter kleine Gesellschaften zerstreuet, welche fast ohne bürgerliche Verfassung, ohne Gottesdienst, ohne Wissenschaften und Künste, ohne Begriffe von Recht und Unrecht lebten. Kein anderer Begriff von den alleraltesten Menschen, von denen man etwas weiß, ist zufolge der weltlichen Historie zuverläßig, welche berichtet: es hätten die

Völ-

Völker lange hernach, da sie zahlreicher geworden wären, gelernt, sich in Städte zu versammeln, das Land zu bauen, an GOtt zu denken, nach gewissen Gesetzen zu leben, nützliche Künste zu erfinden.

§. 10.

Die Chinesische Historie, die unter allen weltlichen Geschichten in den ältesten Zeiten am wenigsten fabelhaft und folglich am zuverläßigsten zu seyn scheinet, versichert h), die alten Chineser wären mehr als 2000 Jahre vor Christi Geburt in diesem Zustande gewesen. **Fohi**, der erste Lehrer oder Schöpfer dieses mächtigen Volks, soll alle seine Landsleute als unvernünftige Thiere befunden haben; sie lebten zerstreut in den Wäldern, ohne sich um etwas anders als um Lebensunterhalt zu bekümmern. **Fohi** fieng an, seine Landsleute in eine Gesellschaft zu versammeln, er lehrte sie den Fisch- und Vogelfang, ordentliche Eheverbindungen, und die ersten bürgerlichen Verfassungen. Man berichtet ferner, die Chineser hätten sich nach dieser Einrichtung so stark vermehrt, daß sie ihren Unterhalt nicht länger an den Pflanzen, Früchten und Thieren finden konnten, von denen

h) Du *Halde* Description de la Chine T. I. und *Martini* Histor. Linicæ, Decar. I.

denen sie damahls gelebet hatten. Sein Nachfolger in der Regierung, **Chinnong**, half diesem Mangel damit ab, indem er mehrere Arten des Getreides und durch den Ackerbau ein Mittel, sie in Menge zu vermehren, erfand.

§. 11.

Nach der Persischen Historie i) lehrte **Keiomaras**, der erste König der Perser, sein Volk, Häuser zu bauen und sich in Städten zu versammeln. Sein Nachfolger, **Hushang**, war der erste, der sein Volk lehrte, in den Bergwerken zu arbeiten, das Land zu bauen, und sich der Feldfrüchten zu bedienen. Unter ihm wurden die ersten Gesetze gegeben, und Persien ward nunmehr ein ordentlicher Staat.

§. 12.

Die Aegyptische k), wie auch die Geschichte der meisten alten Völker will den ältesten Menschen nicht einmahl die Kenntniß des Feuers zugestehen. **Vulkan** war der erste, der diese wichtige Sache erfand, und **Saturn** derjenige, der die Aegyptier zu einem ordentlichen Umgang unter einander bewog. Sein Sohn **Osiris** war der grosse

i) Siehe die allgemeine Welthistorie, Th. IV. Hauptst. XI.
k) *Diodori Siculi* Biblioth. L. I.

se Schöpfer oder Lehrer seines Volks. Vor seiner Zeit, sagt man, verzehrt ein Mensch den andern; Osiris aber schaffte diese unmenschliche Gewohnheit ab. Seine Königinn Isis erfand allerhand Arten von Getreide, und er selbst die Werkzeuge, die Erde zu bauen und zu bearbeiten. Er lehrte überdieß die Aegyptier Häuser zu bauen, in Städten zu wohnen, Weinstöcke zu pflanzen und zu beschneiden, ordentlich Gottesdienst zu halten, Metalle zu bearbeiten, sich einer gewissen Art der Schrift zu bedienen; er erfand die Musik, und, was man am wenigsten denken sollte, er ordnete die Rede, die vor seinen Zeiten mehr in einer Menge unverständlicher Töne, als in einer ordentlichen Sprache bestanden haben soll.

§. 13.

Die Griechische Geschichte l) gibt uns von den ältesten Einwohnern Griechenlands keine vortheilaftere Nachricht; denn dieses Land war in den ältesten Zeiten ein Wald, worin die Menschen sich versteckten, und vollkommen nach Art der Thiere lebten. Sie assen die Kräuter auf dem Felde, und es dauerte lange, ehe sie Eicheln

l) *Pausanius* in Arcadicis, C. 1. 2. & Atticis, C. 14. *Plutarchi* quæstiones Romanæ. *Diodor.* Lic. Biblioth. L. I.

cheln in Vorrath sammeln lernten. **Pelasgus** lehrte sie zuerst, sich Hütten zu bauen, die Thiere zu fangen und sich der Felle derselben zu ihrer Kleidung zu bedienen. **Ceres** und **Triptolem** lehrten sie, sich des Korns zu bedienen, und die Erde zu bauen, und **Bacchus** lehrte sie den Weinbau. **Cecrops** stiftete zuerst zu Athen den Ehestand und die Anbethung der Götter. Dennoch aber dauerte es lange Zeit, ehe sie Gesetze bekamen und durch die Gesetze ein ordentliches und vernünftiges Volk wurden. Das Recht bestund sehr lange in der Macht. Die Menschheit war den Menschen noch größtentheils unbekannt.

§. 14.

Ich will die Leser nicht länger mit dergleichen Nachrichten aufhalten. Man weiß, daß **Janus** den Lateinern dasselbe gewesen seyn soll, was **Osiris** den Aegyptiern war; und es ist zuverläßig, daß fast alle diese Völker eine Art der Erinnerung ihrer ersten Herkunft beybehalten haben, und zwar entweder in Versen, oder in mündlich überlieferten Erzählungen, aus welchen mit der Zeit insgemein Fabeln geworden sind; oder in hieroglyphischen Carakteren; oder auf welche andere Art es auch geschehen sey, genug, daß sie alle darin überein kommen, ihre ersten Vorfah-

ren ungefähr auf eben dieselbe Art zu beschreiben, wie sie sich nähmlich der Dinge und der Welt bedienten, ohne zugleich zu wissen, oder einmahl sich darum zu bekümmern, was es für eine Beschaffenheit damit gehabt hat. In allem diesen aber ist nichts sonderbarers, als daß die Peruaner und Mexikaner m), die einzigsten unter allen Völkern in Amerika, die eine ordentliche Historie ihres Landes halten, mit einer eben solchen Erzählung von dem uralten Zustande ihres Volkes anfangen, ohne daß man sie dießfalls in Verdacht haben könnte, sie hätten dergleichen Nachrichten von andern ausgeschrieben oder gelernt; welcher Verdacht vielleicht ganz reimlich den größten Theil der vorbemeldten Völker treffen möchte. Allein obschon alle diese Erzählungen insgesammt darin übereinkommen, daß sie die allerältesten Menschen als bloß sinnliche Thiere beschreiben; so kann man dennoch (obschon dieser Zustand der Menschen, wie wir hernach sehen werden, nicht unmöglich war) nicht ohne große Mühe glauben, die Menschen hätten einiger Massen in Menge beysammen leben können, und sich doch unter sich selbst so tief erniedriget, daß sie ohne den geringsten Gebrauch der Vernunft hätten

m) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. 2ter Theil.

ten leben können; denn man müßte sonst ohne Zweifel noch jetzt einen Ort in der Welt oder ein Volk gefunden haben, welches einem solchen Volke ähnlich wäre. Es ist zwar wahr, daß uns nicht alle Bewohner unserer Erde bekannt sind; das Innerste von Afrika und Amerika, nebst allen Südländern sind, vielleicht zum Glücke derselben, von den Europäern noch nicht besucht geworden; allein zu glauben, daß in diesen Gegenden Völker ohne alle bürgerliche und vernünftige Verfassung gefunden würden, das ist ein Satz, dem wir um destoweniger Beyfall zu geben berechtiget sind, da unter den in so grosser Menge bereits bekannten so genannten wilden Völkern noch kein einziges gefunden worden ist, welches nicht einen ansehnlichen Gebrauch des Verstandes, der den Menschen so unendlich weit über die Thiere erhebet, gehabt hätte. Der Unterschied zwischen den am wenigsten aufgeklärten unter ihnen und den wilden Waldmännern oder Oran-Otangs ist jederzeit so groß gewesen, wie er zwischen einem Menschen und einem unvernünftigen Thiere seyn muß, obschon die Gestalt eines Oran-Otangs einem Menschen vollkommen ähnlich ist; woran man um so viel weniger zweifeln kann, weil man dieses Thier zur See

aus

aus Afrika nach Europa n) gebracht und hinlänglich beschrieben hat. Daß es die Negern o) für eine Art von Menschen halten, beweiset eben so wenig, als wenn man in Canada die Bieber unter die vernünftigen Geschöpfe rechnet; denn daß diese Oran-Otangs aufrechts gehen, sich auf den Bäumen eine Art eines Daches, worunter sie schlafen, machen, schaarenweis gehen, mit Stecken die Elephanten und Menschen anfallen, ihre Todten mit Laub und Zweigen bedecken, aus Gefässen, die man ihnen gibt, trinken, und wenn sie getrunken haben, den Mund, wie ein Mensch, abwischen: alles dieses beweiset keines Weges, daß sie Menschen auch nur im geringsten Grade sind, bey denen sich die Kräfte des Verstandes noch nicht entwickelt haben. Die Seebären p) und Seelöwen haben in Betrachtung des Vernünftigen weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen als die Oran-Otangs. Die Begierde dieser Thiere, sich mit den Menschen zu vermischen, sollte zwar dasjenige seyn, was dießfalls das meiste beweisen sollte; da man doch vielmehr daraus am besten schließen könnte, zu

n) Dappers Afrika und Beschreibung von Nieder-Aethiopien und des Königreichs Quoja. Salmons Staat der Sundaischen Inseln.

o) *Labat* Afrique occid. Tom. 3. Ch. 11.

p) Steller in Nov. Commentar. Petropolit. Tom. 2.

welcher Art von Thieren sie gehörten. Daß aber diese Oran-Otangs dem ungeachtet noch bleiben, was sie sind, nähmlich unvernünftige Thiere, die bloß dazu dienen, den Zwischenraum zwischen dem edelsten und weniger edlen Thiere auszufüllen, nach der beständigen Regel, die die Natur überhaupt in Acht nimmt, indem sie jederzeit von einer Classe der Dinge zu einer andern durch Mitteldinge fortgehet, die sich den Beschaffenheiten beyder näherte, solches siehet man vollkommen daraus, daß so bald einer Art von Thieren ein Vermögen zu etwas gegeben ist, die natürliche Absicht dessen ist, daß es gebrauchet, und die Umstände überhaupt solcher Gestalt abgepasset werden sollen, damit es sich gehörig äussern muß. Die Natur scheinet zuweilen zu irren. Mißgeburten und eine Menge solcher Dinge, die niemahls ihre Absichten erreichen, die sie, wie wir glauben, haben, und die sich die Natur gleichwohl niemahls vorgesetzt gehabt, scheinen zwar die Einwürfe zu bestärken; allein man muß wohl bemerken, daß, wenn auch das, was wir einen Irrthum nennen, eintrifft, solches doch nur selten und nur in einzelnen Theilen, niemahls aber in einer ganzen Art geschieht; daher ist jederzeit nur sehr wenig dazu nöthig, das, was den Dingen natürlich ist, in Gang zu setzen;

dann

denn dazu finden sie in sich selbst einen beständigen Trieb, und alle Gegenstände können eine Gelegenheit dazu geben. Wären die Oran-Otangs von Natur geschickt, wie Menschen zu handeln, zu leben und zu denken, so könnte es auch nicht anders kommen, sie müßten endlich mitten unter den Menschen lernen, vernünftiger zu denken, zu reden und zu handeln.

§. 15.

Diese Thiere beweisen also keines Weges, daß man noch ganze Schaaren bloß sinnlicher und unvernünftiger Menschen findet; inzwischen ist es doch zuverläßig gewiß, daß der Mensch solcher Gestalt seyn kann. Es ist unläugbar, daß man verschiedene Mahle q) wilde Kinder gefunden hat, die nach Art der Thiere auf allen Vieren gelaufen sind. Man weiß, daß sich einige Thiere gar leicht irren, und fremde Jungen für ihre eigenen halten können. Die Bärinnen sind insonderheit willig dazu, stillende Kinder aufzunehmen. Diese solcher Gestalt aufgefütterten Wilden, aber Wilde von einer andern Art, als von denen

q) Connor Beschreib. des Königreichs Pohlen, 6tes Sendschreiben. Ejusd. Evang. Medici, Art. 15. und Rousseau von dem Ursprunge der Ungleichheit der Menschen, in den Anmerkungen.

denen wir hernach handeln wollen, haben vollkommen das Ansehen unvernünftiger Thiere gehabt; Sprache, Verstand, selbst das Gedächtniß oder das Andenken des Vergangenen mangelte ihnen, da sie sich doch inzwischen ihren nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen gar wohl wußten. Eben diese, nachdem sie bereits einen glücklichen Anfang gemacht hatten, Menschen zu werden, bezeigten doch noch immer grössere Lust zu ihrem vorigen wilden Leben, als vernünftig zu leben; eine Gesellschaft Bären war ihnen weit lieber, als eine Gesellschaft Menschen; so groß ist die Herrschaft der Gewohnheit. Es ist also unläugbar, daß ein Mensch, der ohne alle Erziehung sich selbst und der Wildheit überlassen wird, in seiner Natur wirklich nichts anders wird, als ein sinnliches Thier mit höhern Vermögenheiten oder Kräften, die es aber nicht zu gebrauchen weiß.

§. 16.

Sollte daher der Mensch jemahls so beschaffen gewesen seyn, wie ihn die weltlichen Geschichtbücher abschildern, so muß er solches nothwendig zu einer Zeit gewesen seyn, da die Menschen noch nicht gesellschaftlich beysammen lebten. Da nun zufolge der heiligen Geschicht selbst eine solche

Zeit

Zeit gewesen zu seyn scheinet, so werden die Erzählungen der weltlichen Scribenten dadurch um so viel glaubwürdiger. Die Verwirrung der Sprachen (wenn man sonst die hebräische Zeitrechnung annehmen, und zugleich festsetzen will, es wäre diese Zerstreuung bey der Geburt Phalegs vor sich gegangen,) fiel nach der Sündfluth zu einer Zeit ein, da sich die ganze Anzahl der damahls lebenden Menschen reimlicher Weise nicht über 3000 Personen belaufen konnte. Wenn man nun annimmt, daß sich zu unsern Zeiten ungefähr 4000 Millionen Menschen auf unserer Erde befinden, so kann niemand daran zweifeln, daß sich diese 3000 Personen, als sie auf der Erde zerstreuet wurden, damahls in viele sehr kleine und fast einzelne Gesellschaften müssen vertheilet haben. In diesem Zustande fanden sie an den Kräutern, auf dem Felde und Baumfrüchten ohne die Erde zu bauen, und also ohne Mühe, so viel, als sie nöthig hatten. Da es folglich die Auferziehung und die Noth ist, was den Menschen arbeitsam und scharfsinnig macht: so ist es höchst reimlich, daß man sich in diesem Zustande einem müßigen Leben überließ, die Wissenschaften und Künste für unnütz ansahe, erst vergaß, was man bereits wußte, und hernach auch sich selbst. So lange also die Menge noch

nicht

nicht grösser war, als daß sie sich ohne Mühe und Kunst unterhalten konnte, so lange ist es höchst reimlich; daß sich die Menschen immer mehr und mehr verschlimmert haben; da aber mit der Zeit ihre Anzahl so ansehnlich zunahm, daß sie zu ihrer Unterhaltung etwas mehr, als eine sinnliche Kenntniß, nöthig hatten, so ist daran nicht zu zweifeln, daß nicht die Vernunft sich gar bald wieder zu äußern anfangen mußte, wenn sie auch sonst jemahls völlig verloren gewesen seyn sollte. Wenn bey einer Kreatur eine Gabe der Natur sich äußern soll, so wird nichts anders dazu erfodert, als daß man sie nöthig hat; und muß nicht also dieses eben die Epoche oder der Zeitpunkt seyn, da die weltliche Historie ihren Anfang nimmt?

§. 17.

Will man inzwischen annehmen, daß der Mensch ehmahls in einem bloß sinnlichen Zustande gewesen seyn sollte, und dann ferners untersuchen, ob er darin länger bestehen konnte, wie auch, wie er sich darin ohne alle durch die Vernunft ausgedachte und jezt bey uns gebräuchliche Hilfsmittel ernähren, vertheidigen und unterhalten konnte: so ist es nothwendig, zu erst zu bemerken, daß wir im Körper natürlicher Weise

Vermögen oder Kräfte zu tausenderley Fertigkeiten besitzen, die wir in unserer gegenwärtigen Verfassung nicht mehr kennen, und die wir durch unsere künstliche Anstalten größtentheils verloren haben. Die Geschichte der Wilden macht diese Wahrheit unwidersprechlich. Alle diese Völker besitzen in den Sinnen und im Körper ungleich grössere Vollkommenheiten, als wir. Sie sehen mit blossen Augen weiter und schärfer, als wir mit unsern besten Seherohren. Sie können, wie man berichtet, die Thiere in ihrem Lager auf mehr als auf eine Viertelmeile riechen r); im Laufen sind sie so unermüdet, ein Reuter wird

r) Siehe im dritten Theile der Göttingischen Sammlung neuer Reisen des Diereville Reise nach Port-Royal, S. 241. Das, was daselbst angeführt ist, scheinet fast unglaublich zu seyn, daher kann ich nicht unterlassen, die eigenen Worte des Verfassers einzurücken. Er spricht: Um itzt ihre Thaten auf der Jagd zu erzählen, will ich mit einem gewissen Streiche den Anfang machen, darüber ich erstaunte, und welcher vielleicht diejenigen, welche ihn lesen werden, in nicht geringere Verwunderung setzen wird. Ein Wilder ging mit seinen Gefährten auf die Jagd. Da er auf ein Stück Eis kam, womit der Winter einen großen See beleget hatte, blieb er auf einmahl stille stehen, zog mit den Nasenlöchern die ihn umgebende kalte Luft an sich, und sagte zu dem ihm folgenden Haufen: ich spüre einen Bären, er ist auf jenen Hügeln. Es war aber eine Viertelmeile weit davon, wo er den Ort angab; seine Gesellschaft verwunderte sich höchstens darüber; allein er führte sie endlich unter dem Winde so ge-

wird eher mit seinem Pferde stürzen, als daß er einen Hottentotten oder einen andern Wilden im Laufen einholen sollte s); ein Weg von hundert Meilen ist den meisten Amerikanern kaum so beschwerlich, als uns einige wenige Meilen sind. Ueber die Flüsse ohne Boot oder Fahrzeug zu setzen, auch mit ansehnlichen Lasten beschwert t), daraus machen sich die Wilden sehr wenig, denn ihre

rade darauf zu, daß man wirklich daselbst das Thier in seinem Loche antraf, u. s. w.

s) Kolbe von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. 2. Th. 17. Brief. Choderoir in seiner Beschreibung von Paraguai, Tom. I. Liv. 1.

t) Kolbe am angeführten Orte. Gotfrieds Westindianischer Hist. 2ter Th. S. 407. Relation des Nouvelles Philippines. Dampiers Reisen 16. Kap. *Rochefort* des Isles Antilles, L. 2. Ch. 17. Seine Worte sind diese: Die Caraiben schießen die Fische mit Pfeilen, so wie die Brasilier. Da sie vortreffliche Schwimmer sind, so werfen sie sich so gleich, nachdem sie den Pfeil abgeschossen haben, ins Wasser, um ihren Fang heraus zu holen. Ueberdieß verstehen sie auch, an den Klippen unter Wasser zu tauchen, und den Fisch aus den Löchern, worin er sich verbirget, heraus zu ziehen. Darin sind sie den Floridanern ähnlich, welche nicht so lange warten, bis sich der Fisch zeiget, sondern ihn unter dem Wasser auf dem Grunde selbst suchen, wo sie ihn mit ihren Keulen erschlagen, und zwar so fertig, daß man sie im Augenblick darnach wieder aus dem Wasser heraus kommen siehet, mit der Keule in der einen und mit dem Fische in der andern Hand. Es ist den Wilden etwas gewöhnliches, solche gute Schwimmer zu seyn. Man versichert von den Brasiliern, von den Bewohnern der Maldivischen

ihre Fertigkeit im Schwimmen ist nach den Berichten aller Reisenden unbeschreiblich, daß man auch beynahe glauben sollte, es wäre unter allen Landthieren keines geschickter im Wasser zu leben, als der Mensch. Auch vierzehn Tage Hunger auszuhalten u), solches ist den Wilden nicht sehr beschwerlich. Kälte und die Veränderung des Wetters thun ihrer Gesundheit keinen Schaden v). Die meisten Krankheiten sind ihnen unbekannt; in einem Alter von sechzig Jahren halten sich die meisten dieser Leute noch für jung, weil es unter ihnen etwas gewöhnliches ist, über hundert Jahre zu leben x). Man sollte also daraus schließen, daß unser Körper von Natur zu tausend Fertigkeiten geschickt ist, welche, weil sie versäumt worden sind, sich so sehr verloren haben, daß es uns, die Möglichkeit derselben zu glauben, Mühe kostet. Wir haben in der That große natürliche Gaben aufgeopfert, um andere künst-

---

Inseln, von einigen Peruanern und von den Einwohnern der Räuberinseln, daß sie für Thiere angesehen werden könnten, die eben so gut im Wasser als auf dem Lande leben. So weit Rochefort.

u) *Champlain* Vojage, Part. I. Liv. 2. *Lafitau* im ersten Theile der Geschichte von Amerika, I. Hauptst. § 20.

v) Vojage de Norbrough à la mer du Sud. T. 3. Vojage de Coreal, p. 82 & 106. *Pelloutier* Hist. des Celtes, L. 2. Ch. 6.

x) Freziers Reise nach der Südsee, im 10ten Kap.

künstliche, gar oft aber uns weniger nützliche zu gewinnen.

§. 18.

Ich will davon nicht reden, was alle Reisende einstimmig versichern, nähmlich, wie leicht sich die Wilden der Thiere bemächtigen; Krokodile, Löwen, Tyger, und Elephanten sind diesen Völkern keines Weges gewachsen. Die Wilden fällen sie gleichsam im Scherz, und auf die Löwenjagd gehen sie wie zum Tanze y). Alles dieses wird durch eine solche Erzählung glaubwürdig gemacht, wie uns in der Geschichte der Mademoiselle le Blanc

y) Siehe Kolbe am angeführten Orte. Florida von le Moine. Insonderheit eine Anmerkung in des Charlevoix Historie von Paraguai, Th. 2. im zweyten Buche beym Jahre 1608. Er spricht: dieses Land war so besetzt mit Tygern, daß man fast keinen Schritt thun konnte, ohne wohl bewaffnet zu seyn, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von diesen grimmigen Thieren, die gewohnt waren, Menschenfleisch zu fressen, verschlungen zu werden. Vor der Ankunft der Spanier legten sich die Einwohner fast ganz allein darauf, sie zu jagen, und zwar auf diese Art. Sie bewaffneten sich mit einem langen Stocke, den sie an beyden Enden mit beyden Händen fest hielten; und solcher Gestalt hielten sie ihn dem Tyger in der Queere vor, wenn er auf sie los schoß. Der Tyger biß alsdann in den Stock, und der Jäger riß ihn durch eine schleunige Bewegung von der rechten Seite zur linken um, und, ohne ihn Zeit aufspringen zu lassen, schnitt er ihm den Bauch auf.

Blanc vor Augen liegt z). Dieses wilde Mädchen soll man im Jahre 1731 bey Chalons in Champagne gefunden haben, ohne daß man wissen konnte, woher es gekommen war. Es war, als es gefunden ward, so weit man urtheilen konnte, in einem Alter von 9 bis 10 Jahren, und gab im Laufen auf die Bäume keiner Katze etwas nach, noch einem flüchtigen Eichhörnchen im Springen von einem Zweige auf den andern, und von einem Baume auf den andern. Die Bäume waren ihre natürliche Wohnung, und die Zweige ihr Bette. Sie besaß eine so ungemeine Fertigkeit im Laufen, daß kein Wild ihr entfliehen konnte; und in dieser Bewegung waren ihre Füße so schnell, daß es schien, als ob sie über der Erde wie über dem Eso fort glitschte. Sie war nicht weniger fertig im Schwimmen, im Untertauchen, und die Fische bloß mit den Händen zu fangen a), um sie ans Ufer zu bringen, wo sie ihren Fang verzehrte. Ihr Vertheidigungsgewehr war bloß ein Zweig, der am Ende dicke war. Als sie einsmahls von einer Docke angefallen ward, so betrachtete sie diese Gefahr mit Verachtung und ohne Schrecken; sie erwartete ihren Feind festen Fußes, in demselben

z) Histoire d'une jeune fille sauvage a Paris, 1755.

a) Dieses soll bey den Othomacrs, einem Volke in Guiana ein allgemeiner Gebrauch seyn. Siehe *P. Gumilla* Hist. de l'Orenoque, T. I. Ch. 12.

den Augenblicke aber, da der Hund ihr zu treffen nahe genug war, bediente sie sich ihres Vortheils, schwang ihren Stock seitwerts, und traff das beißige Thiere so wohl, daß es nach dem Schlage todt vor ihr auf der Stelle lag. Diese Erzählung trift damit vollkommen gut überein, was man sonst von den Wilden versichert, nähmlich, daß ihr Wurfgewehr und ihre übrigen Waffen jederzeit auf ein Haar treffen und niemahls fehlen b). Je weniger der Mensch seine Gefahr kennet, desto leichter überwindet er sie. Uebrigens gestand sie selbst, als sie, vernünftig zu reden und zu denken, gelernet hatte, daß sie in diesem Zustande niemahls an eine verständige Ueberlegung gedacht, sondern bloß das Gefühl ihrer Nothwendigkeiten und eines immerwährenden Triebes, ihm Genüge zu leisten, empfunden hätte. Sie war es so gewohnt, rohes Fleisch zu essen und Blut zu trinken, daß sie nicht ohne Lebensgefahr, und nachdem sie verschiedene gefährliche Krankheiten ausgestanden hatte, dahin zu bringen war, sich endlich von einer uns so eckelhaften Speise zu entwöhnen.

§. 19.

---

b) Rochefort im angeführten Werke Liv. 2. Ch. 17. Kolbe im angeführten Werke, Brief 17.

§. 19.

Diese Erzählung von der Mademoiselle le Blanc stimmet vollkommen mit den Gedanken überein, den man sich von einem bloß sinnlichen Menschen machen muß, dessen Neigungen nur allein dahin gehen, sich von dem ersten dem besten Baume satt zu essen, seinen Durst bey der ersten der besten Quelle zu löschen, um hernach ruhig und vergnügt zu schlafen, ohne sich weiter um etwas in der Welt zu bekümmern. Man kann, wenn man will, tausend Glückseligkeiten für einen solchen Menschen in diesem Zustande erfinden; er besitzet wirklich alles, was wir uns in dem unsrigen alle Augenblicke vergebens wünschen. Der größte Fehler in unsern gegenwärtigen Einrichtungen ist dieser, daß wir uns an so viele Nothwendigkeiten gewöhnt haben, da es doch allezeit ein weit größeres Glück ist, nichts nöthig zu haben, als Mittel ausfindig machen zu können, dem Mangel derselben abzuhelfen. Der wilde Mensch scheinet in der ganzen Welt eine offene Speisekammer, und ohne Mühe alles, was er braucht, zu finden, weil er nur wenig nöthig hat; es scheint, er habe nur nöthig zu suchen, um es zu bekommen; da wir hingegen auf alle mögliche Arten einen Vorrath einsammeln, und bey der Menge uns doch nur

küm-

kümmerlich durchhelfen müssen. Der wilde Mensch kennet in diesem Zustande nichts, was wir schlechte Jahre, Landesplagen, theure Zeit, Hunger und dergleichen nennen, weil er nicht sucht, die Natur einzurichten, sondern sich von ihr einrichten läßt. Alles dienet ihm zur Nahrung, alles schmeckt ihm gut, eins ist ihm so gut, wie das andere; daher man gewisser Maßen mit Recht sagen kann, daß der Mensch nur wenig durch die Veränderung gewonnen hat, die er durch die Erfindung künstlicher Gerichte ausgedacht hat, ohne welche der Geschmack sich jetzt nicht mehr behelfen kann, weil er unnatürlich geworden ist, insbesondere, da wir dadurch weder ein Mittel gefunden haben, das Leben zu verlängern, noch in der Zeit, so lange wir leben, eine bessere und gewissere Gesundheit zu genießen; hingegen kann daran kein Zweifel seyn, daß der Mensch in diesem Zustande weit gesünder und frischer seyn müßte, als in dem unsrigen. Sind nicht die zahmen Hausthiere weit schwächer, als die wilden von eben derselben Art? und ist dieses richtig, daß die Thiere überhaupt bestimmt sind, sechs bis siebenmahl so lange zu leben, als die Zeit dauert, in der sie wachsen: wie kurz ist nicht unser Leben gegen die Zeit, wie lange es der Ordnung der Natur nach dauern sollte? Doch dieses ist es nicht eigent-

gentlich, worauf ich am meisten sehen will, weil, wir, je mehr wir die Natur kennen lernen, desto weniger finden, daß sie sich an allgemeine Regeln bindet; ich gedenke insonderheit den Vortheil dieses Zustandes darin zu finden, daß man, berechtiget durch die Schlüsse, die man reimlicher Weise von dem wenigern auf das mehrere, von einem gewissen Grade des wilden auf den allerwildesten Menschen machen muß, dafür halten muß, daß dieser von den unzähligen Krankheiten, die unsere Glieder martern, fast gar nichts wissen muß, theils weil sie nicht gebrauchet werden, wie es die Natur verlanget, theils weil sie gemißbrauchet werden. Man muß solches in der That als eben so viele Früchte einer vernünftigen Unordnung ansehen, und als nothwendige Folgen von tausend heftigen Gemüthsbewegungen. Der Mensch in seinem wildesten Zustande schläft dafür ruhig, da hingegen der sittliche alle Augenblicke auf neue Art und Weise davon geängstiget wird.

§. 20.

Wie sicher der Mensch in dem allerwildesten Zustande vor den andern Thieren seyn könnte, dieses siehet man, wie ich glaube, aus dem, was ich angeführet habe, vollkommen. Er hat-

te ganz zuverläßig zu seiner Vertheidigung unserer künstlichen Waffen gar nicht nöthig, welche mehr darum erfunden zu seyn scheinen, weil der eine Mensch sich in der betrübten Nothwendigkeit befindet, immer gegen einen andern auf seiner Hut zu stehen, als weil wir sie zur Vertheidigung gegen die Thiere nöthig haben. Der allerwildeste und allerunvernünftigste Mensch bleibet dem ungeachtet allezeit das allerlistigste und gefährlichste Thier; daher würde man mit Unrecht glauben, er wäre den übrigen Thieren dießfalls gewachsen, weil er nicht weniger ein Raubthier wäre, wie sie sind; weder Zähne noch Klauen, noch Eingeweide berechtigen uns, den Menschen in die Classe der Raubthiere zu setzen. Die ganze Affenart bekümmert sich wenig um den Anfall der übrigen Thiere, ungeachtet sie nicht den tausenden Theil so gut geschickt ist, sich zu vertheidigen, als der allerwildeste Mensch seyn müßte; ich glaube eben so leicht, der Mensch würde eben so gut durch einen freundschaftlichen Vertrag mit den Raubthieren, als dadurch, daß er beständig gegen sie zu Felde liegt, in dem allerwildesten Zustande ihr Meister werden. Die Thiere, wie unvernünftig sie auch sind, sind von Natur gescheid genug, den natürlichen Vorzug einzusehen, den das eine vor dem andern haben

kann.

kann. Es ist zuverläßig, daß sie insgesammt sich aus diesem Grunde vor dem Menschen fürchten, und zwar, wenn ich frey reden darf, mehr vor natürlichen, welcher die Fertigkeiten des Leibes im höchsten Grade besitzet daher auch in den alten Zeiten die gesitteten Völker; ihm dießfalls insgemein den Nahmen der Riesen c) gaben; als vor dem künstlichen, welcher sie größten Theils verloren hat.

c) *Pelloutier* Histoire des Celtes, Liv. 2. Chap. 1 dem ungeachtet scheinet es, es habe die natürliche Stärke den Menschen nicht so sehr zum Herrn über die Thiere gemacht, als vielmehr seine List, weil er die Schwäche der Thiere sehr leicht einsieht, und weiß, auf welche Art er sie am besten fangen kann. Ungeachtet die wilden Pferde, die man in Amerika in Menge findet, übrigens aber von europäischer Herkunft sind, erstaunlich geschwind laufen: so wissen doch die Wilden sich ihrer zu bemeistern, und zwar dadurch nicht allein, daß sie eben so schnell laufen, sondern auch, daß sie sie zu gleicher Zeit in die Büsche jagen, worin sie sich verwickeln, worauf sie ihnen einen Strick über die Füße werfen, ihnen in einem Augenblick auf den Rücken springen, sich an der Mähne fest halten, und sie solchergestalt ganz unvermerkt zähmen. Man sehe Charlevoix Tom. I. Liv. I. Ich will nicht davon reden, wie leicht die Hottentoten die Löwen, Tyger, Rhinoceros und die Elephanten durch vergiftete Wurfspiesse fällen, weil dazu ein künstliches Gewehr gebrauchet wird, wie man beym Kolbe am angeführten Orte sehen kann. Hingegen gehört die Kloppjagd der Nordamerikaner, wenn sie nähmlich die Hirsche in eine Art eines mit Pfählen, wie Tab. I. Fig. 6. zeiget, eingehegten Platzes jagen, zu den ältesten und simpelsten Arten, die Thiere zu fangen, wie man

§. 21.

Wenn alles dieses seine Richtigkeit hat: so kann man nicht läugnen, daß der Mensch im allerwildesten Zustande äußerlich weniger zu befürchten hatte, als jetzt, theils weil er weit besser geschickt war, der Gefahr zu entgehen, theils weil er wirklich nicht so viel Gefährlichkeiten ausgesetzt war, theils auch weil er damahls sein Uebel weit weniger empfand, als jetzt. Unser geringstes Unglück ist, daß wir sterben, die Furcht vor dem Tode

beym *la Hontau*, Tom. I. Lett. II. sehen kann; dann sind die Thiere erst darin eingeschlossen, so können sie sie mit Steinen todt werfen. Die Einwohner in Florida fangen die Krokodile dadurch, daß sie ihnen eine Stange in den Mund stecken, und sie hernach damit auf den Rücken wälzen, weil sie in diesem Zustande die Kräfte verlieren und leicht getödtet werden. Siehe Florida durch *le Moine*. Die wilden Ochsen fürchten sich vor dem Feuer, die Wilden zünden daher das hohe und dürre Gras an, worin sie grasen. Die Ochsen stehen in der Mitte bestürzt, und lassen sich mit Steinen todt werfen. *Hennepin* Nouvelle decouv. d'un tres grand pais, Chap. 30. Ein Bieber wird auf dem Lande leicht gefangen, im Wasser aber schwerlich. Die Wilden zerstören daher die Dämme, die diese Thiere über die Flüsse machen, um das Wasser zurück zu halten, und darauf werden die Bieber auf dem trocknen Lande gefangen, *la Hontau* Tom. I. Lettr. 16. Es würde allzu weitläufig werden, wenn ich aus der Geschichte der Wilden alle Beweise anführen wollte, die diese Wahrheit bestätigen, daß der am wenigsten aufgeklärte Mensch ein gefährliches Thier ist, und zwar aus der Ursache, weil er das Listigste unter allen Thieren ist.

Tode ist ein wirkliches Uebel. Die Kreatur, welche umfällt, ohne zu wissen, was ihr wiederfahren wird, fühlt die Schmerzen, die allezeit erträglich sind, weil sie der Natur gemäß sind, niemahls aber Beängstigungen. Wenn man alles dieses erwäget, so kann man sagen, daß ein recht wilder Mensch weit größere und ansehnlichere Vortheile besitzet, als der sittliche und vernünftige. Wenn man Lust hat, einen theatralischen Held aus einem Menschen aus dem wildesten Zustande zu machen: so kann man hinzufügen, daß er unter einer Thierhaut, bedeckt mit Baumblättern, unter dem Schutz und Schatten der Bäume eben so gut gegen Hitze, Kälte und alle Veränderungen der Luft verwahret war, wie wir in unsern wärmsten oder kühlsten Stuben und in aller der zärtlichen, prächtigen und künstlichen Kleidertracht sind, über welche wir niemahls mit uns selbst recht einig werden, wie sie seyn soll, weil wir unsere Vollkommenheiten von dem äußerlichen, nähmlich nicht von dem, was eigentlich das Unsrige ist, entlehnen. Der recht wilde Mensch, der keinen Werth auf andere Vollkommenheiten setzet, als auf diese, die er bey sich selbst findet, würde eine weit größere Glückseligkeit darin finden, in kurzer Zeit unermüdet viele Meilen zurück zu legen, an allen Orten zu wohnen, und, so oft es ihm beliebte,

neue

neue und fruchtbare Gegenden gegen die verbrauchten, deren er müde ist, zu vertauschen, als in diesen gewissen Wohnplätzen, die wir nach unserer gegenwärtigen Denkungsart so hoch schätzen. Unsere Häuser würden ihm nach seiner Denkungsart enge Gefängnisse, unsere Zierrathen Kinderwerk gegen die Schönheiten der Natur werden, von denen er alle Augenblicke durch die Veränderung seines Aufenthalts neue antreffen wird. Er würde, wenn er sonst denken könnte, in unserm vielfältigen Hausgeräthe eine Menge Beweise unserer Laster und unnothwendiger Nothwendigkeiten finden, deren wir uns sie zu besitzen, schämen sollten. Ein Wilder, der seine Glückseligkeit darinsuchet, nichts zu besitzen, und doch an nichts Mangel zu leiden, findet in unsern Gütern eben so viele Bürden, die sich die Menschen aufgelegt haben, und hält uns für thöricht, weil wir, um einer Menge von Nichtswürdigkeiten willen, die wir für etwas wichtiges halten, und um eingebildete Herren eines geringen Raumes Erde zu seyn, uns eben so wenig um die ganze übrige Welt bekümmern, als wenn sie niemals vorhanden wäre. Könnte dieser wilde Mensch unsere bürgerliche Gesellschaften gehörig betrachten, wie unnatürlich würde es ihm vorkommen, zu sehen, wie Menschen, die von der Natur am wenigsten dazu er-

schaffen

schaffen sind, Lastthiere und Sclaven zu seyn, bald sich mit knackenden Gliedern unter einer Last krümmen: bald über Vermögen arbeiten, um am Abend kaum so viel zu gewinnen, wovon sie des folgenden Tages leben können; oder wenn er bald einem begegnen würde, der mit tausend sclavischen Gebärden sich vor seinem Nebenmenschen bis auf die Erde demüthigte, der vergessen hatte, wie sehr die Menschen alle einander gleich sind; bald einem Stolzen, der alle andere kaum über die Schultern ansieht, weil er ein Kleid trägt, das er, zu verdienen nicht im Stande ist. Kurz, ein Wilder, der in seiner Freyheit die höchste Glückseligkeit findet, würde glauben, daß wir uns durch unsere vernünftige Bemühung nichts anders als unvernünftige Fesseln erwerben, womit wir selbst immer härter und härter gefesselt werden sollten.

§. 22.

Will man noch weiter gehen: so kann man sagen, daß alle diese angeführten Vortheile, die mit dem wildesten Zustande des Menschen verknüpfet sind, nähmlich Freyheit, natürliche Stärke, Gesundheit, wenige Nothwendigkeiten, frey und überall alles in der Natur genießen zu können, vollkommen sein eigener Herr zu seyn, und so weiter, daß alle diese Vortheile doch nur noch

sehr

sehr geringe zu schätzen sind gegen das grosse Glück, daß der wilde Mensch frey von einer Menge Gemüthskrankheiten ist, die das wirkliche Unglück des vernünftigen Menschen sind. Wie sehr ist der wilde Mensch, in so fern er nichts verlanget, als was die Natur fodert, nicht glückseliger, als der vernünftige Mensch, der den natürlichen Gebrauch der Dinge mit Fleiß verläßt, um niemahls länger Vergnügen daran zu finden, als so lange er sie wünschet; der tausend Dinge verlangt, die er eben so gut entbehren kann, so selten er sie erhalten kann; inzwischen da er in beständigen neuen Begierden nichts als beständige Unruhen und Beängstigungen eines aufgebrachten und zerstreuten Gemüthes empfindet. Bedenket man, wie sehr der gesittete Mensch alle andere, wo nicht eben für Feinde, doch für Mitbuhler, ansiehet, vor denen er sich niemahls genug in Acht nehmen kann: bedenket man, wie selten es ist, unter tausend Bekannten einen Freund zu finden, eine Person, die uns wirklich Gutes gönnet, gegen eine Menge, die so lange ein grosses Wesen aus uns machen, als es ihr Vortheil mit sich bringet, und uns hingegen verachten, so bald sie können; überleget man, welche Bitterkeit, welche Selbsterhöhung insgemein unter unsern Redensarten des Mitleids, unter unsern Ehrenbe-

zeugun-

zeugungen und guten Werken verborgen liegen, wie wenig in der Welt um anderer Willen aus gutem Herzen und ohne Absicht auf uns selbst verrichtet wird; wie sehr ein Mensch dem andern im bürgerlichen Wesen hinderlich ist, welches doch eine gemeinschäftliche Hilfe zur Hauptabsicht hat; daß es uns kein geringer Verdruß ist, andere im Besitze gewisser Güter zu sehen, die wir doch selbst nicht haben könnten; daß Tugend und wirkliche Verdienste oft nur bloß dem Nahmen nach Mode sind; daß hingegen die Laster, die sich mit der Vernunft zu gleicher Zeit äussern, das Leben in unsern Unternehmungen und die Seele in der bürgerlichen Maschine sind. Erwäget man alles dieses: so scheinet es ohne noch mehr aufzunehmen, allezeit eine Frage zu seyn, die ein jeder Vernünftiger Gelegenheit genug hat, sich selbst zu machen, nähmlich: hat der Mensch durch die Vernunft am meisten gewonnen oder verloren? hat er diese grosse Gemüthsgabe bloß darum ausgearbeitet, um sie zu mißbrauchen, bloß um zu begehren und niemahls zu genießen, um vom Anfange seines Lebens an bis auf seinen letzten Abschied aus der Welt seine Gefahr und sein Elend voraus zu sehen, um mehr aus Angst als von dem Uebel selbst, das er, nur zu kennen, ihm aber nicht abzuhelfen gelernet hat, gemartert zu werden?

§. 23.

§. 23.

Da ich aber den Leser so lange aufgehalten habe mit der Betrachtung des wilden Menschen in seinen Vortheilen: so ist es nun auch nöthig auf der andern Seite kürzlich auch das Unglück, das sein Zustand mit sich bringet, anzusehen. Wenn man annimmt, es könne der Mensch ohne Gesellschaft fortkommen, so bedenket man nicht, wie lange er seiner Aeltern nöthig hat; daß er vermuthlich, wenn man auch die kürzeste Zeit annimmt, nicht eher als in einem Alter von acht bis zehn Jahren für sich selbst sorgen kann; daher es, wenn er schon im zweyten Jahre nach der Gewohnheit der Thiere von seinen Aeltern verlassen würde, unfehlbar seinen Untergang verursachen würde. Und man kann nicht vermuthen, daß diese Regel der Natur, nach welcher unter allen Thieren das Weibchen einmahl im Jahre den Trieb empfindet, Junge zur Welt zu bringen, auch im allerwildesten Zustande dem Menschen eben solche Gesetze vorgeschrieben habe; es kann also nicht angenommen werden, er hätte, um das folgende Kind zur Welt zu bringen, die Zeit abgewartet, bis er sein erstes Kind bereits groß und im Stande gesehen, für sich selbst zu sorgen. Man muß daher nothwendig gestehen, entweder, daß allezeit eine Gesellschaft zwischen

Ael-

Aeltern und mehrern Kindern gewesen sey, oder daß diese letztern sogleich in ihrer ersten und zarten Jugend umkommen müssen; das letzte ist nicht geschehen, weil das menschliche Geschlecht noch bestehet; folglich ist nichts gewisser, als daß der Mensch zu allen Zeiten in einiger Gesellschaft gelebet, und dießfalls in allen Zeiten einigen Gebrauch der Vernunft gehabt habe. Ueberdieß muß man bemerken, daß kein Thier von Natur mehrere Gemüths- und Leibesgaben zu seinem Antheil erhalten hat, als diejenigen, welche es zu seiner Unterhaltung, so lange es leben soll, und zur Hervorbringung seines Gleichen nöthig hat. Obschon im Menschen die grossen Gemüthskräfte unstreitig höhere Absichten haben, als schlechthin zu leben, und Nachkommen auf der Erde zurück zu lassen: so ist dieses letzte doch bloß in Ansehung des Grades zu verstehen; an sich selbst sind alle Kräfte von der Natur so künstlich mit einander verbunden, daß sie auch bloß nach der vorigen Betrachtung alle nöthig sind, und der Mensch könnte ohne den Gebrauch der Vernunft, insonderheit in ansehnlicher Menge, keines Weges leben und fortdauern. Ich will aber auch gestehen, daß dieser Gebrauch der Vernunft, der solcher Gestalt nothwendig erfodert wird, gegen das, was der Mensch durch ihre Kräfte verrichten könnte,

te, für nichts zu rechnen ist, und daß dieses letzte eben der genaue und richtige Begriff ist, den man sich von dem Menschen in dem allerwildesten Zustande machen muß. Daher ist in dieser Betrachtung noch ferner zu bemerken, daß, so lange der Mensch auf solche Art lebte, allezeit die Anzahl der Personen, die also auf Erden ihren Aufenthalt finden könnten, sehr geringe seyn würde, gegen die Menge, die sich darauf ernähren könnte, wenn sie auf die bey uns gebräuchliche Art gebauet und bearbeitet würde; folglich, wenn man auch annehmen wollte, daß sich eine jede einzelne Person in diesem Zustande besser sehen würde; so würde doch das ganze menschliche Geschlecht dabey unendlich verlieren. Ein Japan d), ein China e), Länder, in welchen die Einwohner, so zu reden, die Erde bedecken, wären ohne Hülfe der Kunst, die sonst an statt des ersten Landes eine Menge Steingruus und scharfe Klippen fand, und wo nun das letzte ist, einen unglaublich großen Morast, kaum im Stande gewesen, eine Handvoll Bewohner zu unterhalten. Wenn es also wahr ist, daß das edelste Thier, der Mensch, allein Herr und Meister der Erde seyn muß; daß ein jeder, der geboren wird, ein

d) Kämpfer von Japon B. I Kap. 8.

e) Du Halde chinesische Historie.

ein gleiches Recht zum Leben und zum jährlichen Wachsthum hat; daß die Erde unbearbeitet nicht in demselben Verhältniß so viele Menschen ernähren kann, als sich das menschliche Geschlecht vermögend ist zu vermehren und auszuwickeln; wenn nun dieses wahr ist: so wird es auch eben so gewiß seyn, daß die Vernunft dem Menschen das große Hülfsmittel ist, wodurch er größten Theils sein Leben unterhält, und daß ohne dieselbe nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen die großen Wohlthaten der Natur genießen könnten.

§. 24.

Auf diese Art kann man mit Wahrheit sagen, daß der Zustand des völlig wilden Menschen derjenige ist, worin das menschliche Geschlecht bis auf die geringste Anzahl verringert wird, und folglich auch der schlechteste. Was die Vortheile betrifft, die aus dieser wilden Lebensart zu fliessen scheinen, so siehet man sehr leicht, daß sie nicht so wohl in einem wirklichen Gute bestehen, welches die Wilden vor uns in voraus genießen, als vielmehr in einem Mangel vieler Verdrießlichkeiten, die wir nach unsern Einrichtungen insgemein zu empfinden pflegen. Ich will mich jetzt nicht damit abgeben, zu untersuchen, ob es möglich sey, daß bürgerliche Gesellschaften überhaupt ohne grosse

se bürgerliche Unbequemlichkeiten bestehen könnten; ob Gesellschaften, die gänzlich nach unserer Art eingerichtet sind, zu Folge ihrer Einrichtung nicht mehrern Unfällen unterworfen sind, als andere. Ich will nicht davon reden, wie wenig man von dem Menschen fodert, an sich selbst und ohne Umstände betrachtet, und was von dem Menschen, unter allen seinen Umständen betrachtet, gefodert werden kann; wie wenig wir die moralischen Stufen, handeln zu wollen, und handeln zu können, einsehen; kurz, ich will einmahl setzen, daß weil der gesittete und vernünftige Mensch nothwendig in alle diese Unbequemlichkeiten fallen müßte, welche verursachen, daß, nachdem in der Welt alles versucht und durchgegangen worden ist, alle und jede nach geschlossener Rechnung das Leben für etwas geringes halten müssen; doch, dem allen ungeachtet, das vernünftige Leben weit glücklicher seyn wird, als das bloß sinnliche. Bestehet man darauf, daß das letzte die meisten Uebel nicht kennet, so kann man mit allem Rechte fragen: ob es das meiste Gute nicht auch eben so wenig kennet? Es ist keiner der geringsten Fehler, daß wir aus dem Guten, das wir genießen, so wenig machen, und hingegen das Uebel, das uns begegnet, so hoch anrechnen. Das sinnliche Leben ist bloß eine Ver-

wir-

wirrung, und folglich eine Art eines beständigen Leidens. Die Vergnügen desselben bestehen in nichts anderm, als von unangenehmen Empfindungen getrennet zu werden. Ein Thier stillet darin seinen Hunger, seinen Durst, sein Verlangen nach dem andern Geschlecht mit Freuden, bloß weil es dadurch von einer Plage und von einer Unruhe befreyet wird. Die wenigen Augenblicke im Leben, da wir eine wirkliche Empfindung eines wahren Vergnügens genießen, da das Gemüth, so zu sagen, etwas höhers als die Menschheit schmecket, sind allein diejenigen, in welchen es ruhig ist, die Gedanken rein sind, und die Seele von keinem merklichen sinnlichen Verlangen und Abscheu beschweret wird. Daher ist in einem sinnlichen Leben, in einem Leben, worin man sich nicht selbst kennet, ohne in so weit, als man eine Begierde, sich von etwas entledigen zu wollen, empfindet, keine wirkliche Glückseligkeit; diese letzte ist allein ein Geschenk der Vernunft.

§. 25.

Es ist unstreitig einer unserer größten Irrthümer, daß wir allzu sehr ausserhalb uns selbst leben, und daß wir von dem Aeusserlichen allzu sehr eingenommen sind. Der sinnliche Mensch

ist

ist darin uns entgegen gesetzt: eingeschränkt in sich selbst, genießet er fast nichts von der Welt, da er das meiste zu genießen scheinet. Der vernünftige Mensch, der in einer beständig fortdauernden Vorstellung und daher in sich selbst etwas dergleichen, wie die Dinge ausserhalb ihm sind, besitzet, kann allein sagen, die Welt mit ihren Herrlichkeiten zu besitzen, und sie zu dem Seinigen gemacht zu haben; daher der rechte und wahre Reichthum in der Vernunft bestehet. Will man sagen, die rechte Herrlichkeit bestünde darin, sein Gut zu genießen: so genießet unstreitig der bloß sinnliche Mensch das meiste. Er allein genießet die Empfindung der Dinge in einem Augenblick, und einen Augenblick darnach vergisset er wieder, was sie waren; indem der Vernünftige im Genusse des Gegenwärtigen den Grund zum beständigen Gebrauche der Dinge im Künftigen leget; und überdieß ist die Empfindung des Sinnlichen selbst im vernünftigen und unvernünftigen Zustande keines Weges eben dieselbe; daher der vernünftige Mensch allein recht genießet, allein der Herr der Welt ist, und dieses insonderheit voraus hat, daß, da man, indem man sich der Dinge bedienet, sonst gar leicht andern darin hinderlich seyn kann, hingegen ein jeder in Ansehung der Vernunft für sich gleich gut der

Besitzer, der Herr der Welt seyn kann, ohne daß einer dem andern im Wege ist. Allein auch der Besitz der ganzen Welt ist doch nur etwas geringes, gegen diese Herrlichkeit des vernünftigen Menschen, indem er allein Gott kennen und anbethen, und sich dieses kurzen und vergänglichen Lebens zur Vorbereitung zu einem vollkommenen glückseligen und ewig dauernden Leben bedienen kann. Daher der Vernünftige, wenn er den Tod kennet, auch das, was größer als dieser ist, ein Leben nach diesem Leben kennet. Kennet er sein Uebel, so kann er es auch ohne Angst kennen, weil er zugleich wissen muß, sich auf die göttliche Vorsehung zu verlassen, und von der erhabenen Hand, vor welcher die ganze Natur zittert, Hülfe zu erwarten.

§. 26.

Es ist unläugbar, daß der vernünftige Mensch in Gesellschaft mit andern von tausend Gemüthskrankheiten geplaget ist, die uns wirklich Schande machen, und die man bey uns in weit geringerer Anzahl finden sollte. Inzwischen haben sie doch ganz gewiß ihren Nutzen. Es ist besser, daß der Mensch von dem Leidenschaften beständig aufgemuntert wird, als daß er einschläft, und sich in sich selbst verlieret. Wenn alle Gemüthsbewe-

gungen aufhörten, so fände sich nichts, worauf unsere Begierden gerichtet wären, wir würden gar bald unser selbst müde werden, und das Leben wäre alsdann eine weit größere Last, als jetzt. Ein Mensch, der auf eine sinnliche Art nichts liebet, und nichts hasset, der weder ein sinnliches Vergnügen noch Mißvergnügen empfindet, fällt gar bald darauf, das Leben zu verachten, und würde sich selbst und der Welt unnütze seyn. Es würde vielleicht ein sehr schlechtes Mittel seyn, die Menschheit vollkommener zu machen, wenn man alle menschliche Fehler ausrotten wollte. Ein bloß vernünftiger und so zu sagen fast unsinnlicher Mensch würde vielleicht auf der einen Seite eine eben so besondere Kreatur seyn, als auf der andern Seite ein bloß sinnlicher. Kann wohl etwas unreimlicher unter der Sonne gedacht werden, als ein indianischer Büssender, der sich bestrebet, alles Sinnliche zu dämpfen f)? Wir sind in unserm gegenwärtigen Zustande bestimmt, theils vernünftig, theils sinnlich zu seyn; beydes in einem gewissen Verhältnisse gegen einander, nicht aber eins von beyden allein, macht einen vollkommenen Menschen aus. Die unendliche Weisheit hat unfehlbar die menschlichen Schwachheiten geduldet

f) Coutumes Religieuses par *Picard.* Tom. I. und *Tavernier* Vojages, P. 4. L. 3. Ch. 6.

duldet und zugelassen, um unsere Vollkommenheiten zu befördern. Wir leiden durch unsere innerlichen Fehler, und der Mensch ist die schärfste Ruthe des Menschen; kann man aber glauben, daß wir glückseliger wären, wenn wir kein Uebel versuchet hätten? Es mangelt nicht an Beyspielen von Leuten, die sich selbst umgebracht haben, weil sie einer ununterbrochenen Glückseligkeit müde waren, so wie andere ihr Leben beschlossen haben, um eine immerwährende Widerwärtigkeit zu endigen. Beständige Glückseligkeit und beständige Widerwärtigkeit machen vielleicht den Menschen gleich mißvergnügt; eine gewisse Abwechslung von beyden mache das Glück dieses Lebens aus, und man genießet die guten Stunden doppelt, weil man die bösen versuchet hat.

Die höhern Gemüthskräfte machen daher allein die wahre, die große Glückseligkeit des Menschen aus, aller Unfälle ungeachtet, die zugleich von ihnen unzertrennlich sind. Der allerwildeste Zustand, der, worin der Mensch von den Thieren nicht sehr verschieden ist, ist möglich. Der Mensch besaß darin noch Kräfte, sich zu ernähren und zu unterhalten; er war aber nichts destoweniger der Unvollkommenste in sich selbst, der Unvollkommenste in Ansehung des ganzen menschlichen

Geschlechts; und dennoch ist es reimlich, daß weder eine Zeit gewesen sey, da der Mensch ganz und gar ohne Gesellschaft lebte, noch auch eine, da die Vernunft ganz und gar aufgehört hatte. Die älteste Welt hat in einer großen Unwissenheit gelebet; war sie aber dießfalls ganz unvernünftig? Wir werden Gelegenheit haben, die Lebens- und Denkungsart dieser alten Zeiten besser einzusehen, und zwar durch Hülfe der neuen, nähmlich, durch das, was von den noch jetzt in der Welt befindlichen Wilden bekannt ist. Dieses wird der Inhalt der folgenden Abtheilung seyn.

Zwey=

Zweyte Abtheilung.

Von den vornehmsten Gebräuchen, bürgergerlichen Einrichtungen und Lebensarten der wilden Völker, verglichen mit der ältesten Welt.

Inhalt.

§. 1 - 2. Beschreibung der wildesten Völker, die bisher entdecket geworden sind.

§. 3 - 7. Schluß von ihnen auf die wirkliche Beschaffenheit der ältesten Welt und auf den Ursprung der ersten Gesellschaften;

§. 8 - 11. Ferner auf die ältesten menschlichen Einrichtungen mit ihren Ursachen.

§. 12 - 13. Die Beschaffenheit der ältesten Sprache aus der Sprache der Wilden aufgeklärt.

§. 14 - 16. Beschreibung anderer mehr gesitteter Wilden, die in dem allerältesten Zustande der größern Staaten der alten Welt leben.

§. 17. Grundregeln, wornach die Staaten der Wilden und der Ursprung der Regierungen entstanden und eingerichtet worden sind.

§. 18. Ursprung des Krieges.

§. 19. Warum die Wilden die Menschen fressen, und wie weit diese Gottlosigkeit in der ältesten Welt Statt gefunden hat.

§. 20. Das schlechte Schicksal der alten Abgelebten bey einigen Wilden auch in der ältesten Welt.

§. 21. Der Staatsrath der Wilden.

§. 22. Mittel, den Verlust am Volk zu ersetzen, den sie im Kriege erlitten haben.

§. 23 - 24. Reimlicher Ursprung der erblichen Regierungen.

§. 25. Wilde Staaten, in welchen die Weiber regieren, und deren Ansehen in der ältesten Welt.

§. 26 - 28. Sitten und Gebräuche verschiedener Wilden und anderer Völker, und woraus sie ihren Ursprung erhalten haben.

§. 29. Eigenschaften der Wilden.

§. 30. Wie das Feuer erfunden worden ist.

§. 31. Die Bauart der Wilden und der ältesten Welt.

§. 32 - 33. Ihre Kleidertracht und Werkzeuge.

§. 34. Die Art und Weise, wie Bogen und Pfeile erfunden worden sind.

§. 35. Zahme Thiere sind den Wilden unbekannt,

§. 36. Und auch einigen von ihnen der Ackerbau,

§. 37. Welcher älter zu seyn scheinet, als die Kunst, die Kreaturen zahm zu machen.

§. 38 - 39. Was für Arten Getreide und Wurzeln die Wilden säen und pflanzen, und von den ältesten bekannten Arten des Getreides.

§. 40. Die Art der Wilden das Land zu bearbeiten.

§. 41. Ihre Kenntniß von Metallen, und wie diese erfunden worden sind.

§. 42. Folgen des Ackerbaues in den bürgerlichen Gesellschaften.

§. 43 = 44. Die glückliche Einfalt und Unwissenheit der Wilden.

§. 45 = 47. Ihre Tracht und Art und Weise, sich zu mahlen.

§. 48 = 49. Ihre Zierrathen und deren Ursprung in der Menschheit.

§. 50. Ihre besondern Gedanken von der Schönheit.

§. 51 = 53. Ihre Küchenanstalten, ihr Tisch, ihre Speise und Getränke.

§. 54 = 55. Ihre Schiffahrt und Handlung.

§. 56 = 58. Ihre Hieroglyphen, ihre Art zu schreiben, zu rechnen und sich des Vergangenen zu erinnern.

---

§. 1.

§. 1.

Ich habe im vorhergehenden gezeigt, daß der Mensch im allerwildesten Zustande nur allein in seiner Person ohne künstliche Hilfsmittel einiger Maßen alles finden konnte, was er nöthig hatte, zu leben, und sich zu vertheidigen, nähmlich wenn er erwachsen war, oder die Kindheit und die erste Jugend überlebt hatte. Allein ehe er so weit aufwachsen konnte, scheinet es unläugbar zu seyn, daß er in dieser langen Zeit der Aeltern nöthig gehabt habe, und daß folglich zwischen diesen und den Kindern zu allen Zeiten eine Art einer fortdauernden Gesellschaft statt gefunden haben müsse. Diejenigen, welche glauben, der Mensch liebe natürlicher Weise die äusserste Unordnung im Umgange unter beyden Geschlechten: und die von den Lastern, die der Verstand eingeführet zu haben scheinet, auf die Natur schliessen, und daher meynen, die allerältesten Menschen hätten, ein jeder für sich, herum gestreift, diese haben nicht gehörig überlegt, was für eine Menge von Thieren in einer ordentlichen Ehe mit einander leben; in einer Ehe, die nicht gebrochen wird, so lange die Kinder oder die Brut der Aeltern nöthig haben. Mit was für Recht wird

wird also dem vollkommensten der Thiere ein natürlicher Trieb abgesprochen, da man in den Unvollkommenern so viele, so augenscheinliche Beweise davon findet? am meisten, da die Kinder der Menschen der Aeltern weit nöthiger haben, als andere Thiere, die ordentlich vereinigt mit einander leben, nähmlich das Männchen mit seinem Weibchen; und überdieß lässet es die Natur niemahls an einem Instinkte oder an der Art des natürlichen Triebes mangeln, welcher einer Kreatur unaufhörlich sagt, was sie zu ihrer eigenen und ihrer Nachkommen Erhaltung vornehmen muß und soll. Eine ordentliche Gesellschaft von Mann und Weib, von Aeltern und Kindern, scheinet daher die Stimme der Natur zu fodern, so daß man nicht nöthig hat, einige andere Ursachen zur Stiftung der ersten Gesellschaft aufzusuchen. Thut man nur einen Blick auf die allerwildesten Völker, von denen man etwas wissen kann, diese, die in den Wäldern zerstreuet leben, ohne ordentlich in Städten beysammen zu wohnen, ohne eine ordentliche bürgerliche Vereinigung zu kennen; kurz, betrachtet man diese, die in der allergrößten natürlichen Unwissenheit und Freyheit, worin ein Mensch nur leben kann, zu leben scheinen; so findet man sie doch niemahls ohne ordentliche Ehen. Zu dieser Classe der Wil-

den gehören die so genannten Caaigvas in Paragvai a), deren Sprache eine Art des Pfeifens ist, und in keinem Stücke einer ordentlichen Rede ähnlich kommt. Sie kollern die Worte so wunderlich aus dem Halse, daß man das, was sie sagen, kaum für den Ton oder Laut eines Menschen halten sollte. Sie wohnen in Hütten, die sie von Zweigen machen; sie leben meistens von Gewürme, von Ameisen, von Schlangen, und scheinen bloß dadurch, daß sie sich der Bogen und Pfeile bedienen, zu zeigen, daß sie nicht im alleräusserſten Grade der Unwissenheit sind, worin ein Mensch nur leben kann. Sie laufen so hurtig auf die Bäume, wie Affen, und bereiten sich eine Art des Getränkes von dem Honig, den sie in dem Walde, aus welchem sie niemahls kommen, finden. Ihre Haut soll so dicke werden, daß sie ohne die geringste Empfindung, mitten durch die Dornbüsche laufen können. Sie lassen sich nicht zahm machen; werden sie gefangen, so sind sie nicht zu überreden, etwas zu genießen; sie beissen und schlagen um sich, wie wilde Thiere, bis sie endlich vor Hunger und Verzweiflung sterben. Werden sie auch endlich mit vieler Güte und Mühe gewonnen, daß sie den Um-

a) *Charlevoix* Hist. de Paraguai. Tom. 2. Liv. 8. beym Jahre 1630 - 31.

Umgang mit Fremden vertragen können, so sterben sie doch aus Gemüthskrankheit gar bald. So unerträglich ist es ihnen, in einem Orte eingeschlossen zu seyn. Dennoch aber leben sie in ordentlichen Ehen, ob man schon kaum glauben kann, daß Menschen jemahls in einem elendern Zustande, wie sie, gelebet haben.

§. 2.

Wenn sonst die Nachrichten von so unbekannten Ländern, wie einige im südlichen Amerika sind, richtig sind; so findet man darin eine Menge Völker, die von bürgerlichen Verfassungen gar nichts wissen, dennoch aber alle ordentliche Ehen unter sich haben. Die Luller, ein Volk in Chaco zum Beyspiele b), die aber nicht in einem so hohen Grad unmenschlich waren, wie die vorigen, lebten doch, ein jedes Haus so zu sagen für sich, Vater und Mutter in Gesellschaft mit ihren Kindern, ob sie schon keine Obrigkeit hatten, sondern sich bloß, so oft sie von ihren Nachbarn überfallen wurden, einen Kriegsobersten erwählen. Sie schätzten nichts anders hoch, als ihre Freyheit, suchten auch nicht andere zu beunruhigen. Die Hausväter waren in ihren Hütten den andern gleich, nicht aber Herren. Die Kinder

b) *Charlevoix* ib. Tom. I. Liv. 4. beym Jahre 1589-90.

der thaten ungefehr was sie wollten. Mann und Frau trennten sich nur, wenn sie nicht mit einander einig leben konnten. Starb die Mutter eines zarten Kindes, das sich nicht selbst helfen konnte, so begrub man das Kind mit der Mutter zugleich. Kurz, es mangelte ihnen in allen Dingen an ordentlichen Einrichtungen, und sie waren im höchsten Grad Wilde; gleichwohl aber lebten die Aeltern und die Kinder in einer ordentlichen Gesellschaft beysammen. Man wird also kein Volk in der Welt ohne diese Bande finden, mit welchen die Natur und die Liebe, Mann und Weib, Aeltern und Kinder vereinigen.

§. 3.

Ist also der Mensch von Natur dazu geneigt, in Vereinigung mit andern zu leben, wie wir mit Recht glauben können; so kann man ohne Schwierigkeit einsehen, wie die ersten Gesellschaften gestiftet worden sind. Wozu die Natur antreibet, dazu ist keine andere Ursache nöthig; sie befie let, und verlanget Gehorsam, ohne Widerstreben. Dennoch aber ist daran nicht zu zweifeln, daß nicht der älteste Zustand in der Welt ungefehr dem Zustande der vorbemeldten Wilden ähnlich gewesen, einem Zustande, worin eine jede Ehe einen eigenen freyen Staat ausmachte; daher in der Welt

da-

damahls eben so viele verschiedene freye Völker waren, als Väter, und eben so viele sich selbst regierende Staaten als Haushaltungen. Die Geschichte der Wilden scheinet auch zu zeigen, was die älteste und recht natürliche Ursache des Ursprungs der größern Gesellschaften gewesen sey. Bey vielen dieser Völker wohnen alle, die zu einer Familie gehören, so lange in einem Hause beysammen, als sie darin Raum haben können c). Ein jedes Ehepaar hat seinen eigenen Platz, seinen eigenen Heerd so zu sagen, und niemand von den Einwohnern des Hauses unterstehet sich, darüber zu gebiethen. Die natürlichen Triebe unter den nächsten Verwandten scheinen in der ältesten Welt nicht erlaubt zu haben, sich von einander zu trennen, sie müßten denn einander wegen ihres zahlreichen Zuwachses zur Last geworden seyn. Hingegen ist es zu vermuthen, daß ein jeder, der sich genöthiget sahe, die Gesellschaft zu verlassen, einen neuen Staat anlegte. Es scheinet aber gleichwohl sehr lange gedauert zu haben, ehe sich verschiedene Häuser vereiniget haben, zusammen in einem Flecken und unter einer gemeinschaftlichen Obrigkeit zu leben, weil der Mensch natür-

---

c) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Erster Theil, 6tes Hauptstück. Egede von Grönland 8. Kap. *Hennepin* nouv. Decouv. Chap. 31.

natürlicher Weise nach einer unumschränkten Freyheit verlanget, und überhaupt gerne Herr und Meister aller seiner Handlungen seyn will.

§. 4.

Je wilder der Mensch ist, desto mehr ist er von seiner Freyheit eingenommen. Er findet darin seinen einzigen grossen Reichthum und seine rechte Herrlichkeit. Gehet man in der Geschichte der wilden Völker weiter zurück, um von den allerwildesten und am wenigsten eingerichteten anzufangen, und hernach auf die wenig oder mehr gesitteten fort zu gehen: so wird man finden, daß der Mensch von Natur ein stolzes und trotziges Thier ist, das ein unendliches Vertrauen auf seine Kräfte setzet, das sich für den Herrn eines Ortes, wo es auch sey, hält, und den äussersten Abscheu gegen alles, was man Sklavenarbeit und Unterwürfigkeit nennet, bezeuget. Die Wilden in Neuholland d), die man mit Recht unter die allerwildesten Völker, die man irgend wo gefunden hat, rechnen kann, konnten auf keinerley Weise dahin gebracht werden, einen Anker mit Wasser zu heben und fortzutragen, man mochte ihnen auch so viel zur Bezahlung dafur anbiethen, als man wollte. Die weit gesitteten

tetern

d) Dampier Reise um die Welt, I. Th.

tetern Wilden sind ebenfalls so gesinnt, und suchen, so viel es möglich ist, aller schweren Arbeit auszuweichen. Die Ursache liegt in der Natur des Menschen, denn er ist nicht geschaffen, ein Lastthier zu seyn, er wird bloß durch den künstlichen Gebrauch des Körpers, nach und nach zu den meisten dergleichen Verrichtungen geschickt gemacht. Hingegen besitzen alle diese Völker die natürlichen Fertigkeiten des Leibes im allerhöchsten Grade, wie ich bereits in der ersten Abtheilung angemerket habe.

§. 5.

Der bereits angegebene Begriff von den allerältesten und allerwildesten Völkern ist unstreitig der einzige richtige. In der allerältesten Welt war, wie noch jetzt unter den allerwildesten, der Zustand ungefehr dieser: Man hatte überaus wenig nöthig, man aß Früchte und Wurzeln, wenn man sie haben konnte, und wenn sie mangelten, Thiere. In diesem Zustande dachte man auf nichts weniger als Vorrath einzusammeln; ein jeder Tag hatte seine Plage; man hungerte aus frohem Herzen, wenn man nichts zu essen hatte. Die Vorstellung des Vergnügens der ersten künftigen Mahlzeit war selbst mitten im Hunger ein Vergnügen; hingegen gab man der Natur desto

überflüssigere Nahrung, so bald man auf der Jagd oder Fischerey glücklich gewesen war. Auch die gesittetern Wilden leben noch grossen Theils auf diese Art e); daher ist es unnöthig, viele Beyspiele von noch wildern anzuführen. Dennoch ist es etwas besonders, daß, wie elend ein Volk auch ist, wie sehr es auch an überflüssigen Lebensmitteln Mangel leidet, man es doch jederzeit im höchsten Grad lustig und vergnügt findet. Alle Nachrichten stimmen darin überein. Die Wilden, die man zuweilen aus ihrem Vaterlande, Länder, die, wie man glauben sollte, bloß ein unglücklicher Aufenthalt für Bären und die wildesten Thiere wären f), weggeführet hat, haben doch jederzeit, auch wenn sie die beste Verpflegung genossen haben, ihren Verlust für so groß gehalten, daß sie darüber bis an ihrem Tod untröstlich geblieben sind. Ihre lieben Klippen, und scharfen Sandbänke, wo kaum im ganzen Jahre ein wenig Gras zu sehen war, Länder, worin ein so unerträglicher Winter herrschte, daß selbst die Steine springen mußten, hatten in den Augen dieser Leute Schönheiten, gegen

e) Allgemeine Geschichte der L. u. V. von Amerika, 7tes Hauptstück.

f) Göttingische Reisen, 1ster Theil, von den Esquimaux. Vojage du Nord, Tom. I. Relation du Grœnland, Chap. 8.

welche die angenehmsten Gegenden der Welt für nichts zu rechnen waren; denn sie waren ihr Heimath. Bey dem Menschen kommt entweder alles bloß auf die Gewohnheit an, oder die Natur scheinet nirgends so arm und unfreundlich zu seyn, daß sie nicht noch für denjenigen grosse Schönheiten besitzen sollte, der sie einsehen kann. Man darf sich inzwischen nicht wundern, wenn man diese Völker mitten in so schlechten Umständen allezeit ruhigen und vergnügten Gemüths gefunden hat. So lange der Mensch beständig etwas hat, das er suchet und verlanget, welches er zugleich durch seine Arbeit und Mühe erhalten kann, so lange findet er beständige Aufmunterungen in seinem Gemüthe, welche verursachen, daß er sein Leben doppelt lebet; besonders wenn er zugleich nach Art der Wilden von einer Menge Gemüthskrankheiten befreyet ist, welche die Einrichtungen der sittlichen Völker fast nothwendig mit sich bringen. Eine jede Frucht, die sie auf einem Baume finden, ein jedes Thier, das sie fangen, ist ihnen ein neues Vergnügen, und da sie es nicht voraus sahen, wo es zu erhalten war, so wird ihr Gemüth dadurch in einem jeden Augenblicke in diese angenehme Empfindungen gesetzt, die ein neues und unerwartetes Gut mit sich bringet. Im größten Ueberflusse kann

 man

man daher am wenigsten glücklich seyn, weil man sein Gutes voraus weiß. Insgemein sind die menschlichen Vergnügungen zu Ende, wenn man erreichet hat, was man haben will. Wir sind insgemein glücklicher im Wünschen, als im Besitzen.

§. 6.

Was die übrigen Einrichtungen in diesem Zustande betrifft: so hat man, um zu verstehen, nur nöthig, diese vorbemeldten wilden Völker und alle aus dieser Classe zu betrachten. Mann und Weib, Aeltern und Kinder, eine zahlreiche Nachkommenschaft eines Vaters machten einen Staat aus, worin alle frey waren, der Vater war zugleich König und ihres Gleichen, Herr und Wohlthäter der Seinigen. Man kann nicht daran zweifeln, daß nicht ein solches Haus, worin alle von einer Familie, so wie ich schon bemerkt habe, wohnten, volkreich gewesen sey. Es ist etwas besonders, daß die Historien der meisten Völker darin übereinstimmen, ihren ältesten Vorfahren ein hohes Alter beyzulegen. Die Wilden beweisen, daß das, was andere dießfalls sagen, vollkommen glaublich ist. Die meisten dieser Völker haben von der Natur, weil sie sie weniger verlassen haben, als wir, die Belohnung erhalten,

daß

daß sie insgemein ausserordentlich lange leben g), und ihre Nachkommen oft bis mehr als ins fünfte Glied sehen. Ein Vater konnte daher vor seinem Tode sein Haus volkreich sehen, und vermuthlich hat man sich nicht erst nach seinem Tode in mehrere kleine Staaten vertheilt, da eine solche Trennung nothwendig gewesen zu seyn scheinet; denn die ältesten Menschen liebten nichts höher, als eine unumschränkte Freyheit.

§. 7.

Es ist in einem so hohen Grade reimlich, daß diese solcher Gestalt abgesonderten Familien unter sich als Freunde gelebet haben, und daß sie dadurch den Grund zu den mit der Zeit entstandenen Städten und Dörfern geleget haben. Man hat dießfalls keinen weitern Beweis nöthig, wenn man die Beschaffenheit der Wilden Staaten insgesammt übersiehet. Sie sind alle klein; einer, der einige wenige tausend Seelen enthält, ist über die Massen groß, und das, was sie zu vereinigen scheinet, das ist insonderheit die Spra-

 che.

g) Allgemeine Gesch. d. L. u. V. in Amerika. 12. Hauptst. *Rockefort* Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 24. *Leti* Histor. Navig. in Bras. Cap. 8. Freziers Reise nach der Südsee, 1ster Th. 10 Kap.

che. h) Alle, welche eine andere Sprache reden, werden von diesen Wilden als ganz fremde Leute angesehen. Da sich aber die Sprachen, wie die Erfahrung zur Genüge lehret, unglaublich bald verändern, so kann man nicht leicht vermuthen, es werden in der ältesten Welt mehrere, als die nächsten Verwandten, Freundschaft mit einander gehalten haben; weil man damahls, nach der Weise aller herumstreifenden wilden Völker, die Gezelte und Hütten beständig fortrückte, und in dem einen Jahre in solchen Gegenden lebte, die zuweilen wohl hundert Meilen von der Gegend entfernt waren, wo man im vorigen Jahre gewohnet hatte. Die Völker, mit denen man in Freundschaft lebte, nahmen gar oft einen ganz andern Weg. Es ist also in einer Zeit, da ein jeder bald hier bald da herum streifte, nicht zu vermuthen, daß mehr als ein einziges Haus oder eine Familie einen Staat ausgemacht haben.

§. 8.

Inzwischen fiengen die Menschen in diesem Zustande an, die ersten Gesetze anzunehmen; und man kann augenscheinlich sehen, daß die meisten Gebräuche der Wilden damahls ihren Ursprung erhal-

h) *Pere Gumilla* am angeführten Orte. Tom. I. Chap. 8. *Garcilasso* Histoire des Yncas, L. I. Chap. 14.

halten haben. Unter einigen Wilden, als zum Beyspiel, bey den Karaiben, ist es ein Gesetz, daß sich Geschwister Kinder mit einander verheurathen i). Diese Einrichtung scheinet just nach der Lebensart damaliger Zeiten gewesen zu seyn, und obschon es nicht an einigen Beyspielen mangelt, unter denen die Aegyptier k) unter die wichtigsten gehören, indem diese Völker insonderheit, die ältesten Gebräuche aufrecht erhalten zu haben scheinen; ich sage, ob es schon nicht an Beyspielen mangelt, welche zeigen, daß es die uralten Völker den Brüdern als eine Pflicht auferlegt haben, ihre leiblichen Schwestern zu heurathen: so findet man doch diese Gewohnheit unter den Wilden so wenig eingeführt, daß man glauben muß, die Menschen wären in dieser Betrachtung von Anfang an überhaupt ziemlich wohl eingerichtet gewesen; da hingegen auch das Beyspiel der heiligen Patriarchen l) selbst deutlich genug beweiset, daß man sich in der ältesten Welt mit seinen nächsten Verwandten weit eher als mit andern verheurathet habe. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, anzuführen, was für Gedanken, wie

es

i) *Rochefort* am angeführten Orte, Chap. 22.

k) *Diodorus Siculus*, L. I.

l) 1 Mos. 20. Kap. 12 V und 24. Kap. 4 und 15 V. Siehe *Crag.* de Republ. Lacedæm. Lib. 3. Instit. 10. auch 1 M. 30. Kap. 12. V.

es sehr reimlich zu seyn scheinet, die älteste Welt sich von den Müttern gemacht habe, nähmlich, daß ihnen die Kinder, der Ordnung der Natur nach, am meisten zugehörten. Darin liegt ohne Zweifel die Ursache, warum einige Wilde glauben, mit allen in der Hütte ihrer Mutter befindlichen Personen bis in das späteste Glied m) verwandt zu seyn, und große Schwierigkeiten machen, eine Person aus selbiger zu ehelichen; da sie sich hingegen in Ansehung der Hütte des Vaters kein Bedenken daraus machen, sondern wirklich glauben, das Geschlecht und die Blutsverwandtschaft wäre auf des Vaters Seite noch lange nicht so verbindend und wichtig, als auf der Mutter Seite. Was sonst den Umgang beyder Geschlechter mit einander in der ältesten Welt betrifft, so darf ich, ob ich schon nicht glaube, der Mensch wäre damahls mehr engelrein gewesen, als jetzt, doch sagen, daß man am richtigsten urtheilet, wenn man behauptet, man wäre damahls nicht in einem so hohen Grade unordentlich gewesen. Zu einer Zeit, da diejenigen, die einander liebten, nichts hinderte, ihrem natürlichen Triebe so gleich zu folgen, um ein ordentliches Eheverbindniß einzugehen, scheinen alle Ursachen gehoben

m) Allgemeine Geschichte von Amerika 5. Hauptstück des ersten Theils.

ben gewesen zu seyn, welche diese Unordnung verursachen konnten, die in dieser Betrachtung in den gesitteten Staaten herrschet. Ueberhaupt war es in der ältesten Welt für ein Frauenzimmer nicht weniger, als jetzt bedenklich, eine ansehnliche Nachkommenschaft um sich zu sehen. Es kam darauf an, den Kindern den nothwendigen Unterhalt zu verschaffen; denn ob es schon etwas unstreitiges ist, daß man in der ältesten Welt sich zum Herrn über das Leben der Kinder machte, sie nach Gefallen erschlug, oder leben ließ: so war die natürliche Liebe damahls doch eben so heftig, als jetzt. Man brauchet nur einen Blick auf die Wilden zu thun, um von allem, was ich gesagt habe, überzeugt zu seyn. Alle Scribenten bezeugen einstimmig, daß sie eine unbeschreibliche Liebe für ihre Kinder haben; einige gehen darin so weit, daß, wenn ein Kind krank wird, die Mutter kein Bedenken trägt, einem Aberglauben zufolge mit einem spitzigen Knochen ihre Zunge zu durchstechen, um mit einem ganzen Munde voll Blut das Kind zu bespritzen, und solcher Gestalt mit ihrem eigenen Schmerz ihm das Leben zu erkaufen n). Bey allen wilden Völkern finden Personen, die einander lieben, keine große Schwierigkeiten, ihren Wunsch zu erreichen. Stand,

Reich-

n) *Pere Gumilla*, Part. I. Chap. 11.

Reichthum, Nahrung verhindern sie nicht, indem alle einander gleich sind, und ein Wilder, der Bogen und Pfeile zu gebrauchen verstehet, hat damit sein Glück gemacht. Das einzige, worauf man stehet, ist dieses, ob der Bräutigam ein guter Jäger ist o), Schönheit und die Person selbst werden am wenigsten in Betrachtung gezogen. Ich weiß mehr als zu wohl, daß je wilder man ein Volk beschreibet, desto ruchloser mahlet man es insgemein im Umgange unter beyden Geschlechten ab; allein ob ich schon allerdings glaube, daß der Mensch überall Mensch ist, folglich überall lasterhaft, doch mehr an einem Orte als an dem andern; so kann ich doch, zu Folge dessen, was die beßten und zuverläßigsten Scribenten p) in dieser Betrachtung erzählen, deutlich sehen, daß die Wilden in ihrer Liebe weit ordentlicher sind, als die meisten gesitteten Völker. Sie heurathen meistens nach dem Gutbefinden ihrer Aeltern und Freunde. Schamhaftigkeit wird bey allen für eine Haupttugend gehalten, Untreue im Ehestande insonderheit auf Seite des

Weibes

---

o) Allgemeine Geschichte von Amerika. 1ster Th. 5. Hauptstück.

p) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Chap. 2. Allgemeine Geschichte von Amerika Th. 1. Hauptstück 5. *Rockefort* am angeführten Orte, Chap. 22. *La Hontan* Tom. 2. amours des sauvages. Wafers Reise in Darien, Kap. 7.

Weibes hingegen für höchst schändlich. Wie viel sie aus einem ehrbaren und eingezogenen Wesen machen, dieses kann man am beßten aus ihren Gewohnheiten und Gebräuchen sehen. Wenn in Neufrankreich sich eine Person verheurathet, so wird es für die größte Schande gehalten, wenn die neu verheurathete Frau im ersten Jahre nach der Hochzeit schwanger wird: so lange dieses erste Jahr dauert, muß der junge Ehemann sich zu seiner Braut stehlen, und sie nur allein des Nachts sehen. Die Ehrbarkeit verbiethet den Neuverheuratheten sich eins dem andern in Gegenwart anderer Leute ein zärtliches Wort zu sagen: sie sind also verbunden, einander nicht allein als Fremde anzusehen, sondern auch als eine Art von Feinden. Bey den Wilden in Darien darf sich das Frauenzimmer nicht öffentlich sehen lassen, wenn es mannbar ist.

§. 9.

Ebenfalls findet der Gebrauch, der fast allen wilden Völkern gemein ist, alle Lebensmittel, welche ein und eben dasselbe Volk vorräthig haben kann, als ein gemeinschaftliches Gut anzusehen, seinen Ursprung in dem uralten Zustande, da ein jedes Haus ein Volk ausmachte, und ein ganzes Volk aufs höchste aus einigen wenigen

sehr nahe mit einander verwandten Haushaltungen bestund; obschon hernach andere Ursachen ihn bestärkt haben, wovon wir hernach reden werden. Die unbeschreibliche Liebe aller Wilden in einem Staate gegen einander, da sie alle sich als nahe Verwandte ansehen, sich einer den andern zu vertheidigen, zu Hülfe zu kommen und zu rächen, für verpflichtet halten, sollte es ihm auch das Leben kosten, scheinet aus der uralten Einrichtung entsprungen zu seyn, und zugleich zu beweisen, daß alle Wilden eines Staats nur eine einzige Verwandtschaft ausmachen. Die Wilden haben, vollkommen wie die alten Gallier q), und unsere alten nordischen Vorfahren ihre mit einander brüderlich verbundene Gesellschaften, worin die jungen Kriegshelden sich gegen einander durch einen feyerlichen Eid verbindlich machen, einer den andern nicht zu überleben, ohne zugleich einer des andern Tod gerächet zu haben. Mit einem Worte, sie schwuren sich ewige Huld und Treue. Ihre Verbindlichkeit gegen einander geht so weit, daß, als man einsmahls einen bekehrten Wilden in seiner Todesstunde bat, für seine Seele zu sorgen, und an den Himmel zu denken, selbiger den Geistlichen, den er bey sich hatte, fragte, ob er meynte, daß sein verstorbe-

ner

q) *Cæsar* de bello Gall. L. 3.

ner ehmahliger mit ihm verbundner Freund im Himmel wäre? Zu allem Glücke antwortete der Geistliche: Ja! Nun wohl, sagte der Sterbende, so will ich thun alles, was ihr verlanget; denn ohne meinen Freund wollte ich nicht glücklich seyn r). Man sollte glauben, es müsse sich diese Art der Freundschaft in den allerältesten Zeiten angefangen haben, insonderheit als Krieg und Streit unter den Menschen einriß, weil damahls nichts nöthiger war, als ein muthiger und im höchsten Grade aufrichtiger Freund, wenn sonst ein Staat, der aus so wenig Personen bestund, sich sollte vertheidigen können.

§. 10.

Was für Fehler auch diejenigen, die die Wilden beschrieben haben, ihnen beygemessen haben, sie mögen sie nun entweder wirklich haben, oder ihre Sitten mögen mit den Vorurtheilen der Scribenten nicht übereinkommen; so ist doch nichts gewissers, als daß alle Nachrichten von diesen Völkern einstimmig gestehen, daß alle, die zu einem und demselben Staate gehören, einander mit einer wirklichen und aufrichtigen Neigung lieben; daß man unter ihnen niemahls von Schlägerey, Uneinigkeit, Mißgunst, Hinterlist,

Ver-

r) *Charlevoix*, Nouv. France, Tom 3. Lettere 21.

Verachtung anderer, Lügen, Betrug, Dieberey höret, kurz nichts von allen den Lastern, die den sittlichen Völkern so grosse Schande machen. Sie theilen, was sie haben mit einander bis auf den letzten Bissen, und sollten sie auch selbst des Tages darnach Noth leiden. Sie gehen mit einander aufrichtig um, erzeigen sich ehrerbietig gegen einander, daher wird man nicht leicht von einem ein Wort hören, daran sich der andere stossen, oder eine Miene sehen, die den andern verdriessen kann. Diese herrliche Einrichtung der wilden Staaten scheinet ebenfalls eine Folge davon zu seyn, daß sie alle von einem Stammvater abstammen, und sie schon bereits damahls, als sie noch beysammen unter einem Dache lebten, angenommen haben. Man hat also grosse Ursache zu glauben, wenn man sonst aus den Einrichtungen dieser wilden Völker vernünftig schließen will: daß ihre und der ältesten Welt Gebräuche und Gewohnheiten ihren Ursprung aus den Umständen genommen haben, worin in diesen allerersten und einfältigsten Zeiten die Menschen sich befanden.

§. 11.

Man erkennet dieses letzte noch besser, wenn man den grossen Unterschied überlegt, wie diese

Wilden

Wilden von den Fremden und von sich selbst denken. Fremde werden als Fremde angesehen, nähmlich als Leute, die ihnen gar nichts angehen, und man sagt nicht zu viel, wenn man hinzu setzet, als Feinde. Dieser einzige Umstand ist davon ausgenommen, wenn die Fremden Gäste sind, und bey einem andern Volke Aufenthalt, Unterhalt und Hülfe suchen. In diesem Vorfalle wissen sie fast nicht, was für Gutes sie ihnen erzeigen sollen. Man speiset sie, einige stopfen ihnen auch wohl den ersten Bissen in den Mund s); nichts im Hause ist zu gut, das sie ihnen nicht bringen sollten. Die Wilden suchen wirklich eine Ehre darin, gute und freygebige Wirthe zu seyn. Einige waschen den neu angekommenen Fremden die Füsse; andere schmieren sie ihnen mit Oel und Fett, und andere gehen wirklich in ihrer Gewogenheit und Höflichkeit gegen Fremde von grossem Ansehen so weit, daß sie t), nachdem sie sie mit Tänzen und Musik ergötzet haben, ihnen das schönste junge Frauenzimmer aussuchen, welches verpflichtet ist, den Fremden des Nachts mehr als gewöhnliche Gefälligkeiten zu erzeigen. Diesen einzigen Umstand ausgenommen, macht man sich nichts daraus, den Frem-

s) *Hennepin* Nouv. Decouv. Chap. 31.
t) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Chap. 5.

Fremden, wo man sie auch antrifft, als Feinden zu begegnen; und für einen Fremden gehalten zu werden, es ist genug eine andere Sprache zu reden.

§. 12.

Da nun also eine jede Familie für sich wohnte, und ohne sich an gewissen Orten aufzuhalten, hin und wieder herumstreifte; so mußten nothwendig vielerley Sprachen entstehen. Dieses findet sich noch jetzt unter den Wilden, wo ein ganzes grosses Land zuweilen von vielerley Völkern bewohnet wird, die alle ihre eigene Sprache reden, ob man schon auch unter ihnen eine Sprache findet, die sich weit erstreckt, weil das Volk, das sie redet, lange Zeiten Herren des Landes, das sie bewohnen, gewesen sind, und sich in eine weitläufige und zahlreiche Nachkommenschaft ausgebreitet hat. Es ist wirklich etwas besonders, was für einen hohen Geist diese Völker haben. Man hat Beyspiele, daß, wenn sie auch von ihren Feinden so gänzlich zerstöret worden sind, daß nicht mehr als etwa drey streitbare Leute übrig geblieben, oder der allgemeinen Zerstörung entgangen sind, diese wenige dennoch den Nahmen ihres Volks beybehalten, und sich bestreben, einen eigenen freyen Staat auszumachen,

chen, ohne sich andern zu unterwerfen u). So lange die älteste Welt auf diese Art dachte, so lange mußten sich die Sprachen allerdings vervielfältigen, daher kann man für gewiß annehmen, daß, so lange eine Familie einzeln für sich lebte, die Sprachen höchst unvollkommen gewesen sind. Man siehet es wirklich, daß ein Volk, je wilder und weniger zahlreich es ist, desto unverständlicher in seiner Aussprache, seine Sprache aber desto ärmer an Wörtern ist. Daß sich die Sprache jemahls ganz und gar unter den Menschen sollte verloren haben, das ist unglaublich; allein wenn es auch geschehen wäre, so ist nichts begreiflicher, als wie sie wieder entstanden seyn könnte; weil die grosse Menge von Sprachen, die man in der Welt findet, deutlich genug beweiset, daß der Mensch von Natur vollkommen geschickt ist, Wörter zu erfinden, und wenn ich mich eines Gleichnisses bedienen darf, einen eben so grossen natürlichen Trieb zu reden bey sich fühlet, wie die Vögel zu singen. Was natürlich ist, dazu ist nichts weiter nöthig, um zu entstehen, als durch die Umstände dazu aufgemuntert zu werden. Keine gewisse Sprache ist dem Menschen eigentlich natürlich; die Aegyptier, die das Gegentheil glaubten,

u) Siehe das brittische Reich in America, und darin die Beschreibung von Virginien, Kap. 3.

ten, machten aus einem unreimlichen Versuche einen noch unreimlichern Schluß v); nichts ist dem Menschen leichter, als seine Sprache auszuarbeiten, wie wir denn finden, daß die Sprache verschiedener wilden Völker in dieser Betrachtung unsern meist ausgearbeiteten nichts nachgeben x).

§. 13.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen zu bemerken, daß einige wilde Sprachen eine höchst sonderbare Eigenschaft haben, wodurch sie sich von den bey uns bekannten sehr weit unterscheiden. Da in andern Sprachen insgemein zwey Theile der Rede gefunden werden, nähmlich das so genannte Nomen und Verbum, oder das Ding und was damit vorgenommen wird, oder wie man im Deutschen sagt, das selbstständige Nennwort und das Zeitwort: so enthalten einige wilde Sprachen nur das eine, nähmlich das so genannte Verbum oder Zeitwort y). Ohne Zweifel muß man daraus schließen, daß diese Sprachen uralt sind; denn daran kann man nicht zweifeln, daß nicht die Menschen der er-

v) *Herodotus* L. 2.

x) *Charlevoix* Nouv. France, Tom. 3. Lettre. 12. von den Huronischen und Angolquinesischen Sprachen.

y) Allgemeine Geschichte von Amerika im 14 Hauptstück des ersten Theils.

ersten und ältesten Zeiten auf eine mehr sinnliche Art gedacht und geredet, folglich jederzeit in ein einziges Wort einen ganzen Gedanken, und folglich auch eine ganze Rede eingeschlossen, oder dadurch ausgedruckt haben sollten. Sprachen, wie die unsrigen, sind zum Ausdrucke der Gedanken allzu sehr ausgearbeitet, als daß wir glauben sollten, sie wären die ältesten. Man kann also auf diese wichtige Muthmassung fallen, daß diese letzten, nähmlich die ältesten Sprachen, so wie sie im ersten Ursprunge oder Anfange gewesen, noch jetzt unter den Wilden gefunden werden, wenn inzwischen unsere gegenwärtigen vielleicht von andern abstammen, die in einer langen Reihe von Jahren sich verloren, und den neuern Platz gemacht haben.

§. 14.

Um aber ferner zu sehen, wie der Mensch von dem allerunvollkommensten Zustande, worin er wirklich ehmahls gewesen zu seyn scheinet, nach und nach in einen vollkommnern Zustand gekommen ist, und was für Umstände ihm dazu insonderheit behilflich gewesen sind: so scheinet ein Uebel, das auf nichts weniger, als den Menschen vollkommener zu machen, zielet, nähmlich der Krieg, diese Verbesserung in einem ho-

 hen

hen Grade verursachet zu haben. Bey allen angeführten guten Eigenschaften, die die Wilden äussern, zeiget ihre Geschichte beständig, daß kein Laster den Menschen natürlicher seyn muß, als die Rache; daher diejenigen diese gefährliche Gemüthsbewegung nicht übel abgeschildert haben, welche gesagt haben, sie enthielte etwas so überaus angenehmes, daß daher die Götter selbst sich die Rache vorbehalten hätten. Alle Wilden sind unendlich rachgierig, und sie wissen in dieser Raserey weder Ziel noch Maß zu halten. In ihren Kriegen suchen sie die Feinde nicht zu bezwingen, sondern auszurotten, damit nicht ein einziger aus dem ganzen Volke übrig bleiben möge, der den Nahmen überleben, und fortpflanzen könnte. Ihre Kriegsgefangenen martern sie auf eine unbeschreibliche Art, und sie sind also eben so unmenschlich und tadelnswürdig in Ansehung ihrer Feinde, als sie unter sich selbst gute Bürger und liebenswürdige Freunde sind. So lange nicht ein Volk dem andern im Wege war, und alle und jede alles, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig hatten, im Ueberfluß fanden, so lange, wie zu vermuthen ist, haben die Menschen friedlich gelebt; ohne Krieg, ohne daß eine Haushaltung sich um die andere bekümmerte. Da aber die Menge ansehnlich zunahm, und man die

Noth-

Nothwendigkeiten nicht ohne Mühe finden konnte: so erschien der Gedanke vom Unterschied zwischen Mein und Dein in der Welt, begleitet von der Sorgfalt, Vorrath auf den folgenden Tag zu sammeln, obschon keines von beyden dem Menschen natürlich zu seyn scheinet; indem eine so übermäßig grosse Menge wilder Völker sich doch nur übermäßig wenig um beyde Theile bekümmert. Sobald zwey verschiedene Haushaltungen anfiengen, sich eins und eben dasselbe zuzueignen, so war von einem angefangenen Zanke kein weiterer Weg zur Schlägerey und zum Kriege; ob man schon eben so wenig in diesem als in andern Zufällen sagen kann, die Menschheit habe etwas aus einer Ursache allein angefangen. Man weiß z), daß einige wilde Völker einander aus blossem Aberglauben bekriegen, und zwar, weil das eine Volk das andere für Hexenmeister ansiehet, und ihm die Schuld an allem Bösen, was ihm widerfährt, zuschreibet. Untersuchet man die rechte Ursache eines solchen Verdachts, so kömmt es bloß darauf an, daß das eine eine andere Sprache, andere Gewohnheiten und Gebräuche hat, als das andere. So sehr ist der Mensch von sich selbst eingenommen, und bereit, alles gottlos und abscheulich

z) Göttingische Reisen erster Band, 2 Theil von den Esquimaux und den nordlichen Wilden an der Hudsons-Bay.

zu nennen, was nicht mit seinen Meynungen übereinstimmt.

§. 15.

So lange war reimlicher Weise noch kein Krieg in der Welt, so lange man noch für nöthig fand, mit den Haushaltungen, die eben dieselbe Sprache redeten, und folglich mit einander nahe verwandt waren, in guter Vereinigung zu leben. Solcher Gestalt sind vermuthlich die allerältesten Völker in einen Staat zusammen getreten, ohne noch in Städten beysammen zu wohnen, ohne noch eine andere Regierung gehabt zu haben, als der Väter in den Haushaltungen, welche unter sich abgeredet haben, was gethan werden sollte. Die Geschichte der Wilden bringet uns auf diese Gedanken. Ein großer Theil dieser Völker, auch einige der zahlreichsten und tapfersten unter ihnen, leben auf diese Art. Die in Chili, zum Beyspiel, welche von den Spaniern niemahls bezwungen werden konnten a), wohnen, eine jede Haushaltung für sich; die Väter derselben treten zusammen, so oft ein Krieg oder sonst etwas wichtiges beschlossen werden soll. Da sie in ihren Versamm-

lun-

a) Don Ulloa Reise nach Peru, im neunten Bande der allgemeinen Historie aller Reisen, 2 Abth. 2 Brief, 9tes Kapitel. Freziers Reise nach der Südsee erster Theil. 10. Kapitel.

lungen nicht auf einzelne Vortheile sehen, sondern allein auf das Beste des Vaterlandes und des ganzen Volks; eine Tugend, die alle Wilde zu ihrem großen Ruhme im allerhöchsten Grad besitzen: so werden sie bald einig; führen das Beschlossene mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit, und mit einer so großen Verschwiegenheit aus, daß man Exempel findet, wie dieses ganze große und ansehnliche Volk sich gegen die Spanier zusammen verschworen hat, ohne daß ein einziger sich etwas hat merken lassen, bis das Ungewitter auf einmahl losbrach. Die nordlichen Wilden in dem andern Theile von Amerika gegen den Nordpol hinauf folgen eben diesen Lebens- und Staatsregeln. Die Bewohner der Gegenden um die **Hudsons-bay** leben ebenfalls zerstreut unter ihren Gezelten; ein jeder Hausvater ziehet mit Weib und Kind an den Ort, wo er den benöthigten Lebensunterhalt am leichtesten zu finden glaubet. Man findet bey ihnen eben so wenig, wie in **Chili**, eine ordentliche Regierung. Hingegen erwählen sie sich, so oft sie einen Krieg oder eine besonders wichtige Unternehmung gegen ein fremdes Volk zu unternehmen beschlossen haben, gewisse Anführer unter sich, die sie für die tapfersten, listigsten und geschicktesten, ihr Vorhaben auszuführen, halten. So lange diese solcher Gestalt Gewählten ihren Ehren-

po-

posten bekleiden, wird ihnen von allen, denen sie zu befehlen haben, mit der vollkommensten Unterthänigkeit Gehorsam geleistet; hingegen so bald sie ihr Amt verrichtet haben, werden sie wieder von denen, die sonst unter ihnen gestanden haben, für ihres Gleichen angesehen, obschon diesen Wilden die Tugend einer besondern Hochachtung gegen ihre gewesene Anführer niemahls mangelt; und es ist dieses insonderheit etwas großes bey diesen Völkern, daß ihnen alle ungerechte und schlechte Arten, wodurch man in gesitteten Staaten in Ehre und Ansehen kommt, gänzlich unbekannt sind. Ein verdienstvoller Mann überhaupt zu seyn, das ist bey den Wilden ein beständiger Ehrentitel, alle suchen so großen Mustern ähnlich zu seyn; die innerliche Hochachtung ist es, wofür man arbeitet, und die man allezeit genießet, ob schon inzwischen die äußerlichen Vortheile mangeln.

§. 16.

Dieser Schritt scheinet, so zu sagen, der erste große Schritt gewesen zu seyn, den der Mensch in der uralten Welt zu einer bürgerlichen Vereinigung gethan hat. Diese große Freyheit, die der Mensch von Natur so sehr liebet, ward dadurch aufrecht erhalten, da man inzwischen in dieser Einrichtung ein Mittel fand, sich um das Seinige zu

vertheidigen. So wie die Gesellschaften solcher Gestalt größer, die Lebensart beschwerlicher, die gemeinschaftliche Hülfe nothwendiger wurden, so hatte man auch immer mehrere Wörter nöthig. Die Sprachen wurden also an Benennungen fruchtbarer in demselben Verhältnisse, als der Mensch selbst reicher an Gedanken ward. Weil inzwischen die Sprachen bey einigen wilden Völkern weit unvollkommener sind, als bey andern: so kann man daraus einiger Maßen schließen, welche von ihnen am längsten in der bürgerlichen Gesellschaft gelebet haben. Einigen mangelt eine große Menge Wörter, viele können nur bis auf drey zählen b), und diesen allen fehlen fast größten Theils die Benennungen der Dinge, die nicht in die Sinne fallen, aus der Ursache, weil die Rede sich nicht weiter als auf die Gedanken erstrecken konnte, und der allgemeine Begriff unstreitig sehr langsam zunehmen mußte; so bald aber die Gedanken erst gedacht waren, so war die natürliche Fertigkeit des Menschen, die Zu g und die Stimme zu gebrauchen, allezeit so groß, daß nicht viel Zeit dazu gehörte, ein Wort zu finden, wodurch man seine Meynung andern zu erkennen geben konnte. Wozu eine Creatur von Natur geschickt ist, das thut sie jederzeit gerne, und sie fängt dieselbe Sache ohne

Miß-

b) De la Condamine Südamerikanische Reise.

Mißvergnügen wohl zehnmahl an, um sie das eilftemahl besser zu machen. Sonst zeiget diese große Ungleichheit in den Sprachen der Wilden, daß die Rede nach unzählichen Stufen nach und nach vollkommener geworden ist, daß zu diesem letzten nichts anders erfodert wird, als daß die Menschen in einer einiger Maßen ansehnlichen Gesellschaft zusammen leben, und daß man nicht wohl glauben kann, was die weltliche Geschichte sagt, nähmlich, es habe nur eine Person allein die Sprache gebildet. Weil verschiedene Völker, als die Hottentotten und andere c) durch die Gurgel und unverständlich reden: so kann man folglich auch sagen, daß die Verbesserer der allerältesten Sprachen die Aussprache in Ordnung gebracht haben. Da man aber denken muß, um zu reden, und neue Gedanken langsam kommen: so hat dazu allerdings ein langer Zeitraum gehört, bis die Sprachen ihre gegenwärtige Vollkommenheit gleichsam unvermerkt erreichet haben.

Nach den unvortheilhaften Gedanken, die man sich insgemein von den Wilden macht, wird man vielleicht Mühe haben, zu glauben, daß die Sprachen einiger Wilden den zierlichsten, nettesten und am

c) *Charlevoix* Paraguai, Tom. 2. Liv. 8. von den Caaiguas. Vojage de Narbrough.

am meisten ausgearbeiteten von den unsrigen wenig nachgeben, besonders da andere hingegen, wie ich bereits bemerket habe, noch sehr unvollkommen sind; inzwischen ist doch sichern Nachrichten zu Folge nichts zuverlässiger d). Man muß daher gestehen, daß unter allen natürlichen Fertigkeiten des Menschen die Sprache und die Ausarbeitung derselben diejenigen sind, die am leichtesten erworben werden, und es scheinet, als ob man in keiner andern Sache weniger Regeln nöthig hätte, um die Vollkommenheit zu erreichen, als eben in dieser. **Homer**, der bey der ganzen Nachwelt unnachahmliche **Homer**, schrieb, da Griechenland noch eine Barbarey war, da man vielleicht kaum an Sprachregeln gedacht hatte, da diese Kunst ein einfältiger, aber reizender und ungezwungener Schüler des wahren Witzes, und der Natur war. Ein **Homer**, der ein Zeuge war, wie die grossen Helden sich ihre Zepter aus dem ersten geschlanken Zweige, den sie antraffen, schnitten e), und wie der Ursprung des königlichen Mantels eine Thierhaut war, die sie um sich warfen, deren Rauchwerk anstatt des Her-

d) *Charlevoix* Hist. de la Nouv. France, Tom. 3. Lettr. 12. und die allgemeine Geschichte von Amerika im 14 Hauptstück.

e) In der Ilias im ersten Buche der Unterredung Achillens mit Agamemnon.

Hermolins den äußersten Rand derselben schmückte. Homer, der die Götter auf den Spitzen der Berge sitzen, und sie den himmlischen Nektar im Ueberflusse trinken sahe; kurz, Homer, der in den grossen Wahrheiten höchst unwissend war, redete die Sprache der Götter, ohne dasjenige lesen zu können, was sie dem Menschen in der Natur vorgeschrieben hatten.

§. 17.

Um aber wieder auf den Menschen in dem Zustande zu kommen, worin wir ihn verließen, in einem Zustande, da ein jeder Hausvater sein Haus regierte, dessen König und einziger Herr er war: so kann man aus der Verfassung der Wilden ungefähr schließen, nach welchen Grundregeln diese kleinen Staaten sich damahls regieret haben. Die meisten wilden Völker sehen eine jede einzelne Person in ihren Staaten für frey an, für einen Meisterseiner Handlungen, der von keinem andern zur Rechenschaft gezogen werden darf. Wie weit diese Freyheit gehet, dieses siehet man am besten daraus, daß eine jede einzelne Person, f) allezeit im Stande ist, entweder auf seine eigene Hand allein, oder in Gesellschaft mit andern, ohne daß der Staat Theil daran nimmt, Krieg zu führen, und entweder

sei-

f) Allgemeine Geschichte von Amerika, im 8ten Hauptstück.

seine Feinde oder andere fremde Staaten und mit dem seinigen nicht verbundenen Völker anzufallen. Weit entfernt, daß die andern dieses für unerlaubt halten; sie sehen dabey durch die Finger, und alle rühmen ein solches Unternehmen als ein Zeichen eines großen Muthes g). Ihren Kindern lassen sie alle mögliche Freyheit, sagen ihnen niemahls ein böses Wort, und lassen sie thun, was sie wollen. Daher muß man es mit einer Art der Verwunderung ansehen, daß nicht alle menschliche Einrichtungen eigene Gesetze und eine scharfe Einsicht nöthig haben, sondern nur allein solche Länder, worin bereits bestimmte Besitzungen festgesetzt sind, und wo bereits alles, was dem Menschen nützlich seyn kann, eingetheilt, und so zu sagen von einigen im Voraus in Besitz genommen ist; daher auch andere der Einrichtung des Staates nach weder wirkliche noch eingebildete Güter so leicht für nöthig finden können. Aus allem, was wir in der Geschichte der Wilden lernen, erhellet, daß der Mensch von Natur nichts weniger als ein böser

Bür-

g) Vollkommen wie Cäsar von den alten Deutschen erzählet. In Bel. Gall. L. 6. Ist die Freyheit bey unsern alten nordischen Völkern nicht eben so groß gewesen: so haben doch wenigstens die jungen Prinzen Erlaubniß gehabt, einen Staat im Staate zu errichten, und sich einen Anhang zu machen, womit sie insgemein nach der vorbemeldten Wilden Weise auf der See Kaperey trieben.

Bürger, hingegen in allen wilden Staaten dieses der allergrößte Fehler ist, daß der eine sich des andern Unfall und Widerwärtigkeit allzu sehr zu Herzen nimmt. Einer einzigen einzelnen Person in einem Volke etwas zuwider zu thun, das heißet jederzeit eben so viel, als sich mit dem ganzen Staate auszulegen; und es würde etwas seltenes und sonderbares seyn, bey uns unter den allernächsten Anverwandten einer zahlreichen Familie eine so feste und wirkliche Freundschaft zu finden, als man bey den Wilden unter einem ganzen Volke findet. Es scheinet daher nichts reimlicher zu seyn, als daß es lange Zeit gedauret habe, ehe man in der Welt sich gewisse eigenthümliche Besitzungen, insonderheit von unbeweglichen Gütern, zueignete, folglich auch eben so lange, ehe man Gesetze nöthig hatte. Was Tacitus h) von den Deutschen saget, daß bey ihnen gute Sitten mehr thaten, als bey andern Völkern gute Gesetze, das ist ein Ausspruch, worin alle Reisende in Ansehung der Wilden übereinzustimmen scheinen; und ist dieses wahr: so kann es überhaupt von der ganzen uralten Welt gesagt werden. Es scheinet daher, daß die Regierungsform und die Obrigkeit nicht so wohl um eine bürgerliche Vereinigung unter den ältesten Völkern zu stiften, und auf-

h) In Germania C. 19.

aufrecht zu erhalten, oder um das Gute zu belohnen und das Böse zu strafen, entstanden sind, als vielmehr um die auswärtigen Angelegenheiten der Staaten zu besorgen, um Kriege zu führen, und das allgemeine Beste bey den Friedensschlüssen, wie auch in andern wichtigen Vorfällen in Acht zu nehmen. Verschiedene wilde Völker wählen sich daher, wie schon bemerket worden, bloß zu den Zeiten einen Oberherrn, wenn sie es für nöthig halten, Krieg zu führen i). Dieses macht es glaublich, daß in der ältesten Welt die Könige allein Kriegsobersten oder Generale waren, deren Verrichtung mehr darin bestund, den Commandostab im Felde zu führen, als das Zepter im Staate. Da man hingegen hernach das allgemeine Beste besser verstehen lernte, und verständig genug ward, um einzusehen, daß die Wohlfarth eines Staates nicht weniger auf einen vernünftigen Umgang mit seinen Nachbarn in Friedenszeiten, als auf eine tapfere Anführung im Kriege ankäme: so unterwarfen sich die Völker größten Theils einem beständig regierenden Herrn; wie man aber aus den Verfassungen vieler wilden Völker schließen kann, so war dieser in den ältesten Staaten der erste unter seines gleichen. Je mehr die

i) Vojage de Narbrough. à la mer du Sud, p. 114. in der Fortsetzung von Koreals Reise.

die wilden Völker sich der Lebensart der sittlichen nähern, desto größer ist auch die Macht des Regenten in Ansehung der innerlichen Verfassung des Staates, weil solches aus dieser Ursache nunmehr nöthig ward, da die Fehler unter den Menschen sich in derselben Anzahl vervielfältiget zu haben scheinen, als die eigenthümlichen Besitzungen und die Nothwendigkeiten in der Lebensart sich vermehreten. Die Gesetze fiengen nicht eher an, als da die Laster in den Gesellschaften öfters Unordnung stifteten. Die Laster wurden im Schooße der Wollust wieder auferzogen, und durch die Menge von Eitelkeiten eigenthümliche Besitzungen und unnatürliche Lüste in die Welt gebracht.

Die Geschichte der wilden Völker scheinet solcher Gestalt zu zeigen, nach was für einem Plane und in welcher Ordnung die Menschen in dieser Betrachtung sich eingerichtet haben. Die Himmelsgegend ist zuverläßig nicht die Ursache, sie macht aber nur die Möglichkeit größer oder geringer. Man kann sagen, daß, je glücklicher die Länder sind, die ein Volk bewohnet, desto mehr sich die Regierungsart und die bürgerlichen Verfassungen **zuweilen** den sittlichen Völkern nähern. Ich sage aber nicht ohne Ursache **zuweilen**. Solcher Gestalt haben die Regenten in **Virginien**

und

und in Luisiana weit mehr zu sagen, als in den nordlichern amerikanischen Ländern. In den erstern ist man verpflichtet, eine Art Abgaben zu erlegen, und der Regierung einige Schatzung zu bezahlen. Die Landesherren, die unter den nördlichern Völkern durch keine äußerliche Ehrenzeichen von dem übrigen Theile des Volks unterschieden werden, genießen daselbst besondere Hochachtungszeichen; da man hingegen in Südamerika, in eben so glücklichen und fast in noch bessern Ländern, z. B. Brasilien und Guiana, von der Obrigkeit fast weniger zu sagen weiß, als in dem nördlichsten Amerika. Hingegen ist es zuverläßig gewiß, daß ein Volk, so bald es seine Wildheit verloren, und angefangen hat, einiger Maßen sich an einem gewissen Orte fest zu setzen, und ferner Gelegenheit findet, auf gemächlichere Art zu leben, einer noch wichtigern Veränderung nahe ist. Schon haben sich damit die Laster eingefunden und folglich ist dem Staate eine Regierungsform auch in Ansehung der innerlichen Angelegenheiten nothwendig geworden, und zwar immer mehr und mehr, nachdem das Volk zahlreicher wird, und die ganze Gemeine überhaupt nicht mehr so gut übersehen werden kann, wie zuvor. Auf diese Art sind die südlichen Nordamerikaner lasterhafter, als die nordlichern. Es ist daher kein Wunder, wenn die Re-

genten mehr Macht in Händen haben, da solches das Beste des Staates erfodert. Bey einigen dieser letzten Völkern, die nähmlich zahlreicher sind, findet man auch Unterbeamte, welches sonst unte rden Wilden etwas sehr seltenes ist; weil ein jeder allen andern in seinem Staate bekannt ist, und daher eben so viele Aufseher als Mitbürger hat. Da die südlichen gesittetern Staaten zuweilen mehr als eine Stadt enthalten: so können sie nicht so leicht übersehen werden, wie die nordlichern, und werden daher durch Beamte regieret. Bey den Apalachiten, die einen ansehnlichen Staat ausmachen, sollen alle Städte oder Dörfer insbesondere mit ordentlichen Amtleuten versehen seyn k); daher es etwas besonders ist, daß die Wilden eine Einrichtung unter sich haben, die ehmahls Rom in seinen weitläufigen Ländern nicht einmahl kannte, und deren sich die östlichen Länder auch zu unserer Zeit noch nicht recht zu bedienen wissen. Uebrigens ist die Freyheit doch überall überaus groß, und die eben angeführten Grundregeln der wilden Staaten werden überall in Acht genommen, welches auch nothwendig ist, weil das, was ein jeder zu verlieren hat, auch unter den reichsten und am besten eingerichteten Staaten dieser Völker so gerin-

k) Rochefort von den Apalachiten.

geringe ist, daß ein jeder Mißvergnügter das Seinige ohne Schaden verlassen kann, wenn es ihm einfällt, und weil er bey einem jeden andern Volke, wenn er sich darum bemühet, jeder Zeit auf- und angenommen wird. Es würde, nicht zu gedenken, daß eine strenge Regierung unter diesen Völkern nicht nöthig seyn würde, dieses auch verursachen, daß ein jeder Staat sich auf einmahl zertrennte, und in kleinen Partheyen anderwerts hin zöge. Es ist daher unlaugbar, daß die eigenthümlichen Besitzungen und der nach und nach verursachte Verlust an den natürlichen Fertigkeiten dasjenige sind, was diesen von Natur so freyen und stolzen Menschen Fesseln angeleget hat.

§. 18.

Ich habe gesagt, daß verschiedene wilde Völker, ungeachtet sie ordentliche Regenten hielten, keine Schatzung bezahlten. Gleichwohl kann man auch mit Wahrheit sagen, daß in keinem Lande in der Welt eine grössere Schatzung bezahlet wird, als just bey diesen, die keine Schatzung bezahlen. Ein jeder Einwohner in diesen Staaten, so bald er auf der Jagd oder Fischerey glücklich gewesen; bringet den Regenten des Staats gutwillig, und ohne dazu verpflichtet zu seyn, das

Beste, was er bekommen hat. Die Regenten wenden dieses freywillige Geschenke dazu an, das Volk damit zu tractiren und zu ergötzen. Behält einer hernach etwas übrig, so verehret er etwas davon aus gutem Herzen der allgemeinen Schatzkammer, das übrige wird meisten Theils in Gesellschaft mit den andern Einwohnern des Ortes verzehret. Es ist nicht zu beschreiben, was diese Leute aus einem frohen Herzen, so lange sie etwas haben, weggeben: daher muß man glauben, daß die Freygebigkeit dem Menschen natürlich ist. Entstehet eine allgemeine Ausgabe, entweder weil man die Freundschaft eines andern Volkes durch Geschenke gewinnen, oder ein öffentliches Gastmahl geben will; denn in diesen beyden Dingen bestehen insgemein alle allgemeine Ausgaben dieser Völker: so bestrebet sich ein jeder nach seinem besten Vermögen zu geben, was er kann. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß das gemeine Wesen nirgens so reich ist, als bey diesen Völkern, wo es doch dem Ansehen nach ganz und gar ohne Einkünfte ist. Es besitzet die Herzen und den guten Willen aller Unterthanen; diese einem Prinzen so grossen und unschätzbaren Güter; und durch die Herzen besitzet er auch alles übrige.

Da

Da die älteste Welt so wenig Staat auf eigenthümliche Güter machte, daß man überhaupt alles, was man hatte, als einen zum Dienste des allgemeinen Besten zurückgelegten Schatz ansahe: so lieget ohne Zweifel darin die Ursache der grossen Macht, die man sich hernach mit der Zeit in verschiedenen Theilen der Welt über das Vermögen der Unterthanen genommen hat, indem man alles, was man über das Nothwendige erübriget hatte, als dem Staate gehörig, betrachtete. In der ältesten Welt hat man sich am wenigsten darum bekümmert, mehr, als man gebrauchte, zu besitzen; und man gebrauchte damahls so wenig, daß es unnöthig gewesen wäre, sich darum zu bekümmern. Weit entfernt, daß man den Regenten dießfalls Schwierigkeiten würde gemacht haben, es ist vielmehr reimlich, daß man sich würde gefreuet haben, wenn sie sich der mühsamen Aufsicht über das Ueberflüßige hätten unterziehen wollen. Es ist etwas sehr sonderbares, wie diese wilden Völker in dieser Betrachtung denken: diese unter ihnen, welche eine Menge Getreide jährlich einärndten können, bekümmern sich niemahls darum, etwas mehr, als nur das Benöthigte einzusammeln. Die alten Indianer dachten eben so, sie verbrannten daher alles überflüßige Getreide. Der Mensch, der von Natur die Arbeit scheuet, hat auch na-

türlicher Weise einen Abscheu vor Gütern, denn nur die Gewohnheit und zum Theil die Noth, die aus gewissen Umständen entstehet, verursachen, daß sie nicht für Bürden angesehen werden. Solcher Gestalt kann man glauben, daß Schatzungen und Auflagen den Menschen in der ersten Welt eigentlich darum unerträglich gewesen sind, weil viele Mühe und Arbeit, sie zu erwerben, erfodert werden. Die Geschichte der Wilden scheinet noch ein grösseres Licht darin zu geben, nach welcher Ordnung, und wie man sich in den Besitz jährlicher gewisser Abgaben gesetzet hat, indem bey verschiedenen gesittetern Wilden alles in eine gemeinschaftliche Vorrathskammer eingesammelt wird, woraus hernach einem jeden das, was er nöthig hat, von den Regenten wieder ausgetheilet wird. Es war also nach der Denkungsart der Menschen in den ältesten Zeiten nichts leichter, als Herren über alles, was ihre Unterthanen besassen, zu werden; hingegen aber hat es im Anfange der prächtigen und ansehnlichen Staaten wirklich grosse Mühe und Arbeit gekostet, durch eine vernünftige Anlage und Bemühung eine solche Einrichtung zu treffen, wodurch der Mensch, ein von Natur faules und nachläßiges Thier, fleißig und arbeitsam gemacht werden konnte. Dießfalls war es nöthig, ihn

mit

mit einer unnatürlichen Krankheit, durch die Begierde nach Hab und Gut, anzustecken. Fleiß und Arbeitsamkeit würden sonst bald aussterben, die doch unendlich nothwendig sind, so bald ein kleines Land eine Menge Volks ernähren und unterhalten soll. Die Länder, worin durch Fleiß nichts gewonnen werden kann, sind daher insgemein nur schlecht bewohnt, und ihre Einwohner ohne Lust und Lebhaftigkeit; da hingegen in den Ländern, wo ein jeder durch seine Mühe sich glücklich machen kann, alle Hände in Arbeit sind; denn eine glückliche Hoffnung macht den Fleiß unermüdet.

§. 19.

Die beständigen und unaufhörlichen Kriege, worin die wilden Völker insgesammt gegen einander verwickelt sind, bekräftigen diese Meynung, daß der Krieg unter den Menschen eben so alt ist, als die Menschheit im Menschen selbst, nähmlich von der Zeit an zu rechnen, da die Menschen den Erdboden in einer ansehnlichen Menge zu bewohnen anfiengen. In den meisten Ländern brachten es die Umstände mit sich, daß sich ein Volk vor dem andern für beleidiget halten mußte, wenn beyde sich der jährlichen Früchte des Landes zu ihren Nothwendigkeiten zu bedienen

suchten; wo hingegen dieser Stein des Anstosses nicht im Wege lag, da kann es möglich seyn, daß man, wie in unsern Zeiten die Grönländer, die Einwohner von St. Domingo und einige wenige andere Völker in Einigkeit mit einander gelebet haben. Im ersten Zufalle hingegen beschuldiget man die Menschen der ältesten Zeiten, sie hätten einer den anderu gefressen l). Was die Wilden betrifft; so findet noch bey einigen wenigen der unmenschliche Gebrauch Statt, ihre Feinde zu fressen, als bey den Irokesen, Brasilianern, Karaiben m) und bey einigen andern; allein man darf dießfalls keines Weges glauben, sie handelten dadurch aus Lust der Natur entgegen, die den meisten Thieren einen

l) Strabo im 4 B. von Hibernien. Herodotus im 4 B. von den Scythen. Diodor von Sicilien im 1 Buche von den Aegyptiern.

m) Leri von den Brasiliern. *Stadius Hamburg.* von den Toupinambern. Lettres curieuf. et edifiant. Recueil 23, Lettre du *Pere de Tré* von den Völkern am Maragnon. Allgemeine Geschichte von Amerika von den Irokesen. *Du Tertre*, Tom. 2 Hist des Antilles von den Karaiben, *La Potterie* Hist. de l' Amerique Septentrion. Tom. 2. Chap. 7. von les puants. Gottfr. Westind. Historie 14. Th. S. 43. vom Terra del fuogo. Hist. de Paraguai, Tom. I. L. 3. Læt. Ind. Occid. Liv. 12. c 4. Dappers Afrika von den Jägern im Ansischen Makoko, Monoëmugi und Mombase. *Garcil.* Hist. des Yncas, Liv. I. Chap. 12. Lactanz L. I. C. 13. von den alten Griechen.

nen Abscheu eingepflanzet hat, ihres Gleichen zu verzehren; man wird vielmehr die rechte Ursache dieses grausamen Gebrauches entdecken, und zwar darin, daß alle diese Völker der Meynung sind, auf diese Art von ihren Feinden ihren todten Verwandten, die zuvor durch die Gewalt der Waffen in ihre Hände gefallen waren, ein Opfer zu bringen n). So bald der Aberglaube Menschenopfer erfunden hatte, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn er auch die Opfernden so unmenschlich gemacht hat, das Opfer selbst zu verzehren, weil man sich dabey einbildete, den Göttern Gesellschaft zu leisten, und es eben so wie sie zu machen; denn nichts ist gewisser, als daß die älteste Welt der Meynung war, die höhern geistigen Wesen genössen von den Opfern das Feinste und Beste. Viele der ältesten Völker sind dießfalls mit den heutigen Wilden einerley Meynung gewesen o). Und ob ich es schon nicht für eine ausgemachte Wahrheit angeben will; so ist es doch reimlich, daß dieses grausame Verfahren mit den Gefangenen diese sonderbare Meynung der ältesten Zeiten zum Grunde gehabt: daß diese, die nur schlechthin sterben, nur halb todt wären, daher müßte man, um sie recht zu tödten

n) *Charlevoix* nouv. France, Lettr. 14. und folgende.
o) *Plin.* L. 28. C. 1. und L. 30. c. 1.

ten, so grausam mit ihnen verfahren. Daß man aber jemahls in der Welt zur Lust oder so schlechthin sich anderer Menschen zur Speise bedient haben sollte, das ist kaum glaublich. Dasjenige, was aus Noth geschieht, ist etwas anders, als was aus Lust geschieht. Es ist eben so unglaublich, als unerwiesen, daß die Menschen überhaupt sich einander auf eben dieselbe Art angesehen haben sollten, wie andere Thiere ansehen, nähmlich sich ihrer zur ordentlichen Nahrung zu bedienen. Einige wilde Völker am Strome Orenoko verzehren ihre Todten, aber aus Liebe und wie es scheinet, aus Religion, weil zugleich gesaget wird, daß sie die Knochen ihrer Todten als ein Heiligthum bey sich verwahrten. Einige Völker in der ältesten Welt haben eben dasselbe gethan, p) allezeit aber aus Aberglauben, aus einer eingebildeten Pflicht gegen die Todten und aus einer heiligen Raserey. Auf diese Art tranken die alten Scythischen und unter ihnen unsere nordischen Völker aus den Hirnschalen ihrer Vorfahren, wie zu unsern Zeiten die Wilden aus den Hirnschalen ihrer Feinde trinken; und sie meynten, sie

p) *Strabo* L. 11. von den Massageten. *Pomp. Mela* de Situ Orb. L. 2. C. 1. von den Essedoniern. *Herod.* L. 3. und *Solinus* C. 53. von einigen indianischen Völkern. *Strabo* L. 4. von den Irrländern. *Euseb.* Præpar. Evangel. L. 1. C. 4.

sie erzeigten ihren Todten dadurch eine besondere Ehre q). Hingegen scheinet die älteste Welt r) auf eben dieselbe Art, wie die Wilden unserer Zeiten, in einer andern Betrachtung sich gegen die Pflichten der Menschheit, die ein Volk dem andern schuldig ist, versehen zu haben, indem sie in ihren Kriegen beständig suchten, das ganze Volk, auf welches sie einen Haß geworfen hatten, auszurotten.

§. 20.

Dieses schändliche Verfahren der Wilden mit ihren Gefangenen entsteht noch aus andern Ursachen; sie suchen dadurch ihren jungen Leuten den Abscheu, den sie an der Vergießung des Blutes haben, abzugewöhnen, und sie durch das Betragen ihrer Feinde Standhaftigkeit und Muth zu lehren. Einige dieser Völker, insonderheit diese, die die benöthigten Lebensmittel nicht ohne Mühe finden, begehen eine andere Gottlosigkeit, obschon am wenigsten aus einer gottlosen Absicht, indem sie ihre Alten oder abgelebten Leute, die nicht mehr für sich selbst sorgen können, vor Hunger umkommen lassen, oder vorsetzlich ums Le-

q) *La Potterie* am angeführten Orte. *Pelloutier* Hist. des Celtes L. 2. Chap. 2.

r) *Euseb.* præpar. Evang. L. 1. C. 4. *Cæsar.* L. 6. von den Deutschen. *Dionis. Halic.* L. 2. C. 5.

Leben bringen; doch allezeit zugleich in dem falschen Wahne, ihnen eine Wohlthat zu erzeigen, weil das Leben in einem hohen und schwächlichen Alter für eine Last angesehen werden könnte, und es gewisser Massen eine Unmöglichkeit wäre, daß ein herumstreifendes Volk, das oft kaum selbst so viel, als es zur höchsten Nothwendigkeit brauchte, finden könnte, in so schlechten und armseligen Umständen seine alten Abgelebten mit sich schleppen, und ihnen ihren Unterhalt verschaffen könnte. Dasjenige, was diese unmenschliche Gewohnheit dieser Wilden gar sehr befördert zu haben scheinet, ist unstreitig dieses, daß alle diese Völker den Tod für nichts weniger als ein Uebel ansehen; denn, wenn man ein Verzeichniß über diejenigen unter ihnen machen sollte, welche mit lachendem Munde sterben, so würde solches übermäßig groß werden s). Bey einigen gra-

s) *Pere Gumilla* de l' Orenoque, Tom. I. Chap. 15. erzählet, daß ein alter kranker Indianer seine drey Söhne gebethen habe, ihn hinaus aufs Feld zu tragen. Dieses geschah, und nunmehr sagte er zu ihnen: Ich mache euch, meine Kinder, nichts als Ungelegenheit, grabet mir ein Grab, und wenn der Mißionair darüber zornig wird, so saget ihm, ich hätte es euch befohlen. Die Kinder, welche dem Vater nicht entgegen seyn dörften, machten das Grab und legten ihn hinein. Darauf befahl er ihnen, sie sollten Erde auf ihn werfen, und nicht auf sein Angesicht. Und da sie ihn zum Theil mit Erde bedecket hatten, so

graben sich die Alten selbst ihr Grab, und sehen es für die letzte Wohlthat an, die ihnen ihre liebsten Hinterlassenen erzeigen könnten, wenn sie von ihnen lebendig mit Erde bedecket werden. Sie gehen dem Tode gutwillig entgegen, weil sie glauben, daß sie in der Welt nichts mehr nütze wären, und vermuthen sich im Lande der Seelen ein glückseligers Leben, als sie verlassen. Doch erlauben die meisten wilden Völker ihren Alten nicht ohne Noth die Freyheit, auf eine gewaltsame Art zu sterben, nur allein die Hottentotten nehmen so wie die alten Troglodyten diese Gewohnheit in Acht, und zwar ohne Unterschied bey Reichen und Armen, doch niemahls eher, als bis die Alten vom Alter so sehr abgemattet sind, daß sie sich nicht mehr selbst helfen können. Man hat große Ursache zu muthmassen, es habe die ganze uralte Welt in diesem Falle gedacht und gehandelt, wie die jetzigen Wilden t).

Bey

sagte er: haltet ein wenig auf! die Erde ist schwer. Kurz darnach sagte er ihnen das letzte Lebewohl, und befahl ihnen, das Grab schleunig mit Erde anzufüllen. S. auch die Göttingischen Reisen im 1 Bande, die Reise nach Hudsons-Bay 2 Theil. Beschreibung der Wilden.

t) Strabo von den Cantabriern im 3 B. Ueberdieß ist es bekannt, daß die indianischen Gymnosophisten sich selbst verbrannten, so wie auch die Indianer überhaupt, nach den Berichten des Ctesias von Indien. Siehe auch Pelloutier im angeführten Werke.

Bey unsern nordischen Völkern war es eine Schande, auf dem Krankenbette zu sterben u), und man muß allerdings muthmassen, daß sie ihre Alten umbrachten v). Die scythischen Völker und andere Wilden verachteten diejenigen, die auf dem Bette starben x), und hielten es für eine Ehre, das Leben auf gewaltsame Art zu verlassen. In den ältesten Zeiten Griechenlands, zur Zeit der Helden, war es eine große Ehre, bey allen Gelegenheiten sein Leben zu wagen, und unerschrocken zu sterben. Ueberhaupt zeiget die Geschichte, daß ein Volk, je kürzere Zeit es auf sittliche Art gelebet hat, je weniger sich aus dem Leben gemacht hat. Die älteste Welt, die den Tod für nichts anders als eine Verwechslung des Ortes ansah; diese, denen nicht Wollust noch Ueberfluß eine unnatürliche Empfindung von diesem Uebel ertheilet hatte, wünschte nichts anders als das Leben mit Ehren zu beschließen, und sich auch selbst gegen den Tod tapfer zu bezeigen. Ich will hiemit keines Weges das barbarische Verfahren dieser Völker mit den Gefangenen und noch weit weniger mit ihren Alten entschuldigen; aber machen es die Europäer besser? Man darf nur einen Blick auf

ihr.

---

u) Amkiel heidnische Begräbnißgebräuche, 6 Kap.

v) *Bartholin.* de causis Contemt. mortis, L. 2. C. 7.

x) *Strabo* L. 11. Eusebius im angeführten Werke.

ihr Verfahren mit den afrikanischen Sklaven oder so genannten Negern thun, um zu sehen, daß keine Gottlosigkeit und keine Tyranney zu erdenken ist, die nicht gegen diese armen Menschen ausgeübet wird. Ist es denn ein Scherz, daß ein Mensch den andern bis aufs äußerste mißhandelt, daß er ihn seinem ersten Zorne, wie ein Vieh, das geschlachtet wird, aufopfert, bloß dießfalls weil er die Macht über ihn hat? Es ist zu verwundern, daß dergleichen Missethaten, über welche man sich entsetzen muß, unter den Christen geduldet werden. Wenn ein Neger alt wird, und nicht mehr arbeiten kann, so sucht sein Herr gar oft nur eine Gelegenheit, ihm etwas zur Last zu legen, damit er einer armen Creatur das Leben nehmen kann, welches das einzigste ist, was dieser Unglückliche zu verlieren hat. Will man sagen: diese Schwarzen wären böse Leute; es kann seyn, sind sie darum nicht auch Menschen? Aber warum hat man das Blut so vieler Millionen unschuldiger Amerikaner mit eben derselben Grausamkeit vergossen, obschon alle gestehen, sie wären gute und untadelhafte Menschen gewesen? Ich will bey dieser Ausschweifung nur dieses sagen, daß wir großes Unrecht thun, wenn wir diese Wilden dafür ansehen, als ob sie im Herzen und in ihrer Denkungsart barbarischer wären, als wie wir sind. Wie!

wenn nicht Gesetze und Strafen unsere Staaten regierten, würde es bey uns nicht ärger zugehen, wie bey den Wilden? Die Unbarmherzigkeit der letzten ist größten Theils eine Folge ihrer Religion und ihres Aberglaubens; da hingegen die Europäer gegen die Religion, gegen ihre Aufklärung, gegen die Gesetze und Menschlichkeit selbst handeln.

§. 21.

So lange hingegen die Aeltern der Wilden noch bey völligen Leibes- und Gemüthskräften sind y), werden sie bey allen diesen Völkern besonders geachtet und geehret; sie machen wirklich den großen Rath dieser Staaten aus. Ob sie schon nichts zu befehlen haben, so ist ihr Wille doch jederzeit hinlänglich genug, die entstandenen Streitigkeiten zu schlichten. Die Ehrerbiethung der jüngern Leute gegen diesen Ausspruch der ältern ist unbeschreiblich, und in den meisten dieser Staaten, die ordentliche regierende Könige haben, beruhet doch das meiste auf der Entscheidung derselben. Ohne daß die ältern Leute zuvor überlegt haben, ob das, was man wegen des allgemeinen Besten vorträgt, nützlich ist, oder nicht, wird nicht leicht etwas Wichtiges von den Regenten beschlossen. Man kann daher bey den Wilden

die

y) Allgemeine Geschichte von Amerika, 14. Hauptstück.

die Versammlungen der Aeltesten für die Seele und das Leben des Staates ansehen. So wohl der Regente als die Aeltesten könnten bey einigen dieser Völker gebiethen und befehlen auch in solchen Dingen, die die innerlichen Angelegenheiten und die Streitigkeiten einzelner Personen betreffen; wiewohl es fast niemahls so weit kömmt. Die Billigkeit der Wilden in allen ihren Unternehmungen unter sich gegen einander ist so groß, der Gedanke, daß der Mensch von Natur frey ist, ist ihnen allen so wohl eingepräget, daß der eine sich nicht leicht in die Sachen anderer mischet; wenn sich aber eine Person gegen einen andern vergangen hat, so überläßt man es dem Beleidigten, so wie den ersten Zeiten, sich selbst zu rächen z), da es denn etwas seltenes ist, daß man von der Regel abweicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Was in diesen Staaten unter allen eine vollkommene Gleichheit in Acht genommen wird, so wie ehemahls in den ältesten Zeiten, so verursachet auch dieses, daß der eine nicht gern des andern Richter seyn will. Alle sind einander gleich, es ist einer in allen Dingen so gut wie der andere.

z) Pelloutier im angeführten Werke, Kap. 11. *Stephan. Notæ* in Libr. V. Saxon. p. 120. über das Gesetz Königs Frode, daß alle Streitigkeiten mit dem Schwerdte ausgemacht werden sollten. Man sehe auch, was in der Ilias Homers Ajax dem Ulysses sagt B. 9.

dere; keiner hat einen Vorzug vor dem andern. Dennoch aber trägt man bey ihnen fast mehr als bey uns große Hochachtung vor Personen von besondern Verdiensten, und, wie ich schon bemerkt habe, vor dem Alter. Kein Volk in der Welt scheinet das Wahre in der Tugend und Geschicklichkeit von dem Falschen besser zu unterscheiden, als diese Wilden, und kein Volk verehret das wahre Verdienst aus besserm Herzen und mit größerm Feuer und Eifer. Alles dieses geschieht aber aus eigenem Triebe, und weil es die natürliche Billigkeit erfodert, nicht aber auf Befehl. Daher kommt es, daß obschon keiner nach der Einrichtung des Staates, einen Vorzug vor den andern erhält, doch bey allen diesen Völkern gewisse Personen gefunden worden, die von den andern für besonders wichtig und ehrwürdig gehalten werden, entweder, weil sie durch ruhmwürdige Thaten ein besonderes Ansehen verdienet haben, oder weil sie von ihren Königen oder von andern ehemahls sehr geehrten Personen abstammen. Sie haben überdieß gewisse Mittel, wodurch sie ohne Gesetze in dem freyesten und am meisten ungezwungenen Zustande einen immerwährenden Abscheu vor den Lastern aufrecht erhalten, und es so weit bringen, daß niemand eine Ehre in der Verkleinerung berühmter Personen sucht, sondern

ein jeder sich bemühet, sie nachzuahmen; inglei-chen, daß sich keiner diese Mühe gibt, um sich damit groß zu machen, sondern um dem Staate wirklich nützlich zu seyn. Da alle unrechtmäßigen und blendenden Mittel und Wege, wodurch man sich bey gesitteten Völkern einen Vorzug erwirbt, unter den Wilden nicht Statt finden: so kann es nicht anders seyn, als daß man seyn muß, wie man soll, nähmlich tapfer und rechtschaffen; denn dadurch wird bey ihnen eine wahre Hochachtung gewonnen. Die Mittel, deren sich die Wilden, die Tugend in ihren Staaten aufrecht zu erhalten, bedienen, sind verschieden. Die vornehmsten und gewöhnlichsten entstehen aus der Scham, die alle in einem Staate gegen einander tragen, weil sie alle einander bekannt sind, und weil folglich das, was der eine thut, den übrigen nicht verborgen bleiben kann. Der Mensch scheuet sich jederzeit, so lange seine Denkungsart noch nicht verdorben ist, und er fürchtet sich vor dem unvortheilhaften und verächtlichen Urtheil anderer über seine Person; er trachtet von Natur nach Ehre und Gunst, nnd bedienet sich daher gerne solcher Mittel, die ihm den Weg zum Ansehen und zu einem guten Rufe bahnen. Es ist daher keines der geringsten Laster, die unter den sittlichen Völkern eingerissen sind, daß man sich nähmlich so wenig darum be-

kümmerte, ob von einer Person gutes oder böses geredet wird, so lange man nur nicht von den Gesetzen zur Strafe gezogen werden kann. Diese, nähmlich die Gesetze, welche man sonst mit Recht für das größte Glück großer Staaten ansehen kann, bringen aber auch gewisser Maßen dieses Unheil mit, daß die Menschen sich zwar vor ihrem Anspruche, aber weder für sich selbst, noch vor anderen, scheuen. Es war kein Wunder, daß die alten Perser die Vergehungen der Zunge, als das größte Versehen, bestraften. Weil man in großen und gesitteten Staaten sich nicht enthalten kann, unbesonnener Weise von allen und jeden übels zu reden, um sich selbst zu erhöhen, und seine Hochachtung auf den Untergang anderer zu bauen, so darf man sich nicht wundern, wenn man sich hingegen auch nichts daraus macht, was überhaupt geredet wird, weil insgemein die Tugend zum Laster, und das Laster zur Tugend gemacht wird, und jederzeit einer gleichsam ein Opfer für die Unwissenheit oder Bosheit anderer seyn muß. Allein eben dadurch ist der große Damm niedergerissen worden, den die Natur selbst gegendie Ueberschwemmung der Laster im Menschen aufgeführt hatte, indem die Gesetze nicht verhindern, daß die Laster im Schwange gehen, sondern, daß man auf solche listige Art sündiget, damit das Verbrechen

nicht

nicht bestrafet werden kann. Scham und Furcht vor der Verachtung belegen die Menschen mit grössern Banden, als alle bürgerlichen Gesetze.

Einige Wilde a) haben in ihren Staaten vortreffliche Mittel eingeführt, wodurch sie die Scham und den daraus fließenden hohen und edlen Muth aufrecht erhalten. In ihren öffentlichen Versammlungen wird jeder Zeit getanzet. In gewissen Tänzen tritt eine Person allein auf den Boden hervor, und erzählet unter dem Tanze alle seine Thaten, wobey, so lange er von sich selbst, nichts anders, als was wahr ist, saget, alle Anwesende bey einer jeden neuen Erzählung in die Hände klopfen, und öffentliche Kennzeichen ihres Wohlgefallens und ihrer Ehrerbietigkeit gegen einen so wohl verdienten Mitbürger zu erkennen geben. Die Tugend, die in sich selbst genug hat, besitzt doch gerne zugleich die Schwachheit, daß sie von andern geehret werden will. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Stärke der Verfassungen der wilden Staaten darin besteht, daß ein jeder sich seinen Verdiensten gemäß geehret und geachtet siehet. Ohne Rang, ohne Ehrentitel hat ein jeder unter ihnen nach seinem Verdienste seinen wirklichen Vorzug, der nicht auf einen blossen mündlichen Ruhm ankommt, oder darauf, daß

a) Allgemeine Geschichte von Amerika, 4. Hauptstück.

er einen prächtigern Beynahmen erhält, als ein anderer, sondern auf eine vorhergegangene preiswürdige That. Es fühlen die Wilden also diese Wahrheit vollkommen wohl, daß nichts mächtiger ist, Tugend und Tapferkeit einzuschläfern und endlich ganz zu verjagen, als eine falsche Austheilung der Ehre. Diese Billigkeit in den Ehrenbezeigungen macht, daß der eine beständig bemühet ist, den andern in männlichen Thaten zu übertreffen, und daß die Kinder noch in den jüngsten Jahren sich nichts erhabenes vorstellen, als eines Tages so glücklich zu seyn, diesem oder jenem, den alle einmüthig für ruhm- und ehrwürdig schätzen, ähnlich zu werden. Ausser diesem Mittel, einem jeden in allen öffentlichen Versammlungen ein Gefühl des Vorzugs, den man ihm zugestehet, empfinden zu lassen, haben sie noch ein anderes. Sie haben gewisse tadelnde oder satyrische Tänze eingeführt, worin es einem jeden erlaubt ist, einen andern aus der Versammlung als Mittänzer herauszunehmen, um ihn auf eine scharfsinnige Art sim Tanze alle seine Fehler vorzuwerfen; und dieses Mittels sollen sich diese Wilden auf eine sehr angenehme und durchdringende Art zu bedienen wissen. Bey einem jeden neuen Einfall geben die Anwesenden durch Händeklopfen und Gelächter ihren Beyfall

zu erkennen, so lange der Tadelnde seine Freyheit nicht mißbraucht, und nichts anders als die Wahrheit sagt. Dennoch aber ziehet diese Art von Beschämung keine böse Folgen nach sich, weil sie gleichsam auf öffentlichen Befehl unternommen wird, und es dem Mittänzer frey stehet, sich ein andermahl auf eben diese Art zu rächen, wenn ihm etwas bekannt ist, das er an dem andern mit Recht aussetzen kann. Inzwischen fürchten sich alle und jede unendlich sehr, auf diese Art ihren Landsleuten zum Gelächter zu werden, vornehmlich da die meisten Wilden so hoch gesinnt sind, daß sie kein Bedenken tragen, aus blosser Scham sich selbst auf gewaltsame Art das Leben zu nehmen. Man kann daher, ohne zu weit zu gehen, mit Wahrheit sagen, daß ein grosser Theil der Wilden in vieler Betrachtung in einer sehr glücklichen Verfassung lebet, und nichts wildes an sich hat, als nur allein den Nahmen. Sie gehen unter sich mit einander auf eine überaus artige Art um. Der eine wird nicht leicht durch Minen oder Worte, noch weniger durch die That, etwas thun, was den andern verdrießen könnte. Man findet bey ihnen meisten Theils einen aufgeweckten Verstand, ein standhaftes und ehrbares Wesen, eine unglaubliche Kaltsinnigkeit, und wenig Eitelkeit. Alle

diese

diese guten Eigenschaften verursachten folgende Begebenheit. Als ein Engländer b) einsmahls in Virginien mit einer Prinzessinn dieses Landes verheurathet ward, und hernach seine Braut mit nach England brachte, so glaubte man in ihr eine Wilde zu finden, derer Denkungsart und Aufführung allen zu einem Gelächter und zu einer Art eines unanständigen Vergnügens dienen würde, welches sich der Mensch insgemein auf Kosten anderer zu machen pflegt. Allein man ward jetzt sehr betrogen; denn der Ausfall war ganz anders, als man ihn vermuthet hatte. Sie wußte allzu wohl, wie sehr sie eine Prinzessinn war, und zugleich ihre hohe Geburt, eben so gut, wie andere Personen aus königlichem Geblüte zu behaupten. In ihrem ganzen Betragen fand man etwas so hohes, edles und majestätisches, daß sie sich eine allgemeine Hochachtung und ein so großes Ansehen bey Hofe erwarb, daß man auch wirklich darauf bedacht war, einen Prozeß gegen ihren Mann anzufangen, weil er sich, als ein blosser Unterthan, unterstanden hatte, sich so hohe Gedanken einfallen zu lassen, sich mit einer Person aus königlichem Geblüte zu vermählen.

§. 22.

b) Histoire de la Virginie., Liv. I. Chap. 3.

§. 22.

Ich habe bereits gesagt, daß dasjenige, was so wohl zuerst unter den Wilden, als auch in den ältesten Zeiten anfangs die große und wirklich bewundernswürdige Vereinigung unter den sämmtlichen Mitbürgern eines und eben desselben Staates gestiftet und hernach aufrecht erhalten hat, ohne Zweifel die gemeinschaftliche Noth gewesen sey. Je mehr man einander nöthig hatte, je mehr die Wohlfarth ges ganzen Staates zugleich auf eine jede einzelne Person, und insonderheit auch darauf ankam, daß keine Person die seinige verlieren möchte, desto größer mußte natürlicher Weise auch die innerliche Hochachtung gegen einander seyn. Daraus kann man noch zu unsern Zeiten großen Theils dasjenige erklären, was unter den Wilden vorgehet. Eine Person, die die Waffen führen kann, wird bey ihnen allen für einen großen Schatz angesehen; sie setzen auch auf eine jede Person einen großen Werth, und suchen daher gerne durch Kriegsgefangene den im Kriege erlittenen Verlust zu ersetzen. Sie sehen vollkommen wohl ein, daß die Stärke eines Staates in tapfern und tüchtigen Bürgern bestehet, daher ist ihre Trauer über einen Verstorbenen so herzlich und ihr Haß gegen diese, die ihn umgebracht haben, so unversöhnlich. Sie sehen es bey uns andern für

höchst

höchst tadelnswürdig an, daß wir unsern Untergang mit so kaltem Blute ansehen können, indem der Verlust unserer besten Freunde uns insgemein nichts mehr kostet, als ein paar ernsthafte Gedanken über das allgemeine menschliche Elend. Diese Völker schenken daher auch gar oft den zu Sclaven gemachten Kriegsgefangenen das Leben, deren Umstände hernach jeder Zeit sehr gut sind. Die Kinder derselben sind freye Leute, und es wird unter ihnen und unter den Kindern der Nation selbst kein Unterschied gemacht.

§. 23.

Die ältesten Kriege in der Welt scheinen nicht sehr blutig gewesen zu seyn, weil viele mörderische Waffen damahls noch nicht erfunden waren. Die ersten Zeiten, da sich der Verstand erst entwickelte, haben kaum Bogen und Pfeile gekannt. Steine und Prügel waren nächst den Fäusten der Menschen die ältesten Waffen. Vermuthlich bestunden die Siege in den ersten Zeiten mehr darin, den Platz zu behaupten, und die Feinde in die Flucht zu jagen, als im Blutvergießen, daher damahls die Vermehrung des menschlichen Geschlechts nicht so sehr gehemmet ward, wie jetzt durch die Kriege der heutigen Wilden geschieht. Die Noth mußte daher alle Tage zu-

nehmen,

nehmen, und folglich ward der Verstand beständig aufgeweckter und wirksamer. Ein jedes Jahrhundert bringet meisten Theils einige Personen von einem besonders großen und glücklichen Genie hervor; die ältesten Zeiten haben an solchen vortrefflichen Leuten eben so wenig Mangel gelitten, wie die neuern Zeiten: aus Noth gezwungen, durch die Umstände aufgemuntert, natürlicher Weise sehr wohl dazu geschickt, so wohl das allgemeine Elend, als die Mittel dagegen einzusehen, fiengen sie damit an, zuerst ihren eignen Verwandten, hernach andern leichtere und bessere Mittel, als die gewöhnlichen, ihr Leben zu unterhalten, zu zeigen. Dadurch versammelten sie vermuthlich mehrere Leute, vereinigten sich mit ihnen, zusammen in einem Staate zu leben, und legten dadurch den Grund zu den ersten ansehnlichern Regierungen. Zufolge der Geschichte der Wilden c) kann man, wie ich schon bemerket habe, keines Weges glauben, es wären verschiedene Völker, die durch ein glücklicheres und mächtigeres Volk bezwungen geworden, in einem großen Staat zusammen gewachsen; man kann vielmehr sagen, die ältesten Kriege hätten allein den Endzweck gehabt, die Nachbarn zu vertreiben, und gänzlich auszurotten. Ueberdieß stimmt die ganze

Ge-

c) Allgemeine Geschichte von Amerika, 8. Hauptstück.

Geschichte darin überein, es wären die ganz wilden und umschweifenden Völker durch ihnen von gewissen besondern Personen erzeigte Wohlthaten überredet worden, sich zusammen in eine Gesellschaft zu vereinigen. Man darf daran nicht zweifeln, daß nicht diese vortrefflichen Personen, denen Folge zu leisten und zu gehorchen, man durch seine eigene Wohlfarth bewogen ward, zugleich zu Regenten angenommen worden sind. Da aber die Menschheit nur mit langsamen Schritten ihrer Vollkommenheit entgegen gehet: so ist es nicht reimlich, was die Geschichte der meisten Völker versichern wollen, daß eine einzige Person oder einige wenige Personen auf einmahl alles erfunden haben sollten, was man nöthig hatte, in einer großen und ansehnlichen Menge beysammen zu leben. Die nothwendigen Künste sind unfehlbar nach und nach erfunden worden, ob man schon nicht läugnen kann, daß die Verbesserungen, die ein Osiris, ein Fohi, und andere Schöpfer ihres Volks erfunden haben, sehr ansehnlich gewesen sind.

§. 24.

In der That rechnen nicht allein fast alle alte gesittete und wohl eingerichtete Völker, sondern

dern auch einige Wilde d) den rechten Anfang ihrer Staaten von dergleichen merkwürdigen Personen her. Die Wilden nennen die Europäer insgemein Geister e), weil sie mehr Verstand haben, als sie selbst, und sie geben eben diesen Nahmen denen unter ihren Landsleuten, welche mehr Verstand als andere zu haben scheinen. Es scheinet also, als ob man die erste Ursache des Anfangs erblicher Regierungen in den hohen Gedanken finden sollte, die sich die älteste Welt von solchen Personen gemacht hatte, welche sich in den Ruf gesetzt hatten, etwas weit vortrefflicheres, als was der Menschheit gewöhnlich ist, besessen zu haben. Solcher Gestalt hat ein China von den ältesten Zeiten an in seinem Kaiser einen Sohn des Himmels verehret, und alle östliche Länder scheinen mit diesem gemeinschaftlichen Irrthume übereingestimmet zu haben. Die **Peruaner** sahen in den neuern Zeiten ihre **Ynkas** für wirkliche Kinder der Sonne an, und man kann fast nicht daran zweifeln, daß die uralte Welt einfältig genug war, eine Zeitlang zu glauben, das Göttliche wäre gewisser Massen dem Menschlichen ähnlich, und daß Personen, die grosse und der Gesellschaft höchst

d) *Rochefort* Histoire des Antilles von den Apalachiten, Tom. 2. Chap, 8. Art. 6.

e) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück. *La Hontan.* Tom. 2. auch Hennepin.

höchst nöthige Dinge erfanden, als das Feuer, den Ackerbau u. d. g. und hernach die wichtigen Wahrheiten, die das Gemüth bildeten, Götter unter menschlicher Gestalt wären. Von ihnen und von ihren Nachkommen ewig regieret zu werden, konnte folglich für nichts anders, als für das höchste Glück angesehen werden. Es haben also die nützlichsten und größten Einrichtungen in der Welt ihren Ursprung sehr oft den menschlichen Irrthümern zu danken.

§. 25.

Eine andere Anmerkung, wozu uns die Geschichte der Wilden veranlasset, betrifft das Ansehen, oder das Verhältniß beyder Geschlechter gegen einander unter sich selbst in der ältesten Welt. Bey einigen wilden Völkern ist die Regierung unstreitig in den Händen der Weiber, ob sie schon solche jederzeit durch die Männer verwalteten. Man kann einiger Massen auf die Muthmassung gerathen, daß das schöne Geschlecht in den ältesten Zeiten keine geringere Gewalt, oder doch nicht weniger, als das männliche Geschlecht, zu befehlen gehabt habe. Nicht allein in manchen Gegenden in Amerika f), sondern

f) Allgemeine Geschichte von Amerika im 4. Hauptstück. *Charlevoix* Hist. de Paraguai Tom. 2. Liv. 8. von den Mabitocos.

dern auch in Afrika g) findet man noch in den neuern Zeiten ein solches Frauenregiment, und in der alten Geschichte sind deutliche Beweise genug, daß es in den ältesten Zeiten der Welt ebenfalls Statt gefunden habe h). Die natürliche Ursache scheinet wohl diese gewesen zu seyn, weil

g) Dapper von Loango und Monomotapa.

h) Die alten Lycier rechneten (wie Herodotus im ersten Buche berichtet) ihre Herkunft nicht von den Vätern, sondern von den Müttern, vollkommen wie die Wilden unserer Zeiten, wo das Frauenregiment Statt findet. Verehelichte sich ein freyes Frauenzimmer mit einem Sclaven, so wurden die Kinder für freye Leute gehalten, nahm hingegen ein freyer Mann eine Sclavinn, oder eine fremde Frau zur Ehe, so wurden die Kinder für Sclaven gehalten. Die Aegyptier, die eines der allerältesten Völker gewesen zu seyn scheinen, die in der alten Welt einen ordentlichen Staat errichtet haben, trugen eine so große Hochachtung gegen das schöne Geschlecht, daß die Freyer sich vor der Hochzeit verschreiben mußten, denen Weibern in allen Dingen unterthan zu seyn. Sie ehrten ebenfalls die Königinnen mehr als die Könige. Die alten Scribenten, die in Verlegenheit waren, die Ursachen dieser Einrichtung zu erklären, haben uns mehr gesagt, was sie für den Ursprung dieses Gebrauches hielten, als was ihn wirklich verursachet hat. Man sehe *Diodor. Sicul.* 1. Lib. Die Cantabrier hatten denselben Gebrauch angenommen; und Strabo erzählet im dritten Buche seiner Erdbeschreibung, die Schwestern hätten die Brüder ausgestattet, und nicht diese jene. Bey den ältesten griechischen Völkern war das Frauenzimmer ohne Zweifel von großer Wichtigkeit, denn als bey der Errichtung von Athen Neptun und Minerva mit einander stritten, wer von ihnen der Stadt den Nahmen geben sollte, und ein jedes Geschlecht es mit seiner Gottheit hielt:

weil die Kinder, insonderheit nach dem Zustande der ältesten Welt am meisten den Müttern gefolget sind, und sich als ihr natürliches Eigenthum angesehen haben, folglich auch damahls der Ausspruch

---

so mußten die Männer mit ihrem Neptun verloren geben, und Minerva gewann, weil sie die Weiber auf ihrer Seite hatte. Bey den Arkadiern waren die Weiber nicht weniger tapfer als die Männer, dann jene, wie Pausanias erzählet, schlugen die Lacedämonier aus dem Felde. Bey den Deutschen und Galliern war das Ansehen der Weiber so groß, daß sie in den ältesten Zeiten auch so gar im Gerichte saßen. Wenn man dieses letzte nur allein von den Weibern der Druiden verstehen will, so muß man zugleich bemerken, daß die geistlichen Gesellschaften in der ältesten Welt die uralten Gebräuche am längsten aufrecht erhalten haben. Man kann dießfalls unter andern Baniers Götterlehre im 2ten Bande von den Galliern nachschlagen, und *Taciti* German. c. 29. Ohne Zweifel muß *Solinus* in Polyhistore c. 32. auf diese Art verstanden werden, daß bey den garamantischen Aethiopiern die Kinder allein den Müttern folgten und ihnen zugehörten. Wenn man bedenket, daß in der Geschichte der ältesten Zeiten keine kleinere Anzahl merkwürdiger Frauen als Helden gefunden werden; daß in der ältesten Monarchie die ersten Einrichtungen von den Königinnen veranstaltet wurden; daß in dem Gottesdienste selbst Weiber als Priesterinnen, Sibyllen oder Prophetinnen und Vestalinnen, oder römische Nonnen in keinem geringern Ansehen waren, als die Priester, ja öfters in noch größern; daß in den Geheimnissen des Bacchus, eine der ältesten Religionsanstalten in der Welt, die Rolle der Weiber fast die ansehnlichste war: so kann man kaum daran zweifeln, daß nicht in der ältesten Welt das Ansehen beyder Geschlechter gleich groß gewesen sey; wenn auch niemahls Amazonen gewesen wären, deren Ansehen, um zu zeigen, was dieses Geschlecht zu thun ver-

spruch der Mutter nicht wenig muß zu bedeuten gehabt haben. Vielleicht sind sie damahls, wie noch jetzt bey vorbemeldten Wilden für die stehenden Stämme des Staats angesehen worden, für deren Vertheidigung die Männer sorgen mußten. Es ist daran kein Zweifel, daß diese letzten, die zu allen Zeiten im Stande waren, die Waffen zu führen, gleich anfangs zur Vertheidigung der ganzen Gesellschaft bestimmt geworden sind; dadurch

---

mögend ist, weiter als alles andere gieng, indem sie ordentlich über die Männer regierten. Strabo im 11. B. versichert, daß die asiatischen Amazonen nicht einmahl Männer unter sich duldeten, doch vielleicht thut man ihnen darin Unrecht. Wie sehr die Sauromatischen Weiber beherzt und mannhaft gewesen, davon kann Herodotus im 4ten B. nachgeschlagen werden; ihre Jungfern dürften nicht eher heurathen, als bis sie einen Feind erschlagen hatten. Die Geschichte der Wilden, welche beweiset, daß die Alten nicht so viele Fabeln geschrieben haben, als die neuern Zeiten aus ihrem Zustande aufs Alterthum zu schließen geglaubet haben, versichert, daß Amerika seine Amazonen eben so häufig gehabt habe, als Lycien oder Asien. S. *Orellanæ* Reise beym *Læt.* Ind. Occident. L. 17. *Charlevoix* Hist. de Paraguai. T. I. L. 2. und Condamine Reise nach Südamerika. Ich muß zum Schluße dieser weitläufigen Anmerkung noch bemerken, was Aelian in seiner alten Geschichte B. 12. von den Sacern sagt, nähmlich, daß es bey ihnen, in Ansehung des Hausregiments darauf ankam, ob der Freyer am Hochzeittage beweisen konnte, daß er stärker wäre, als die Braut; denn wer von beyden am stärksten war, der blieb hernach beständig Herr im Hause. Es haben also in den ältesten Zeiten die Weiber den Männern nicht so gleich die Herrschaft überlassen.

durch blieb auch hernach die Macht in ihren Händen. Die Weiber, die anfangs, ohne daß jemand daran zweifelte, wenigstens für eben so wichtig als die Männer angesehen wurden, sahe man mit der Zeit für den schwächern Theil an, den man um so viel weniger nothwendig im Staate hielt, weil er den Feinden nicht widerstehen konnte; und zuletzt ward diesem schwächern Theil so unbillig begegnet, daß es endlich bey den meisten Völkern für eine Gnade angesehen ward, wenn die Weiber die Erlaubniß erhielten, mit ihren Männern zu speisen und zu reden i). Es gab aber in den ältesten Zeiten dieser Gebrauch nichts anders zu erkennen, als die natürliche Blödigkeit, die ein Geschlecht im Umgange mit dem andern blicken ließ. Indien und andere Länder k) machten aus den Weibern ein Opfer bey dem Begräbnisse der Männer. Eine Barbarey, die in den ältesten Zeiten aus der sonderbaren Art der Freundschaft entsprungen war; denn Personen, die eine beständige Freundschaft mit einander gestiftet hatten, wollten einander im Tode nicht überleben l).

---

i) *Pére Labat* Afrique Occident. Tom. 2. Ch. 15. Niekamps kurzgefaßte Mißionsgeschichte, Kap. 11. §. 6. *Cæsar* de bello Gallic. L. 6. *Rochefort* Hist. des Antilles C. 2. L. 2. *Pere Gumilla* Descr. de l'Orenoque.

k) Mandelslo Reise und Tavornier Th. 3. Kap. 9.

l). Nur allzu oft hatten anfangs die Gebräuche eine ganz andere Absicht, als in welcher sie hernach beybehalten werden. Die ersten Weiber opferten sich ihren verstorbenen Männern als Heldinnen auf; die Nachwelt, verleitet aus einer Gewohnheit, deren Ursache man vergessen hatte, fand in ihrem Tode nichts anders als ein Schicksal, das sich die Sklavinnen mußten gefallen lassen, bis endlich ein Mahomet, wie man insgemein erzählet m), so närrisch ward, dem schönen Geschlecht eine Stelle im Paradiese zu versagen, ungeachtet er seinem Kameele die Thüre dazu nicht verschloß. Uebrigens hat auch der Aberglaube nicht wenig dazu beygetragen, das Ansehen des Frauenzimmers in den ältesten Zeiten zu verringern n).

l) Strabo im 15. B. glaubt die Ursache dieses Gesetzes ausgefunden zu haben; er spricht, es wäre darum eingeführet worden, weil die Weiber in Indien ehmahls junge Mannspersonen mehr geliebet hätten, als ihre Männer. Herodotus im 5. B. von den Thraciern hingegen scheinet eine richtigere Ursache anzuführen; er spricht: Es hätten nach dem Tode des Mannes alle seine Weiber durch ein ordentliches Gericht ausgemacht, welche von ihnen von dem Todten am meisten geliebet worden wäre; und diese auf welche nun der Ausspruch gefallen, hätte man bey dem Grabe des Mannes erstochen, die andern Weiber aber hätten es für ein großes Unglück gehalten, daß man sie von der Ehre, mit ihm zu sterben, ausgeschlossen hätte.

m) Baylens Wörterbuch im Artikel Mahomet.

n) Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, folgende Erzählung aus des *Pere Gumilla* Desc. de l'oreno-

§. 26.

Inzwischen scheinet in dem Ansehen, worin das schöne Geschlecht in den ältesten Zeiten gewesen ist, die Ursache einiger der wichtigsten Gebräuche der Wilden und anderer Völker zu liegen. Warum nähmlich in einigen Staaten die Erbfolge in der Regierung solcher Gestalt eingerichtet ist, daß, obschon die Mannspersonen jederzeit das Zepter führen o), doch nicht die Kinder des Fürsten, sondern die Kinder seiner Schwester oder die nächsten Verwandten auf der Spindelseite in der Regierung nachfolgen; dieses geschieht wirklich aus der Ursache, weil bey einigen wilden Völkern ein Mann

que anzuführen: er spricht Tom. I Ch. 9. Quarante jours avant que les Guayquiries marient leurs filles, ils les enferment & les assujettissent á une jeune rigoureux pourquoi u'és vous dece Cruanté, dis je au Cacique! il me repondit d'un air satisfait: nos anciens se son apperçur, que lorsque les femmes ont leur ordinaires, elles font mourir toutes les choses sur les quelles elles marchont, et que lorsqu'un homme vient á marcher sur l'endroit, ou elles ont passé, ses jamber s'enflent aussitôt. Ayant cherché une reméde á cet accident, ils ont ordonné, qu'a fin que leur corps n'ait point de venir, ont les fasse jeuner quarante jours, car par ce moyen elles se dessechent et ne font plus de mal, ou elles en font moins qu'autre fois. Alle wilde Völker sind der einstimmigen Aussage der Reisenden eben dieser Meynung, und viele andere Völker haben auf eben diese Art gedacht. Man sehe auch allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptst.

o) Histoire de la Virginie L. 3, Chap. 7.

Mann in den ersten Jahren seines Ehestandes für nichts anders, als für ein Diener des Hauses seiner Schwiegerältern, angesehen wird. Vielleicht ist auch diese Gewohnheit ebenfalls eine Folge davon, daß in den ältern Zeiten fast in der ganzen Welt, wie auch noch jetzt bey den Wilden p) der Freyer verbunden war, seine Braut zu bezahlen, und auch in manchen Gegenden, um dieses Glück zu verdienen, im voraus ein oder die andere Heldenthat aufweisen mußte.

§. 27.

Man findet auch in diesem Zustande der ältesten Zeiten den Grund zu noch andern Gebräuchen, die hernach, ob sich schon die Ursachen sehr verändert hatten, über den größten Theil der Welt geherrschet haben. Man kann daher sagen, daß dasjenige, was in den ältesten Zeiten aus Tugend oder aus Noth geschah, hernach in den folgenden bloß aus Wollust beybehalten ward. Der Krieg war, wie ich schon bemerket habe, die Sache der Männer, folglich auch Bogen und Pfeile; Waffen die man bey allen Völkern findet; einige we-

p) *Stephan.* in Notis ad Saxon. L. V. über das Gesetz Königs Frode, daß die Weiber gekauft werden sollten. P. 122. *Coreal* Tom. I. p. 2. Chap. 8. Allgemeine Geschichte von Amerika 5. Hauptstück.

nige ausgenommen q), die hernach bald erfunden wurden. Der Krieg ward ernstlicher, und es kann nicht fehlen, daß nicht durch den beständigen Anfall, den man damahls nach Art der jetzigen Wilden theils wagte, theils von andern auszustehen hatte, eine große Anzahl Mannspersonen ihr Leben verloren. Die Anzahl der Weiber ward daher überall beträchtlich größer, weßfalls die Männer es für höchst nöthig hielten, mehrere Weiber zu nehmen, theils um den Staat mit Volk zu versehen, weil dessen Wohlfarth augenscheinlich darauf ankam, theils auch um die Weiber zu versorgen, die im Kriege Mann, Vater, Kinder und dadurch alle Hülfe und Vertheidigung verloren hatten. Das ist die Ursache, warum die Wilden mehrere Weiber heuratheten; es geschah also keines Weges aus Wollust; denn diese wird von der Natur selbst für unbillig erklärt, weil sie insgemein eine gleiche Anzahl Knaben und Mädchen hervorbringet; zumahl da man, insonderheit in den Ländern, wo es beschwerlich fällt, hinlängliche Lebensmittel herbey zu schaffen, als z. B. bey den Grönländern r) und andern, es sich für eine beson-

q) *Charlevoix* Hist. de Paraguai. Tom. I. L. 2. Dampiers Reise im 16. Kap.

r) Egede von Grönland C. 13. *Coreal* Vojage. Tom. I. Chap. 8. *Solinus*, C. 15. *Hennepin* Vojage en Misisippi, Chap. 28. wo die Wilden insonderheit von einem

sondere Ehre hält, sich auf seinen Fleiß zu verlassen, um eine zahlreiche Familie zu versorgen. Aus eben dieser Ursache geschieht es, warum überall, wo man sich die Freyheit nimmt, mehrere Weiber zu nehmen, doch nur eine Frau, und zwar insgemein die erste, die Frau im Hause oder die vornehmste ist, die andern hingegen, die gleichsam aus Gnaden genommen werden, weit geringer geachtet werden. Man kann also aus diesen Gebräuchen keines Weges beweisen, der Mensch sey von Natur zu einem unordentlichen Umgang unter beyden Geschlechtern geneigt; es sind darin hingegen die Wilden größten Theils weit tugendhafter, als die meisten gesitteten Völker, und ob sie schon die Freyheit haben, mehrere Weiber zu nehmen, so sehen sie die meisten doch nur für eine wirkliche Last an, und heurathen daher meistens nur eine allein. Ich kann hierbey nicht unterlassen, folgende Anmerkung zu machen: Da die Wilden alle gleichgut sind, so haben sie unter sich keine Bediente, ausser wenn sie Kriegsgefangene Sklaven und Sklavinnen haben. Die andern Weiber können gewisser Massen für Dienstmägde angesehen werden, wenigstens bey einigen dieser

Völ-

Verstorbenen rühmen, er habe zehn Weiber gehabt, die er alle wohl versorget hätte. Sie schätzen dieses auch sehr hoch, weil durch vieler Kinder der Staat mit Kriegsleuten bereichert wird. *Coreal* am angeführten Orte, Ch. 8.

Völker s). Daher scheinet es reimlich zu seyn, daß in den ältesten Zeiten die rechte Frau dem Manne die Erlaubniß gab, sich der Dienstmägde als Kebsweiber t) zu bedienen; denn sonst scheinet keine gültige Ursache zu finden zu seyn, warum die eine die vornehmste und die andern geringer seyn sollten.

§. 28.

Ohne Zweifel muß man daraus erklären, warum das Frauenzimmerregiment eingeführt gewesen, und noch jetzt in einigen Gegenden in der Welt auch unter den Wilden gebräuchlich ist; und warum einer Frau erlaubet wird, daß sie mehrere Männer nehmen darf u); es würde sonst schwer fallen, von dieser ungereimten Gewohnheit einigen andern reimlichen Ursprung zu entdecken. Wenn verschiedene Scribenten versichern wollen v), es hätten in den ältesten Zeiten und hernach noch ver-

s) *Coreal.* Tom. I. Part. 2. Chap. 6.

t) 1. B. Mos. 16. V. 2. und 30. Kap. 3. V. 9.

u) Allgemeine Geschichte von Amerika, 5. Hauptstück.

v) *Eusebius* im angeführten Werke. *Cæsar.* bel. gal. L. 5. von den alten Britaniern. *Diodor. Sic.* L. 2. von den Taprobanen, L. 3. von den Ichtyophagen und Hylophagen. *Strabo* L. 11. von den Massageten. Thovenoth Suite du Vojage L. 2. Ch. 84. von den Hovames. *Appol.* Rhod L. 2. von den Mosynöciern. Baylens Wörterbuch im Art. Hipparchia.

verschiedene Völker so wenig ordentliche Eheverbindungen eingeführt gehabt, daß auch Aeltern und Kinder vielmehr in der größten Unordnung gelebt hätten, ingleichen daß viele, insonderheit aus einer Familie, sich mit einander in einer uneingeschränkten Freyheit ganz willkührlich vermischet hätten: so scheinet solches, wie man aus dem vorigen urtheilen kann, so wenig glaublich zu seyn, und so schlecht mit dem, woran der Mensch natürlicher Weise Gefallen findet, überein zu stimmen, daß man vielmehr denken möchte, es wäre eine dergleichen Lebensart (ob sie schon einige Weltweisen, einem Staate nützlich zu seyn angesehen x) haben, auch in einigen Ländern durch Gesetze gebilliget y) gewesen seyn soll,) denen uns nicht gehörig bekannten Völkern angedichtet worden. Das, was ich bereits angemerket habe, scheinet es veranlasset zu haben, nähmlich weil bey einigen Wilden die meisten aus einer Verwandtschaft in einem Hause unter einem Dache beysammen wohnen, ohne Abtheilungen oder Scheidewände unter sich zu haben. Diejenigen, die nicht genau wußten, wie ordentlich und anständig alles in diesen Hütten oder so genannten Kabanen

x) *Plato* de Republica C. V.

y) *Crag.* von den Lacedämon. und Plutarch in vita Lycurgi.

banen zugehet, konnten gar bald darauf fallen, zu glauben, es würde eine Gesellschaft, die sonst in einer Gemeinschaft der Güter lebte, auch in Ansehung der Weiber keine Ordnung in Acht nehmen. Ob nun auch gleich das eine oder andere Volk sich auf diese oder jene Art kann vergangen haben, weil nichts böses in der Welt ist, darauf der Mensch leider! nicht gefallen seyn sollte: so ist es doch nicht reimlich, daß eine so unanständige Lebensart entweder allgemein gewesen, oder bey einem ganzen Volke im Schwange gegangen seyn sollte.

§. 29.

Daß sonst die Eigenschaften der Wilden sich den ältesten Zeiten gar sehr nähern, das ist unstreitig gewiß. Da sie den Ehestand schlechthin als eine Vereinigung zweyer Personen ansehen, die durch kein anders Band, als durch ihren gemeinschaftlichen Willen oder aufs höchste mit der nächsten Freunde Beyfall geschlossen worden ist: so wird dieses Bündniß eben so leicht wieder gebrochen, als es geschlossen ward. Wenn eine Ehe in Ansehung der Fruchtbarkeit nicht glücklich ist, oder wenn sich auf der Seite der Frau eine Untreue äußert, oder wenn das Gemüth der Verehelichten so schlecht mit einander harmonirt, daß

ein Mißverständniß befürchtet wird, oder auch wirklich entstehet: so werden die Kinder, wenn sie welche haben, unter beyde vertheilet, und die Ehe wird gänzlich zerrissen z). Doch muß man den Wilden noch dieses nachrühmen, daß sie sich selten von einander scheiden, wenn sie Kinder mit einander haben.

§. 30.

Allein, ehe ich mich in die Verfassung dieses uralten Hauswesens weiter einlasse, wird es nöthig seyn, noch einmahl zurück zu gehen, um den Menschen in seinem unvollkommensten Zustande zu betrachten. Es ist um so viel glaubwürdiger, was die alten Scribenten erzählen, daß das Feuer damahls dem Menschen unbekannt gewesen, zumahl da man in den neuern Zeiten noch Völker entdecket haben will, die dieses Element ganz und gar nicht kannten, sondern es für ein Thier ansahen, das alles, was sich ihm näherte, verzehrte. Da sie nicht wußten, woher es kam, daß sie, wenn sie das Feuer angerührt hatten, Schmerzen empfunden: so fielen sie auf die Gedanken, sie wären überall, wo sie sich am Feuer gebrennet hatten, durch den Biß dieses Thieres beschädiget worden

z) Histoire de la Virginie L. 3. Ch. 2. *La Hontan* Tom. I. Allgemeine Geschichte von Amerika, 5. Hauptstück.

den a). Ehe das Feuer erfunden ward, verzehrte man vermuthlich zuerst Früchte, Pflanzen, wie auch Wurzeln, die zum Essen tauglich waren, und hernach, da sich die Menschen ansehnlich vermehrten, auch Fische und das Fleisch der Thiere, doch nur noch roh und unzubereitet. Nachdem man aber das Feuer erfunden hatte: so ist man vermuthlich darauf gefallen, die Speisen durch selbiges zuzubereiten. Und damahls fiel man vermuthlich auch zuerst auf die Art das Fleisch, das man nach einer glücklichen Jagd übrig behielt, durch das Feuer vor der Fäulniß zu verwahren, als der einzigen noch jetzt unter den Wilden gebräuchlichen Art, nähmlich solches am Feuer auszudörren b); denn der Gebrauch des Salzes war damahls noch unbekannt. Das Feuer gab also dem Menschen das erste unerwartete Mittel in die Hände, Lebensmittel einzusammeln: und die Geschichte der Wilden erkläret einiger Maßen, wie man in den ältesten Zeiten auf die Entdeckung desselben gefallen seyn mag, weil das, was bey allen Völkern gebrauchet wird, nothwendig eine besondere und in den allgemeinen Umständen wohl gegrün-

a) Histoire des Isles Marianes par *Golien*. L'origine des Loix, des arts et des sciences. Tom. I. Part. I. L. 2. und *Solinus*, Chap. 32.

b) Florida von *Bry*. *Hennepin* nouvel. decouv. d'un très grand pais. Chap. 30.

gegründete Ursache haben muß. Fast alle wilde Völker in der Welt von dem Nordpol an bis in das unbekannte Südland bedienen sich dieses Mittels, um Feuer anzuzünden, daß sie ein Stück Holz aushöhlen, und in der Höhlung einen Plock oder Stecken so lange und mit überaus großer Geschwindigkeit herum drehen, bis endlich das Holz Feuer fanget. Es ist kein Zweifel daran, daß in den alleráltesten Zeiten dieses Mittel, als eine Art einer Handmühle, erfunden worden, um damit Korn und Wurzeln zu mahlen, welche man gedörret und vorräthig aufgehoben hatte, und daß unter dem Mahlen zufälliger Weise, und ohne daß man sich dergleichen vermuthete, das Holz endlich Feuer gefangen hatte. Man findet in den alten Geschichten deutliche Spuren c) von der Wahrheit dieser Sache, wenn sie erzählen, das Feuer wäre von den ersten Menschen durch Reiben zweyer Stücke Holz an einander erfunden worden. Und daß dieses Element auf diese Art zuerst bekannt geworden, dieses scheinet reimlicher zu seyn, als dadurch, daß, wie einige Geschichtschreiber versichern, Vulkan ein Vergnügen gefunden hätte, sich an einem Feuer zu wärmen, welches durch ein Gewitter in einem Walde war angezündet worden.

§. 31.

c) *Sanchoniathon* beym Eusebius. Præpar. Evang. L. 1. in Theolog. Phoen.

§. 31.

Man kann kaum glauben, es hätten die Menschen vor der Erfindung des Feuers Häuser und Gebäude aufgeführet. Wann die Geschichte erzählet, die ältesten Völker hätten in Bäumen, in Höhlen in der Erde, in Ritzen der Felsen gewohnet, dieses scheinet, insonderheit in den kältern Ländern, nicht unglaublich zu seyn, insonderheit da man versichern will, daß noch in unsern Zeiten einige Völker auf diese Art zu leben gewohnt wären d). Doch kann man auch mit nicht geringerm Rechte glauben, daß die ältesten Hütten eine Art von Erd- oder Rohrhütten waren, ungefehr wie die Grönländer e) und einige andern Völker noch jetzt haben. So bald hingegen das Feuer bekannt ward, bediente man sich dessen hernach vermuthlich nach Art der Wilden als das vornehmste Werkzeug bey verschiedenen Haus- und andern Arbeiten. Man fällete die Bäume dadurch, daß man sie an der Wurzel abbrennte. Die ersten Gebäude der ältesten Zeiten wurden hernach vermuthlich in einer runden Figur aufgeführet, dergleichen bey den meisten wilden Völkern noch jetzt

d) Paragvai von Charlevoix, Tom. 2. L. 4. Vojages au Nord, Tom. I. Vojage de Frobisher *Coreal* Tom. I. p. 2 Chap. 10.

e) Egede von Grönland Kap. 8.

jetzt gebräuchlich f) sind, damit sie den Gezelten, ihren ältesten beweglichen Häusern, ähnlich würden. Hernach war ihre Figur viereckigt, und das ganze Gebäude bestund damahls aus einigen starken Stöcken oder abgehauenen jungen Bäumen, die man mit dem dicken Ende in die Erde steckte; und die man hernach mit Baumrinde, mit Fellen oder mit Baumblättern überzog. Einen so geringen Anfang hatten unsere stolzen Städte und prächtigen Palläste, in welchen man die Menschen nicht mehr erkennet.

§. 32.

Mit dem Gebrauche des Feuers und der Gebäude fieng zuerst das Gemächliche und Zärtliche, obschon noch in einem sehr geringen Grade an, die Menschen zu verändern. Die Wärme gewohnt, konnten sie die scharfe Luft nicht mehr so gut, wie zuvor, ertragen. Obschon zu Folge der Geschichte der Wilden die Menschen von Natur nichts höher liebten, als nackend zu gehen g): so fiengen sie doch in den kältern Ländern an, mehr als zuvor auf Kleider bedacht zu seyn, unge-

ach-

f) *Labat* Afrique Occid Tom. 2. Ch. 16. Kolbe von den Hottentoten, 2. Th. 14. Br. Histoire de la Virginie, Liv. 3. Ch. 3. und andere.

g) Relation des Caraiber par *de la Borde*, Chap. 4. und *Leri* Hist. Navig. in Brasiliam.

achtet man fand, daß sie ihnen in der natürlichen Fertigkeit des Gebrauchs ihrer Glieder hinderlich seyn würden. Um sie dem Leibe bequemer und dichte zu machen, fieng man an zu nähen, die Gedärme und Sehnen waren der Zwirn, und Fischgräten und Dornen die Nähenadeln h). Die menschliche Pracht bestund in einer Thierhaut, von welcher man nicht einmahl den Schwanz und den Kopf abgeschnitten hatte. Eine Tracht, die mit der Zeit Gelegenheit zu Märchen von Leuten mit langen Schwänzen, mit Köpfen auf der Brust, von Satyren, Waldteufeln und andern ungestalten menschenartigen Figuren gab, welche die Natur zu bilden eben so sehr verabscheuet, als unsere Scribenten leichtsinnig sind, sie für glaubwürdig zu halten i). Die Geschichte erzählet; die Menschen, die kein Vieh hatten, hätten sich in Baumrinde k) gekleidet; vielleicht sollte es richtiger heißen, in eine Art daraus verfertigten Zeug, wie es noch bey einigen Wilden gebrauchet wird.

Es

h) *La Potterie* Hist. de l'Amer. Sept. T. 1. L. 3. *Taciti* German. C. 17.

i) *Solini* Polyhist. C. 32. 33. Ctesiæ Indica. Rhaleigs Reise in Gviana, L' Hist. de la nouv. France par *Charlevoix*, Tom. I. L. 1. *Lafitau* mœurs des Sauvages, Chap. I. oder allgemeine Geschichte von Amerika.

k) Strabo im 11. B. von den Massagetten.

Es ist etwas sehr wunderbares, wenn man aus der Geschichte der Wilden siehet, mit wie wenig sich gleichwohl der Mensch behelfen kann, und daß er auch in den Ländern, denen die Natur das Nothwendige versaget zu haben l) scheinet, das Nothwendige findet. Ohne Werkzeug, ohne alle andere Hülfsmittel, als nur mit den natürlichen Fertigkeiten des Leibes versehen, scheinet er alle seine Nothwendigkeiten bestritten zu haben. Dennoch liebet man das Gemächlichere, und da es nicht möglich war, die grossen Thiere ohne Instrumente oder Werkzeuge zu fällen, oder zu bändigen: so fiel man, vermuthlich durch Veranlassung der spitzigen und scharfen Nägel an den Fingern, darauf, sich der schärfsten Zähne der Thiere, an statt der Messer m), ingleichen auch der spitzigen Steine zu bedienen. Man kam hernach dadurch auf den Einfall, nach Art der **Mexikaner** und einiger wilden Völker, einen Stein auf dem andern so lange zu wetzen, bis der eine am Ende eine Spitze bekam. Diese Steine pressete man in die Zweige oder Aeste der Bäume, und indem diese fort

l) Dampier am angeführten Orte, und Egede von Grönland.

m) *Rochefort* Hist. des Antilles, L. I. Ch. 18. von den Eskimaux, und Ch. 12. Art. 4. von den Zähnen des Agouti.

fortwuchsen, schlossen sie sich so dicht um die Steine, daß man, wenn man hernach die Zweige abbrannte, dadurch eine Art erhielt, Bäume damit zu fällen, und sich daraus ferner allerhand schlechtes Hausgeräth zu machen. Man ging hernach immer weiter und weiter. Aus den Muschelschalen bereitete man Spaten, die Erde damit umzugraben; man spitzte die Steine zu Keile, und aus den Zweigen machte man Hacken, und wenn sie krumm und vom harten Holze waren, auch Säbel. Werkzeuge von Holz und insonderheit von Stein waren also der vornehmste Reichthum, wovon der Mensch im ersten Alter der bürgerlichen Gesellschaften etwas wußte. Daß dergleichen in der ganzen Welt und also auch bey uns im Gebrauche gewesen, das beweiset die Menge solcher Steine, die wir noch heut zu Tage aus der Erde graben, und die der bequemere Gebrauch des Eisens mit der Zeit verächtlich machte.

§. 33.

Mit spitzigen Knochen oder Fischgräten zu angeln, wie die Wilden noch jetzt thun, dieses scheinet eine der ältesten Künste gewesen zu seyn. Eine der größten, aber eine, die von keinem geringern Alter, als die andern zu seyn scheinet,

und

und die in den alleraltesten Zeiten die gemächlichere Lebensart überaus sehr befördert hat, war die Kunst, Bogen und Pfeile zu machen. Man weiß aus dem vorhergehenden, wie gut man sich in den alleraltesten Zeiten der Därme und Sehnen der Thiere zu Nutze zu machen wußte; eine Sache, die man immer in Händ:n hatte, mußte gar bald auch in Ansehung ihrer gemeinsten Eigenschaft:n bekannt werden. Ein Darm, der gespannet ist, springet mit einer verstärkten Kraft zurück, und theilet diese Kraft allem mit, worauf er stösset. Dieser Erfahrung konnte man sich sehr leicht bedienen, und da sie dem ganzen menschlichen Geschlechte nützlich war, so darf man sich nicht wundern, daß Bogen und Pfeile in der ganzen Welt gefunden werden, auch bey solchen Völkern, die, wie es scheinet, diese Kunst nicht von andern gelernet haben können. Der Vortheil, den man dadurch gewann, scheinet nächst dem Feuer das erste gewesen zu seyn, was den Menschen zu verzärteln anfieng, und welches verursachte, daß er sich hernach seiner natürlichen Fertigkeiten nicht mehr so sehr, wie zuvor bediente. Die heranwachsende Jugend, die den Thieren durch ihre natürlichen Kräfte noch nicht Trotz biethen konnte, fand darin ein Mittel, das die Aeltern vermuthlich damahls noch verachteten, und eine Ge-

legenheit, den Erwachsenen alles nachzuthun. Der erste Versuch ward eine Gewohnheit, und die Gewohnheit zur Natur. Der Mensch verlor von Zeit zu Zeit seine Fertigkeit im Laufen und Schwimmen. Es ist unglaublich, wie schleunig die Menschheit sich von dem Gemächlichern einnehmen läßt, und von dem Natürlichen ausartet. Einige Indianer in **Chili**, die im Laufen den übrigen Amerikanern nichts nachgaben, sind, nachdem die Europäischen Pferde sich in diesen Gegenden so sehr vermehret haben, so gemächlich geworden, und haben diese ihre vortreffliche Fertigkeit so sehr vernachläßiget, daß sie es jetzt für eine große Mühe halten, 200 Schritte zu gehen n). Es kann also wohl kein Thier sich selbst so ganz ungleich werden, wie der Mensch.

§. 34.

In den alleraltesten Zeiten, da die Thiere, so wohl wie die Menschen Herren der Erde gewesen zu seyn scheinen, kann man nicht glauben, daß sie so schwer zu fangen gewesen, als hernach, da sie durch die beständigen Kriege, die man mit ihnen geführet hat, erst wild geworden sind. Die Reisenden versichern, daß auch die Vögel, die flüchtigsten unter den Thieren, auf unbewohn-

n) Freziers Reise nach der Südsee. Kap. X.

wohnten Inseln, und in Gegenden, wo man ihnen nicht nachtrachtet, fast zahm sind. Je mehr die Menschen sich vermehrten, desto mehr wurden die Thiere verfolget; und folglich auch desto wilder. Man machte daher mit einem Thiere gegen das andere Gesellschaft, und die Natur kam darin der Kunst zu Hülfe. Einige Thiere sind von sich selbst willig, mit den Menschen in Gesellschaft zu leben, insonderheit die Hunde; man bediente sich derselben gegen andere Thiere, und alle Völker haben gelernt, sich dieses Vortheils mit Nutzen zu bedienen. In den Ländern, wo Pferde zu finden sind, ist es höchst reimlich, daß man gar bald lernte, sie durch die Kunst abzurichten. Hernach haben alle Völker, so bald dieses Thier zu ihnen gebracht ward, sich dessen ungemein geschickt zu bedienen gewußt. Sie sitzen nicht nur ohne Sattel auf dem Rücken des Pferdes, sondern so oft es nöthig ist, hängen oder binden sie sich unter dessen Bauch, um weder im Walde von den Zweigen noch auch von einem sie verfolgenden Feinde beschädiget zu werden o). Auf eine wichtigere Art aber wissen auch alle diese Völker sich dieser Thiere nicht zu bedienen. Da der Mensch von Natur nichts so sehr hasset, als schwere La-

o) Frezier am angeführten Orte.

sten zu tragen, so muß man sich wundern, daß es ihm lange Zeit nicht eingefallen war, sich dazu der Lastthiere zu bedienen. Vor der Zeit, da der Ackerbau einiger Massen blühend ward, kann man wohl nicht glauben, daß man sich zu seiner Bequemlichkeit dieses Hülfsmittels bedienet habe. Ein Volk, wie die Wilden, hatten nur wenig fortzuschaffen. Sich auf der Jagd der Falken, Seeraben, Fischottern, Leoparden und anderer Raubthiere zu bedienen, das war ein Werk der Kunst, welche in eine Zeit zu gehören scheinet, da man mehr auf das angenehme als nützliche zu sehen gewohnt ward, und die sich folglich nicht auf den Zustand der Wilden schickt.

§. 35.

Alle diese Hülfsmittel waren dennoch gegen eins, dessen wir uns alle Tage bedienen, nur sehr unwichtig, und man sollte glauben, es würde den ältesten Völkern so gleich eingefallen seyn, wenn es nicht die Geschichte der Wilden das Gegentheil lehrte. Dieser grosse Kunstgriff besteht darin, die Thiere zu zähmen, und ihren Abscheu gegen die Menschen durch den falschen Schein eingebildeter Wohlthaten zu überwinden. Ein Strick, worin das klügste Thier, der Mensch selbst, sehr leicht gefangen wird, konnte auch gar

bald

bald ein unvernünftiges Thier fesseln; und es ist sonderbar, daß die meisten wilden Völker nicht gewußt haben, sich dessen gehörig zu bedienen. Die Neigung, die man in der Jugend fühlet, mit den Thieren zu spielen, hätte die erste Veranlassung seyn können, sie zu zähmen; indem nichts leichters erdacht werden kann, als sich ihrer Jungen zu bemächtigen, sie aufzufüttern, und von ihnen die ersten Hausthiere, den Stamm der folgenden, aufzuziehen; vornehmlich, da die Kälber des Hornviehes, wie einige berichten p), so leicht zu fangen sind, indem, wenn man eine wilde Kuh geschossen hat, das Kalb überall nachfolget, wohin man die todte Mutter führet, und sich alsdann mit den Händen ohne Mühe greifen und zähmen läßt. Eine solche zahme Kreatur zu unterhalten, dieses war hernach keine schwere Sache, zumahl in den Ländern, wo das Gras das ganze Jahr hindurch überflüßig wächst; dennoch machen sich solches die wenigsten Wilden zu Nutze. Hieraus sieht man, wie schwer es ist, ohne weitere vorhergegangene Erfahrung von dem, was seyn könnte, auf das Wirkliche richtig und ohne Irrthum zu schließen. Man sollte glauben, es wäre die Kunst, die Thiere zu zähmen, weit leichter, und hätte folglich eher erfunden werden sollen,

p) Hennepin am angeführten Orte.

len, als die andere weit größere, die zum Ackerbau gehöret; dennoch aber sollte man, zufolge dessen, was man bey den Wilden sieht, fast glauben, die Thiere wären zuerst dießfalls zahm gemacht worden, um Mitarbeiter des Menschen beym Feldbaue zu seyn. Man hat sich daher auch in den ältesten Zeiten niemahls des Hornviehes zur Speise bedienet; sondern man suchte vielmehr bey allen Gelegenheiten dem Untergange desselben, auch durch ordentliche Gesetze, vorzubeugen. Derjenige, welcher zu **Athen** unter der Regierung des **Erechtheus** den Göttern das erstemahl einen Ochsen schlachtete, ward über diese vermessene That so bestürzt, daß er den Augenblick darnach die Flucht nahm, und sich selbst landflüchtig machte q). Ein **Aegypten** stellte die Gottheit selbst unter dem Bilde eines Ochsen vor, und noch jetzt kann in Indien kaum etwas höhers oder heiligeres gedacht werden, als eine Kuh; zu sterben mit dem Schwanze dieses Thieres in der Hand, wird daselbst für ein sicheres Mittel angesehen, nach dem Tode in den Himmel des **Bramah** zu kommen. Eine so elende Veranlassung haben oft die Meynungen gehabt, die hernach die heidnische Welt, nachdem sie den Ursprung derselben vergessen, für die allerheiligsten und wichtigsten angesehen haben. Auch unse-

q) *Pausan.* Attica. C. 28.

unsere alten nordischen Völker selbst scheinen hohe Gedanken vom Hornviehe gehabt zu haben; wie man denn nicht ohne Grund annehmen kann, daß so wohl die **Gallier** als die **Cimbern** demselben eine Art der Verehrung zugestanden haben r).

§. 36.

Daß die zahlreichsten bürgerlichen Gesellschaften ohne Ackerbau bestehen können; dieses beweisen in den ältern Zeiten s) verschiedene Scythische Völker, in den neuern und noch in unsern Zeiten aber die Tartarischen. Daß sie aber ohne beyde, nähmlich ohne Ackerbau und Viehzucht aufrecht erhalten werden könnten, dieses würde man vielleicht für unmöglich gehalten haben, wenn nicht einige Reisende solches von einigen wilden Völkern als Augenzeugen erwiesen hätten t). Man muß gestehen, daß diese letzten oft Noth leiden, doch aber ungleich weniger, als man

r) *Plutarchus* in Mario und Arnkiel in der Cimbrischen Heidenreligion im 21. Kap. Banier in der Götterlehre von dem Taurus Triancanus der Gallier. Jablonsky Pantheon Ægypt. L. 4. C. 4.

s) *Herodotus* von den Scythen. Vojages du Nord, Tom. 10. von den Tartern. *Pelloutier* Hist. des Celtes, L. 2. Chap. 2.

t) *Champlain* Vojage, L. 2. Relation de la Baie de Hudson. Vojages du Nord, Tom. 5. Göttingische Reisen Th. I, in der Reise nach Hudsons Meerbusen.

man denken sollte. Daß ihnen zuweilen das Benöthigte mangelt, dieses scheinet insonderheit aus ihrer Unvorsichtigkeit zu entstehen, indem sie ihre wenigen Nahrungsmittel weder gehörig einsammeln, noch sparsam genug damit umgehen.

§. 37.

Der Kornbau scheinet also bey einigen Völkern älter gewesen zu seyn, als die Kunst, das Vieh zahm zu machen. Die grosse Wissenschaft, das Feld zu bauen, und dadurch Kräuter und Pflanzen zu aller möglichen Vollkommenheit zu bringen, wird mit Recht für die erste Grundlage von allem, was man in der Menschheit groß nennen kann, angesehen. Man hat also große Ursache gehabt, in den alleraltesten Zeiten die Nahmen derer zu verewigen zu suchen, die durch eine so grosse und nützliche Erfindung der Menschheit aufgeholfen haben. Zum Unglück aber giengen sie in ihrer Ehrerbiethigkeit allzu weit. Ein Aegypten setzte aus dieser Ursache seine Isis, ein Phönicien seinen Dagon, ein Griechenland seine Ceres unter die Zahl der Götter. Inzwischen ist es doch gewiß, daß die Wissenschaft, das Feld zu bauen, und das Korn zur Speise zuzurichten, nicht das einzige war, was die Mensch-

heit

heit zu einer gewissen und dauerhaften Vollkommenheit bringen konnte. Die wilden Völker, die in unsern Zeiten den Feldbau mit Fleiß besorgen, sind doch gewisser Massen größten Theils umschweifende Völker. Sie ziehen nach einigen Jahren mit ihren Hütten weiter, weil sie der Erde das, was sie verloren hat, durch den Dünger wieder zu geben nicht verstehen, und daher gezwungen werden, so bald das Land ausgezehret ist, weiter zu ziehen. Ansehnliche Gebäude, beständig zu bewohnende Gegenden und die gemächliche Lebensart, die allein im Stande ist, Wissenschaften und Künste zu befördern, erfoderten aus dieser Ursache, außer der allgemeinen Kenntniß vom Getreide, daß man auch verstehen mußte, Grund und Boden zu düngen; dieses letzte aber war nicht möglich, so lange man nicht wußte, das Vieh zu zähmen. Man muß also sagen, daß zwar der Ackerbau überhaupt, zugleich aber auch die Kunst, sich des Viehes und des Düngens zu bedienen, die ersten recht großen Schritte gewesen sind, die man zur Aufnahme der Menschheit und zu ihrer wirklichen Vollkommenheit gethan hat. Eine Sache, welche die ältern Zeiten so gut zu beurtheilen wußten, daß ein Rom sich nicht schämte, seine größten Feldherren vom Pfluge zu nehmen, und die noch jetzt in China so hoch geschä-

zet wird, daß auch der Kaiser selbst an einem gewissen Tage in einem jeden Jahre mit eigener Hand einige Furchen pflüget, um den Landmann aufzumuntern, und zu zeigen, daß der Ackerbau eine der wichtigsten und ehrwürdigsten Verrichtungen in der Menschheit ist.

§. 38.

Da alle wichtige Erfindungen und Entdeckungen auf die einfältigste Art anfangen; und hernach mit den langsamsten Schritten, und durch beständige Verbesserung fortgehen, bis sie endlich ihre rechte Höhe erreichen: so kann man auch nicht daran zweifeln, daß der Ackerbau erst nach und nach erfunden, und immer verbessert worden ist. In den Zeiten, als man noch Eicheln von den Bäumen aß, da man Nüsse, Kastanien und andere dergleichen Baumfrüchte, die sich zum Vorrathe lange halten konnten, einsammelte, bekam man dadurch den ersten Gedanken von der Art, wie und wovon sich die Pflanzen vermehrten, indem man bemerkte, wie die Bäume aus ihrem Samen aufwuchsen; ein Gedanken, der den Weg zu einem andern bahnte, nähmlich selbst zu säen; welches letztere endlich den Grund zum Ackerbaue legte. Es ist reimlich, daß man mit der Anlegung der Gärten anfieng, ehe man es wagen dürfte,

te, ganze Felder zur Besamung auszureuten. In den Gärten hatte man vermuthlich zuerst allerley Arten von Wurzeln und Erdgewächsen, die aus der Wurzel fortgepflanzet werden, gebauet, hernach gewisse Arten jährlicher Pflanzen, die aus Samen aufwachsen, und ansehnliche Früchte über der Erde bringen, als Melonen, Kürbisse und dergleichen. Je mehrere und überflüßigere Nahrung in den Früchten war, je größere Hoffnung man sich machen konnte, einen augenscheinlichen Vortheil durch seine Arbeit zu gewinnen, ein desto ernstlicheres Nachdenken müssen, wie man sicher glauben kann, alle diese Dinge bey einer Menge von Leuten gemacht haben, die anfiengen, Noth zu leiden; da hingegen unsere jetzt gebräuchliche Arten von Getreide, deren Samen nur klein und unansehnlich ist, keines Weges den augenscheinlichen Nutzen versprachen, den man in den ältesten Zeiten nöthig hatte, um das Volk dießfalls aufzumuntern, die Erde zu bauen. Man darf nicht glauben, daß der Nutzen der Erdfrüchte, weil er uns nicht recht bekannt ist, geringer sey, als des Getreides; es geben vielmehr der Maniok und die Patates der Wilden eine so ansehnliche und reiche jährliche Aerndte, daß sie für eben so wichtig gehalten werden könnten, insonderheit da sie in einem ungünstigen Sommer keines Weges so leicht

fehl-

fehlschlagen, wie die gewöhnlichen Arten des Getreides. Aus dem ersten solcher Gestalt gemachten Versuche hatte man gelernt, daß eine sprödere und besser gereinigte Erde reichere Früchte trüge, als eine festere und unreine. Mehr hatte man nicht nöthig einzusehen, was zu einem Anfange des ordentlichen Feldbaues erfodert wird; indem alle Arten Hülsenfrüchte, als Erbsen, Bohnen und dergleichen nach dem, was ich schon angemerket habe, die ersten Früchte scheinen gewesen zu seyn, die man anfangs zu bauen angefangen hat, denen hernach das Getreide folgte. Das, was noch zu unsern Zeiten unter den Wilden geschieht, scheinet diese Aufnahme des Ackerbaues zu beweisen. Diejenigen dieser Völker, welche kein Getreide säen, bemühen sich doch insgesammt, nach der Beschaffenheit ihrer Himmelsgegend, die andern angemerkten Arten von Erd- und Feldfrüchten zu pflanzen und zu erzeugen.

§. 39.

Diejenige Art von Getreid, welche, wie man mit Grund muthmassen kann, von den ältesten Völkern zuerst zu bauen angefangen worden, ist wohl der so genannte türkische Weizen oder der amerikanische Mais gewesen, weil er unter allen Arten von Getreide die größte und die volleste

ist,

ist, auch zwey bis dreyhundertfältige Früchte bringet, und endlich die einzigste, deren sich alle wilde Völker bey ihrem Feldbaue befleißigen. Es scheinet u), als ob man in den alten Nachrichten einige dunkle Beweise fände, daß diese Art von Getreide auch außerhalb Amerika in den ältesten Zeiten die vorzüglichste Art gewesen sey. Ich sage damit nicht, als hätten diese Wilden einige Kenntniß von andern Getreidearten gehabt, weil sich die nordwestlichen Völker in Nordamerika des wilden Habers häufig bedienen; aber so, wie er von sich selbst wächst; und sie halten es nicht der Mühe werth, dieser so kleinen Körner wegen die Erde zu bearbeiten. Was unsere Arten von Getreide betrifft, welche aus den angeführten Ursachen bey den wilden Völkern noch nicht gebräuchlich geworden sind: so will ich davon nur dieses anmerken, daß, ob man schon Ursache zu denken haben kann, es könnten die Grasarten, woraus sie gezogen sind, die noch jetzt gemeinen und ohne sonderliche Aehren aufwachsenden gewesen seyn, man doch zuverläßig glauben kann, daß aus einem glücklichen Zufalle die ältesten Völker einige Aehren von ansehnlicher Vollkommenheit gefunden haben, von denen nichts anders als die merkliche Größe des Samens sie überredet habe,

die

u) Allgemeine Geschichte von Amerika, 7. Hauptstück.

die erste Art von Getreide zu pflanzen. Vielleicht sind unsere Arten unter die besondern Abweichungen zu rechnen, die die Natur zuweilen in allen, was Samen trägt, zu lieben scheinet. Auf diese Art bringt der Samen von kleinen und gemeinen Blumen zuweilen große und doppelte oder gefüllte, die mit Recht das Auge einzunehmen scheinen, ob sie schon in ihrer Art bloß für eine Ausartung anzusehen sind. Eine eben solche aber für den Menschen glückliche Ausartung war vielleicht die erste Aeher, deren Fortpflanzung durch den Ackerbau in einer so unglaublichen Menge hernach den andern Pflanzen ihr Recht zu wachsen benommen hat. Daß sonst unsere jetzt gebräuchliche Arten des Getreides nicht alle zuerst erfundene und uralte Arten sind, das kann man mit guten Gründen glauben. Alles was besser, wohlschmeckender und reicher im Wachsthum befunden worden ist, hat hernach die zuvor gebräuchlichen verdrungen; daher ist es nicht eben sehr lange her, und nicht ohne verschiedene glückliche Begebenheiten und Versuche geschehen, daß unser Ackerbau auf den jetzigen Fuß gesetzet worden ist.

§. 40.

Und dieses ist in Ansehung der zur Bearbeitung der Erde gehörigen Werkzeuge, wie auch in

Ansehung der Arten vom Getreide selbst nicht weniger gewiß. Das älteste Werkzeug, das beym Ackerbau bekannt ward, bestund in einem am Feuer gehärteten Stecken, oder in einem Ochsenhorn, oder in einem in der Gestalt einer Hacke gekrümmten Holze, dergleichen noch jetzt die Wilden sich bedienen. Man kann daher mit allem Rechte sagen, der Ackerbau habe sich zuerst in den Ländern angefangen, wo die Erde leicht zu bearbeiten war. Ohne Zweifel dauerte es sehr lange, bis man ein dem Pfluge ähnliches Werkzeug im Stand brachte; ein Werkzeug, von dem einige der ältesten Völker geglaubet haben, es wäre als ein Geschenk der Götter den Menschen zum besten vom Himmel gefallen v); gleichwohl kann man nicht glauben, daß der Pflug in den ältesten Zeiten etwas anders gewesen, als ein hartes gekrümtes Holz, das man am Ende in der Gestalt eines Keiles ausgehauen hatte.

§. 41.

Das menschliche Geschlecht hatte also durch den Ackerbau einen ansehnlichen Vortheil gewonnen, wodurch man geschickt ward, die herumschweifende Lebensart in einem beständigen Aufenthalt an gewissen Gegenden zu verändern. Es

man-

v) *Herodotus* L. 4.

mangelte aber noch eines der allerwichtigsten Hülfsmittel, so lange man die Metalle noch nicht entdeckt hatte, die man mit Recht das Beste und das Schlimmste der menschlichen Güter nennen kann. Ohne derer Hülfe scheinet der Ackerbau selbst noch höchst unvollkommen gewesen zu seyn. Man kann auch keines Weges glauben, daß sie ohne derselben ansehnliche Gebäude aufführen konnten. Die Künste mangelten, so lange noch Kupfer und Eisen unbekannt waren, und also dasjenige, wodurch sie wirksam werden sollten; kurz, ohne sich der harten Metalle bedienen zu können, hatten sie noch gebundene Hände, und noch niemand hatte den glücklichen Gedanken erfunden, diesem Mangel abzuhelfen. Wirklich scheinet der grosse Unterschied zwischen den Einrichtungen der Wilden und den unsrigen insonderheit daher entsprungen zu seyn; daß die Wilden weder das Hornvieh zahm zu machen, noch sich die geringern Metalle zu verschaffen wußten, ungeachtet dergleichen Minen, woraus sie gezogen werden konnten, häufig bey ihnen vorhanden waren. Gold und Silber sind so leicht zu kennen, daß man sich nicht wundern darf, daß die meisten wilden Völker damit bekannt waren, und sich dieser kostbaren Erzarten insonderheit des ersten zu bedienen wußten. Gold findet man fast in der ganzen

zen Welt und zwar gediegen in dem Flußsande; man findet es in verschiedenen Ländern oben in der Erdrinde und an den Wurzeln der Berge, insonderheit nach einem starken Regen so überflüßig, daß man denken sollte, diese Länder hätten überall eine schwache Goldader in ihrer Erdfläche. Es war, ohne die Minen zu öffnen, gar leicht zu sammeln, und hernach zusammen zu schmelzen; es ist also darin keine Schwierigkeit zu finden, wie man zuerst auf das Gold fallen konnte, auf dieses glänzende Metall, da die Menschen, auch in dem wildesten Zustande, sich doch ein Vergnügen daraus machen, ihre Person zu schmücken. Mit dem Silber kann man vermuthlich auch nicht lange unbekannt geblieben seyn, weil es ebenfalls in reinen Klumpen oder gediegen oft in grosser Menge am äussersten der Berge und der Erdfläche gefunden wird. Da man aber in den allerältesten Zeiten, als die Welt noch ungefähr in dem Zustande war, wie noch jetzt die Wilden sind, Waaren um Waaren vertauschte (wenn man sonst damahls schon Handlung trieb), und keines Weges daran dachte, aus Gold und Silber eine gangbare Münze zu machen: so konnten diese Metalle, die, so viel man weiß, sich nicht härten lassen: ganz und gar nicht solche ansehnliche Dienste thun, wie die

härtern, obschon auch nach unserer Art zu denken, weit geringern nähmlich Kupfer und Eisen. Was das Kupfer betrifft, da es, wie die vorigen, obschon seltener, gediegen gefunden wird: so scheinen so wohl die wilden Völker, als die ältesten Zeiten, sich dadurch damit bekannt gemacht zu haben; allein wenige x) verstunden, dieses Metall zu schmelzen (denn es ist oft am schwersten zu behandeln, und recht und rein aus seiner Mine zu ziehen,) oder nach Peruanischer Art zu härten, und es dadurch an Statt des Eisens zu gebrauchen. Man siehet also daraus, daß der erste Gedanken von einer Sache insgemein manche glückliche Unterstützung oder Anweisung aus den Umständen nöthig hat, bis sie auf den wahren und grossen Gebrauch der Dinge leiten kann. Man findet das Eisen noch weit seltener gediegen, als das Kupfer, obschon keine andere Erztart so überflüßig in der Erde vorhanden ist, als diese. Man darf sich daher nicht wundern, daß die meisten wilden Völker von diesem nützlichen Metalle ganz und gar nichts gewußt haben, und die wahre Ursache, warum man in der uralten Welt gleichwohl hinter den Nutzen des Eisens so bald gekommen ist, obschon

der

x) *Benson*. nov. orb. Hist. L. 2. C. 17.

der Gebrauch des Kupfers weit älter war y), scheinet darin zu bestehen, daß man damahls den Gebrauch des Feuers weit mehr eingeführet hatte, als bey den jetzt bekannten wilden Völkern. So bald man angefangen hatte, das Vieh zahm zu machen, und sich dessen zum Pflügen zu bedienen; so dachte man auf gewisse Niederlassungen und auf ansehnliche Gebäude, und folglich darauf, Ziegel zu streichen und zu brennen. Weil nun dadurch gewisse Eisenerzte leicht in Fluß zu bringen sind, so scheinet unter diesen Arbeiten das Eisen eben so leicht bekannt geworden zu seyn, entweder daß selbst die Oefen zufälliger Weise von so reichen Minen, von welchem hundert Pfund 80 bis 90 Pfund Eisen geben, aufgeführt gewesen sind, oder daß man aus Unwissenheit falsche Materien und unter andern eisenhaltigen Leimen, zum Ziegelstreichen erwählet hatte. Doch die Ursache kann nun gewesen seyn, welche es wolle: so kann man doch gar leicht glauben, es habe der beständige Umgang mit dem Feuer diese wichtige Entdeckung veranlasset, entweder durch einen glücklichen Zufall, oder durch einen

y) *Lucret.* L. 5.

Posterior ferri vis est ærisque reperta,
Et prior æris erat quam ferri cognitus usus,
Ære solum terræ tractabant, æreque belli
Miscebant fluctus. — —

glücklichen Irrthum, weil das Glück der Menschen gar oft durch beydes gleich gut befördert wird. Von den eigentlich so genannten Wilden sind die Hottentoten die einzigen, die das Eisen zu bearbeiten verstehen, und die Art und Weise, wie sie mit diesem Metall verfahren, zeiget, wie wenige Anstalten die älteste Welt nöthig hatte, um auch in diesem Vorfalle, der der schwereste zu seyn scheinen könnte, sich zu helfen z). Sie graben bloß zwey Löcher in die Erde, das eine tiefer, als das andere; in das oberste, als in ihren eigentlichen Ofen werfen sie einiges Holz nebst den Eisenmitern, welche letztere durch die Flamme des brennenden Holzes geschmolzen worden. Auf dem Ofen ist eine Oeffnung, durch welche das geschmolzene Metall heraus und niederwärts in das andere Loch läuft, wo sie es kalt werden lassen. Darauf schlagen sie das Eisen mit einem Steine in Stücken, ungefehr von der Größe, wie sie sie hernach zu verarbeiten gedenken. Diese Stücke klopfen, feilen und polieren sie lange auf dem Steine; und man versichert, daß dieses solcher Gestalt verarbeitete Eisenzeug öfters so wohl gemacht ist, daß es unsere Schmiede nicht besser sollten machen können.

§. 42.

z) Kolbe 2. Th. 15. Brief.

§. 42.

Die größte Hauptveränderung, welche durch den Ackerbau, durch die Kunst das Vieh zu zähmen, und die Metalle aus Nutzen zu bearbeiten, in dem menschlichen Leben vorgegangen zu seyn scheinet, war unstreitig diese, daß die unstäte Lebensart aufhörte, und man sich entschloß, und anfieng, in gewissen Gegenden zu leben. Die natürlichen Fertigkeiten des Leibes und der Sinne fiengen nunmehr vermuthlich an sich zu verlieren, weil man sie nicht mehr so wohl gebrauchte, wie zuvor, und sie auch nicht mehr so sehr nöthig hatte. Es ist nicht leicht möglich, daß der Mensch alle seine Vortheile auf einmahl beysammen behalten kann. So lange die herumschweifende Lebensart fortdauerte, so lange waren unzweifelhaft die Stärke des Leibes und die Gesundheit nebst allen Sinnen weit vollkommener, als hernach. Man findet davon ein merkwürdiges Beyspiel in der Vergleichung, die Cäsar a) zwischen den Galliern und Deutschen macht. Diese letzten lebten vollkommen auf dieselbe Art, wie die Wilden unserer Zeiten; die ersten hingegen näherten sich den Einrichtungen gesitteter Völker gar sehr; inzwischen waren die Deutschen bey den Galliern in sol-

) *Cæsar* de bello gall. L. 4. und 6.

solchem Ansehen, daß diese es auch nicht einmahl wagen durften, mit den schwächesten unter jenen anzubinden, obschon diese wieder behaupteten, die Götter selbst könnten den andern ihrer Landsleute nicht widerstehen. Außer dieser Veränderung haben obbemeldte Verbesserungen im menschlichen Leben eine andere noch größere eingeführt, nähmlich, daß man darauf gefallen ist, besondere Güter eigenthümlich zu besitzen; ein Einfall, der unstreitig mit unzählichen Vortheilen auch unzähliche Laster und alles Unglück in die Welt gebracht hat, das in den gesitteten Staaten das Leben mitten in der Wollust verbittert; daher auch Lykurg mit allem Fleiße sich bemühte, so viel es möglich war, der Begierde, Güter zu erwerben, durch die Gesetze, so er seinen Spartanern gab, zuvor zu kommen, damit sie von keiner andern Liebe etwas wissen sollten, als nur allein von der Liebe des Vaterlandes. Eigene Güter waren doch keine nothwendige Folge des Ackerbaues; man hätte, nach Art der wilden Völker, noch immer alles gemeinschaftlich haben können; und das Beyspiel derselben beweiset, daß der Ackerbau, wenn er auch ziemlich weit getrieben ist, doch bestehen kann, ohne daß es nöthig sey, sich dießfalls die Früchte oder Grund und Boden als ein besonderes Eigenthum zuzueignen. Alle diese

Völker wissen ganz und gar nicht, was es heisset, ein Herr eines gewissen Grundes zu seyn. Viele derselben sammeln eine ganze Aerndte in eine gemeinschaftliche Scheune ein, nachdem sie das Land mit vereinigten Kräften bearbeitet haben, und ein jeder holet hernach so viel, als er nöthig hat, aus diesem Magazin der Nation ab. Hingegen andere, die, ein jeder das Seinige, zu sich nehmen, halten es doch nicht für das Ihrige, sondern für einen Schatz, den sie für die ersten Nothleidenden in Verwahrung haben, denen sie auch den letzten Bissen gutwillig mittheilen, ob sie schon oft voraus sehen, sie werden des folgenden Tages selbst Mangel leiden; und vielleicht müssen sie dieser Freygebigkeit wegen hernach wirklich Noth leiden. Nichts ist rührender, als aus ihrer Geschichte zu sehen, wie ungern einer dem andern beschwerlich fällt, wie bereitwillig diejenigen, die etwas besitzen, sind, denen Nothdürftigen die Hand zu reichen, so bald sie Lebensmittel nöthig haben, wie sie aus ihren Häusern oder Kabanen gehen, ohne sie zu verschließen, und doch des Ihrigen so versichert sind, es mag nun in ihrer Abwesenheit ein Freund oder Feind einen Besuch bey ihnen abstatten, als ob die Häuser mit der stärksten Wache bewachet würden. Ich will jetzt nicht auszumachen suchen,

ob diese Art der Haushaltung in sehr grossen Staaten bestehen könnte, auch nicht untersuchen, in wie weit diese letzten ein Glück der Welt gewesen sind; ich will bloß erinnern, daß man überhaupt diese Lebensart dieser Wilden und der ältesten Zeiten der Welt hätte beybehalten können, ohne die Glückseligkeit dieses Lebens, und den grossen Unterschied unter Mensch und Mensch in den Besitz eigenthümlicher Güter zu setzen. Wenn zugleich der Krieg, dieses grosse Unglück der Menschheit hätte unbekannt bleiben können, so hätte auch der Zustand der ganzen Welt ferner eben derselbe bleiben können, so wie man ihn noch jetzt unter den Wilden findet; nähmlich, wenn ein jeder, indem er für sich gearbeitet hätte, zugleich für alle andere im Staate und für das gemeine Beste gearbeitet hätte. Die ganze Menschheit wäre nichts anders als eine einzige glückliche Gesellschaft geworden. Mildthätigkeit wäre eine Pflicht gewesen, Mißgunst, List und Verschlagenheit sich anderer zu bemeistern aber unbekannte Nahmen geblieben. Wenn man mit seinen eigenen Verrichtungen fertig gewesen wäre, so hätte man sich ein Vergnügen daraus gemacht, nach Art der Wilden seinem Nachbar zu helfen. Bey der Arbeit hätte man vorzüglich auf das nöthige und nützliche gesehen; nach der

Arbeit

Arbeit hätte man sich zu ergötzen gesucht; und ein genügsames Gemüth hätte gemacht, daß man des Lebens recht hätte genießen können. Unschuld wäre statt aller Gesetze gewesen; Einigkeit und Mangel an unsern meisten Lastern hätten die Welt glücklich gemacht; der Stand und die Umstände eines jeden wären in dem Wesentlichen immer einerley geblieben. Selbsterhöhung, lächerlicher Muth, unbillige Verachtung anderer und unzählige andere Fehler hätten ganz und gar gemangelt, wenn nicht die Liebe zu eigenthümlichen Gütern, als der fruchtbare Grund, woraus fast alle Fehler und Laster entsprießen, die Hauptsache des menschlichen Lebens geworden wäre. Die vielen Vortheile, die solcher Gestalt aus den Verfassungen der wilden Völker fließen, haben daher sehr oft gemacht, daß, ungeachtet alles dessen, was man an ihrer Lebensart mit Recht aussetzen kann, die Europäer, die gewohnt sind, unter ihnen zu leben, diese letztere weit besser und glücklicher befunden haben, als ihre eigene; da hingegen die Wilden mit der größten Schwierigkeit dahin zu bringen sind, an der unsrigen Geschmack zu finden. Sie sehen insgemein die Europäer für das treuloseste und eitelste Volk auf der Welt an, für ein Volk, das man fürchten, aber weder lieben noch ehren muß.

§. 43.

Ich will mich dabey nicht aufhalten, um zu zeigen, wie unsere gegenwärtigen bürgerlichen Einrichtungen größten Theils ihren Ursprung aus der Hochachtung genommen haben, die man hernach mit der Zeit für seine eigenthümlichen Güter bekam, weil solches nicht dazu gehört, die Verfassungen der Wilden besser zu verstehen. Ich will nur sagen, daß sich mit den Gütern die Nothwendigkeiten der Menschheit vermehrten; sie beförderten aber auch die Künste, und diese wieder jene. Ein Volk, das wenig nöthig hat, braucht nicht viele Künste, und wo die Anzahl der Künste geringe ist, da sind auch der Nothwendigkeiten insgemein nur wenige. Die Natur ist für alle ihre Geschöpfe in ihrer Anlage so billig gewesen, daß sie jederzeit das Wirklichnöthige ohne Mühe finden. Man sieht dieses am besten daraus, weil die, auch in unsern Augen armseligsten, Völker solches für einen schlechten Tausch halten, wenn sie ihr Vaterland mit andern tausendmahl überflüßigern und glücklichern Ländern vertauschen müssen. So wenig stimmet das wirkliche in der Natur mit dem, was wir unserer Einbildung nach dafür ansehen, überein. Die Wilden verachten unsere Gemächlichkeiten, weil das, was

wir

wir ein Leiden nennen, ihnen ein Vergnügen ist. Sie verachten unsere weiche Betten, weil sie auf einer Bank, die mit ein paar Matten belegt ist, am süssesten schlafen, und glauben, man müsse den Schlaf für schätzbarer halten, als das Bette. Wenn sie die Europäer bauen sehen, so verwundern sie sich darüber, daß man ewigdauernde Gebäude aufführen will, da das Leben doch so kurz ist, und der Bauherr oft stirbt, noch ehe er sein Haus fertig hat; und sie besitzen darin eine Zärtlichkeit mehr als wir, daß sie in keinem Hause wohnen wollen, worin ihre liebsten Freunde gestorben sind. Man muß gestehen, daß sie in elenden Hütten wohnen, daß ihre Mahlzeiten so einfältig sind, als sie nur seyn können; die meisten haben nichts anders zu trinken, als Wasser; ihr ganzes Hausgeräthe bestehet aus ein paar Bänken, einigen thönernen Gefässen, einigen Tonnen von Baumrinde, einigen Matten und bey denen, die am besten eingerichtet sind, noch aus einigen Hangematten. Sie genießen aber auch bey allem diesen einer unverrückten Gesundheit, leben lange, sind stark und frisch, genießen, was sie haben, mit Lust und Freude, halten alles, was ihnen vorkommt, für wohlschmeckend, und waren wirklich glücklich, so lange sie nichts bessers kannten, weil sie meynten, niemand könnte glücklicher und bes-

ser

ser leben, wie sie. Uebrigens haben sie unter sich eben so viele vergnügte Stunden, als wir vielleicht mitten in allen unsern großen Gütern verdrießliche und sorgenvolle; sie waren also zu ihrem Glücke in demjenigen Theile des Künstlichen unwissend, welcher die Menschheit mit unnatürlichen Nothwendigkeiten belästiget, und gewisser Maßen weniger glücklich gemacht hat, bloß weil sie sich nach einem allzugroßen Glücke sehnete.

§. 44.

Ob es schon schwer ist, zu bestimmen, was die meiste Verwunderung verdienet, entweder die Künste selbst, oder die Kunst, sie alle entbehren zu können: so ist es doch inzwischen keines Weges meine Absicht, den wilden Völkern dießfalls einen Vorzug vor uns, oder einen Verdienst mehr zu ertheilen, weil sie in den Künsten ganz unwissend sind; es ist vielmehr das Ansehen der Künste allzu wohl gegründet. Sie machen den menschlichen Begriffen allzu große Ehre, und bringen den bürgerlichen Einrichtungen einen allzu wesentlichen Nutzen, als daß jemand auf die ungereimten Gedanken sollte fallen können, dasjenige verkleinern zu wollen, was unter das Höchste und Schätzbarste in der Menschheit gerechnet werden muß. Dasjenige in den Künsten,

was dazu dienet, die Vernunft zu regieren, und alles außerhalb und rings um uns solcher Gestalt einzurichten, daß der Leib nicht verhindert wird, ein nützliches Werkzeug des Gemüthes zu seyn, alles das kann niemahls genug geehret werden; das hingegen, was zu nichts wieder dienlich ist, als nur das Auge und den Geschmack zu kitzeln, das, was bloß die Wollust vermehret, den Menschen verzärtelt und schwächer macht, alles das ist keines Weges, am wenigsten in einem sehr hohen Grade, im bürgerlichen Wesen vortheilhaft, und es sollte vielmehr, wo es sonst von dem übrigen zu trennen wäre, jeder Zeit, so viel es möglich, eingeschränkt werden. Die Wilden selbst wissen von dem Nützlichen in unsern Künsten allzu vortheilhaft zu urtheilen, als daß sie sich selbige nicht wünschen sollten. Sie hatten auch wirklich in einigen eine Art eines Anfangs gemacht, aber doch, in Ansehung aller, noch einen weiten Weg zurücke zu legen, ehe sie die Vollkommenheit darin hätten erreichen können, die man sich im menschlichen Leben unter allen Umständen wünschen sollte.

§. 45.

Um aber die Künste in ihrem ersten Anfange zu sehen, so, wie sie noch in unsern Zeiten bey

den Wilden gefunden werden, wird es nothwendig seyn, wieder zurück zu gehen und einen Blick auf den ältesten Zustand des Menschen zu werfen. Wir verließen ihn in den wärmern Ländern nackend, in den kältern gekleidet in Thierhäute, so wie sie den Thieren abgezogen waren. Man darf nicht daran zweifeln, daß man in den Ländern, wo man keine Kleider nöthig hat, lange Zeit unbekleidet nach Art der Wilden geblieben ist; je größer die Unschuld war, desto weniger dachte man daran, den einen Theil des Leibes mehr als den andern zu verbergen. Die Wilden, die ganz nackend gehen, sind in dem Umgange unter beyden Geschlechtern die züchtigsten, und diejenigen unter ihnen, welche die Theile des Leibes bedecken, die die Scham und der Mangel an Unschuld, nicht erlauben, entblößet zu lassen, thun solches mehr darum, weil sie einen Zierrath darin finden, als einer unordentlichen Begierde zuvor zu kommen. In den kältern Ländern hingegen wurden die Kleider beständig in eben demselben Grade nothwendiger, als man sich an bessere Häuser und größere Gemächlichkeit gewöhnte. Da es in den alleraltesten Zeiten gebräuchlich gewesen, wie wir bald sehen werden, den Leib mit Fett und Oehl einzuschmieren, so konnte man daraus gar leicht erfahren, daß eine Haut, die lange getra-

gen,

gen, und folglich mit Schweiß und Fett durchdrungen war, geschmeidiger und bequemer zu gebrauchen ward, als eine rohe und ungetragene; mehr hatte man nicht nöthig, auf die Kunst zu fallen, das Leder zu Kleidern zu bereiten. Die Wilden verstehen daher auch diese Sache vollkommen wohl; sie legen die Häute ins Wasser, glätten sie, schmieren sie mit dem Gehirn und Fette von Thieren ein, wovon sie vollkommen geschmeidig werden, und hängen sie hernach in den Rauch; davon nehmen sie eine Art der Glasur an, und können hernach das Wasser desto besser aushalten. Dieses letzte mußte man in der ältesten Welt ebenfalls gar bald aus Erfahrung gelernt haben, da die Häuser ohne Zweifel von eben der Beschaffenheit waren, wie die Häuser der jetzigen Wilden, nähmlich jederzeit voller Rauch. Eine große Unbequemlichkeit, die die Bauart dieser Völker mit sich bringet.

§. 46.

In Amerika findet man viele Ochsen, die ordentliche Wolle, wie die Schafe bey uns und in den andern Welttheilen haben. Die Weiber der Wilden machen daraus eine Art Zwirn, den sie mit den Fingern über dem Kniee drehen, und hernach zusammen flechten; doch bedienet man sich

des daraus gemachten Zeuges nicht zu Kleidern, sondern bloß zu Säcken. In den Ländern, wo Baumwolle wächst, verstehen die Weiber sehr wohl, sie aus den Hülsen der Kerne zu sammeln, und vom Samen zu reinigen, um davon Hangematten zu machen, den Zwirn oder das Garn aber verfertigen sie überall auf die vorerwähnte Art; sie wissen ebenfalls aus der Baumrinde, aus wildem Hanfe, und aus andern Pflanzen Zwirn zu machen, nachdem sie diese rohen Materien vorher ins Wasser geleget haben, um darin aufgelöset zu werden b); doch machen sie nur in wenigen Gegenden Zeug zu Kleidern aus diesem Garn, denn sie würken insgemein nur Säcke daraus. Man kann dadurch auf die Muthmassung fallen, daß die Weberkunst in der Welt älter ist, als die Kunst zu spinnen. Die erste ist auch wirklich simpler als die letzte, weil man leichter darauf fallen konnte, als einen Faden nach einer beständigen Ordnung zwischen andere einzureihen, damit er seine gehörige Haltung bekommen

b) Allgemeine Geschichte von Amerika, 7. Hauptstück. *Rochefort* Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 17. *Hennepin* nouveau Vojage &c. Ch. 30. spricht: „Die Ilinoiserinnen spinnen an der Spindel.“ Allein das ist entweder Irrthum, oder sie haben solches damahls bereits von den Europäern gelernt gehabt, welches doch nicht glaublich zu seyn scheinet.

men kann. Die Art der Wilden zu weben, oder eigentlicher zu flechten, ist unläugbar so einfältig, daß sie mit unserer jetzt gebräuchlichen c) nicht verglichen werden kann. Man sieht inzwischen daraus, was für einen geringen Anfang die Künste unter den Menschen gehabt, und was für Schwierigkeiten unsere Vorfahren zu überwinden gebraucht haben, um es weiter darin zu bringen.

§. 47.

Die Häute waren also in den kältern Ländern der einzige Stoff zu Kleidern. Die erste Welt kannte keine andere Mode, als die noch jetzt bey den Wilden gebräuchlich ist; diese, die wirklich natürliche ist, daß nähmlich die Kleider recht genau an den Körper passen oder anschließen. Ueberdieß war vermuthlich damahls, wie noch jetzt bey den meisten wilden Völkern, kein merklicher Unterschied unter der Tracht beyder Geschlechter. Obschon damahls, wie ich bereits angemerkt habe, die kältern Länder allein diejenigen gewesen sind, in welchen man den Leib gegen die Luft mit Kleidern versahe und beschützte; so kann man doch gewisser Maßen sagen, es kleideten sich die Einwoh-

c) Wafer am angeführten Orte. Er beschreibt die Art zu weben der Wilden in Darien.

ner der warmen Länder, ungeachtet sie nackend gehen, alle Tage in eine neue Tracht d), indem sie den ganzen Körper von oben an bis unten ordentlich **bemahlen**. Fast alle Wilden halten es ihrer Gesundheit wegen für höchstnothwendig, und für das beste Mittel, den Leib biegsam und zu allen Verrichtungen bequem zu erhalten, daß sie ihn nähmlich mit Fett oder Oehl überschmieren; so wie **Homer** die griechischen Helden vorstellet, wenn sie aus dem Gefechte zurück kommen e). Sie haben, wenn sie sich mahlen, eben dieselbe Absicht, ob sie schon darin auch eine Art der Pracht suchen. Man findet bey verschiedenen Völkern in der alten Welt eben diesen Gebrauch f). In den spätern Zeiten, da das Andenken der uralten Gewohnheiten in den andächtigen Handlungen und an hohen Festen beybehalten ward, mahlete man ohne Zweifel aus dieser Ursache die Bildnisse

d) Daß die Wilden diese Mahlerey ihres Körpers für eine wirkliche Tracht ansehen, dieses kann man beym *Pere Gumilla* am angeführten Orte. Tom. 1. Ch. 6. sehen. Er spricht: Sie giengen nicht gerne eher aus, als bis sie sich gemahlet hätten; und wenn man sie fragt: warum sie nicht kämen? so antworten sie, weil sie noch nackend wären.

e) Homers Ilias im Schlusse des 10ten Buches.

f) *Plin.* Hist. natur. L. 22. C. 1. Virgil. Ecl. 10. v. 23. *Strabo* L. 15. auch L. 16. von den Indianischen Aerzten, L. 17. von den Assyriern, wie auch von den Aegyptiern. *Lambert* Hist. generale Tom. 12. von den Einwohnern von Nigritien und Guinea.

nisse der Götter an. Die hochfeyerlichen Salbungen selbst scheinen ihren Ursprung davon erhalten zu haben. Die Hochachtung, die die Nachkommen zu allen Zeiten für die Vorfahren gehabt haben, verursachte, daß man es in allen ernstlichen Verrichtungen für eine Gewissenssache hielt, von ihren Gebräuchen abzuweichen.

§. 48.

Diejenigen Wilden, die nicht einmahl wissen, was das heißet, sich anzukleiden, lieben doch alle insgesammt die Gewohnheit, ihre Körper zu schmücken, und sie durch eine gewisse äußerliche Pracht ansehnlich zu machen, ob sie schon alle wohlgewachsene Leute sind, und man niemahls einen Gebrechlichen unter ihnen findet. Sie haben einen Abscheu vor allen Haaren an ihrem Körper, und fast alle Wilden reißen sich dießfalls den Bart mit der Wurzel aus. Es wunderten sich daher die Amerikaner nicht wenig, als sie das erstemahl die langbärtigen Spanier an ihren Küsten landen sahen, weil sie selbst, nicht das geringste von dieser männlichen Zierde an sich hatten. Sollte man aber wohl glauben können, daß die Spanier hingegen diesen Mangel der Bärte an den Wilden für etwas so barbarisches ansahen, daß so gar die Dominikanermönche in ihrem Be-

richte an den König von Spanien unter so grossen Beweisen der gottlosen und viehischen Sitten dieses Volks, dieses als einen der größten anführten, daß sie den Bart mit der Wurzel ausrissen g)? Hat man wohl einen grössern Beweis nöthig, wie sehr sich der Mensch von den Moden und der Gewohnheit tyrannisiren läßt? Die Geschichte der Wilden scheinet sonst zu zeigen, in was für Ordnung die äusserlichen Zierrathen in die Menschheit gekommen sind. Die alleraltesten Zierrathen scheinen keine andere gewesen zu seyn, als äusserliche Kennzeichen des persönlichen Verdienstes. Ein guter Jäger h) schmückte seine Arme und Beine mit den Zähnen der gefangenen Thiere, ein guter Fischer mit den Gräten der Fische, ein Kriegsheld i) mit den Gliedern der überwundenen Feinde zum Beweise seiner Tapferkeit. Die Zierrathen der Wilden und der Völker der ersten Zeiten haben diese Aehnlichkeit, daß bey den gegenwärtigen Wilden, eben so wie bey den Sauromaten k), die Weiber Haarzöpfe tragen, die man den erschlagenen Feinden abgezogen hat, um sich damit in den allerfeyerlichsten Versammlungen zu schmücken.

Die-

g) *Benson.* nov. orb. Hist. L. 2. C. 17.
h) Wafers Reise in Darien, 7. Kap.
i) *Coreal,* Tom. 1. Part. 2. Chap. 10.
k) *Pausan.* Attica, C. 21.

Dieser Schmuck ist barbarisch, gleichwohl aber ein Schmuck, und zeiget daher nichts desto weniger den Ursprung des Schmuckes an. Die älteste Welt war damit nicht vergnügt, sie suchte einen immerwährenden Zierrath, und ließ sich daher am ganzen Körper gemahlte Figuren in die Haut schneiden. Obschon dieser Schmuck überaus schmerzlich ist, und den Menschen gar oft höchst gefährliche und zuweilen tödtliche Krankheiten verursachen könnte: so machen doch viele wilde Völker grosses Wesen daraus, weil sie darin ein immerdauerndes Kennzeichen ihrer Tapferkeit und ihres Muthes finden, weßfalls es auch nicht allen und jeden erlaubt ist, sich einerley Figuren in die Haut schneiden zu lassen: nachdem sie sich mannhaft erzeiget haben, nachdem können sie sich auch weniger oder mehr auszieren lassen l). Man hat grosse Ursache zu glauben, daß diese Gewohnheit in der ältesten Welt bey vielen Völkern ebenfalls gebräuchlich gewesen m), und nichts scheinet dieses besser zu beweisen, als die alten Abbildungen der Götter, die man noch in unsern Zeiten

auf

l) *Coreal*, Tom. I. Part. 2. Chap. 2.

m) 3. B. Mos. Kap. 19. v. 28. *Pomp.* Mela L. 2. C. II. von den Agathyrsen. *Plin.* L. 5. *Lucianus* de Dea Syria von den Assyriern. *Pellout.* Hist. des Celtes, L. 2. Chap. 6.

auf diese Art ausgezieret findet n). Gewisse bey den Wilden gebräuchliche Zierrathen, als durchgebohrte Nasen, Ohren, Lippen, Waden, scheinen ihren Ursprung von der Meynung dieser Völker genommen zu haben, nähmlich, daß völlig aufgewachsene Personen von beyden Geschlechtern durch dergleichen und noch andere weit größere und oft unerträgliche Schmerzen beweisen müssen; daß sie keine Kinder mehr sind, sondern in einem Alter, alles Böse, das ihnen begegnen kann, ohne einige Empfindung blicken zu lassen, auszustehen. Wäre der Gedanke, daß der Mensch außer seiner natürlichen Gestalt noch andere äußerliche Dinge zur Verschönerung seines Ansehens nöthig hätte, voran gegangen: so könnte man leicht begreifen, wie er hernach Gelegenheit gefunden hat, immer weiter und weiter darin zu gehen. Das Auge findet natürlicher Weise Gefallen an glänzenden Dingen und schönen Farben. So lange die herumschweifende Lebensart fortdauerte, hatte man kein Behältniß, etwas zu verwahren; denn Muschelschallen, Perlen, Federn, artige Steine und wozu man von dergleichen Dingen sonst Lust hatte, alles dieses mußte man mit sich herum tragen. In diesem wilden Zustande fieng sich also schon die Eitelkeit an, die hernach dermaßen

n) Allgemeine Geschichte von Amerika, 6. Hauptstück §. 10.

ßen ein Abgott der Menschheit geworden ist, daß man sich oft nichts anders von sich selbst zu erinnern weiß, als allein der Gestalt.

§. 49.

Nachdem man angefangen hatte, seine Person auszuzieren, und dazu die Farben insonderheit angenehm fand, so konnte die Kunst zu färben nicht lange unbekannt bleiben. Der Menschheit kostet oft eine Sache nicht mehr, als den ersten Gedanken. Die Wissenschaft, die die Wilden noch sehr artig verstehen, da sie nähmlich eine Art buntes Zeug aus den Federn der Vögel machen, kann der natürlichen Ordnung nach für älter, als die Färberey, gehalten werden, deren erstes Probetuch, nach dem, was ich schon oben gesagt habe, der menschliche Körper selbst gewesen ist. Die Säfte aus den Pflanzen, die natürlicher Weise färben, wenn sie bloß ausgedruckt werden, als der Amerikanische Rocou und andere, haben vermuthlich, nebst den Erdarten, die natürliche Farben sind, die erste Gelegenheit zum Ursprunge der Färberkunst gegeben. In der That gehet die Wissenschaft der Wilden in der Färberey nicht weiter, ob sie schon sehr wohl verstehen, ihre Ledernen Kleider damit artig auszuzieren, denen sie überdieß ein schönes Ansehen zu geben wissen.

§. 50.

Inzwischen siehet man aus der Geschichte der Wilden, wie sehr das, was wir schön nennen, nicht allein an äußerlichen, im menschlichen Leben vorkommenden Dingen, sondern auch in der eigenen Gestalt des Menschen selbst auf die Gewohnheit und Einbildung ankommt. Einige wilde Völker halten es für eine Schönheit, den Kindern das Angesicht platt zu drücken o); andere hingegen finden, wie ehemahls die alten Caucacischen und andere Völker p), die Angesichter angenehmer, die man in der ersten Kindheit zwischen zwey Brettern länglicht gezwungen hat; andere, wenn sie auf eben diese Art kürzer, als sie von Natur sind, geworden sind. Die Wilden haben sonst ohne Zweifel eine wichtige Ursache q) zu diesen sonderbaren Veränderungen der Gesichter gehabt, die wir jetzt nicht mehr ausfindig machen, oder einsehen können. Vielleicht hat man in den ältesten Zeiten geglaubt, durch dieses sonderbare Drücken der Hirnschale und des Angesichts selbige fester zu machen, um damit vorzubeugen, daß sie nicht so leicht beschädiget werden könnten. Man weiß,

o) *Charlevoix* Hist. de la nouv. France, Tom. 3. Lettr. 22. *Rochefort* im angeführten Werke, Chap. 23.

p) *Strabo* L. 11. *Solin*. C. 32.

q) *Rochefort* im angeführten Werke.

weiß, daß die Hirnschale der Caraiben so hart war, daß auch die Degenklinge eines Spaniers darauf in Stücken sprang, ohne sie zu beschädigen, als er einem dieser armen Geschöpfe den Kopf spalten wollte.

§. 51.

Weiter erstrecken sich die Zierrathen und Urtheile von der Schönheit bey den Wilden nicht. Eben dieselbe Einfalt regieret auch in ihren übrigen Einrichtungen und in ihrem ganzen Hausgeräthe. Ich habe schon bemerkt, daß eine Bank, die mit Matten belegt ist, ihr Bette ist; an statt der Stühle und des Tisches setzen sich die meisten, wenn sie essen wollen, platt auf die Erde nieder, die ihr Tisch und Stuhl zugleich ist. Die Finger sind ihre Messer und Gabeln, ihre Kleider die Wischlappen und Servietten. Die sich am besten eingerichtet haben, bedienen sich zusammen geflochtener Blätter statt der Teller, und der Baumrinden oder leergemachten Kürbisschalen, oder auch der Schalen von andern Früchten an statt der Schüsseln. Diejenigen, welche die Kunst verstehen, den Leimen zu trocknen, und Töpfe daraus zu brennen, stehen am besten; die beständig herumschweifenden Völker haben hingegen oft nichts als ein hölzernes Gefäß, und müssen daher durch glühende

Stei-

Steine, die sie aus dem Feuer nehmen und ins Wasser werfen, dieses letzte kochend machen r), um hernach ihre Mahlzeit darin zuzurichten. Andere Völker wissen auf keine andere Art das Fleisch zu braten, als daß sie eben solche glühende Steine inwendig in die geschlachteten Thiere legen s). Einige andere haben sich an statt der Töpfe oder Kessel der Fischhäute und Felle von Thieren bedient t). Es scheinet, daß ohne Zweifel die erste Veranlassung ordentlicher Gefässe von Thon oder Leimen zu machen folgender Umstand gewesen: man belegte die hölzernen Kessel, deren man sich sonst bediente, mit Leimen, ein Gebrauch, deren sich noch jetzt einige Völker bedienen u), um dadurch leichter und weniger mühsam, als durch glühende Steine, die Speisen zu kochen. Man erfand, nachdem man auf diese Art einigemahle im Leimen gekocht hatte, dadurch ein neues Gefäß, das dem Feuer trotzte, und folglich weit nützlicher zu gebrauchen war, als das, was man zuvor damit vom Feuer retten wollte. Da nicht aller Leimen zu solchen Gefässen tauglich ist, so können die Veranlassungen,

r) Allgemeine Geschichte von Amerika, 7. Hauptstück.

s) Gottfrieds Westindische Historie. Wilhelm Schouten und Horns Reise.

t) Vojages du Nord, Tom. 1. Vojages de Frobisher.

u) Origine des loix, des arts etc. 1. Part. L. 2. des arts et metiers.

gen, die eine Art vor der andern zu wählen, verschieden gewesen seyn. Die Hottentotten nehmen ihren Leimen zu Töpfen aus den Ameisenhaufen v), weil er darin schon ohne weitere Zubereitung einer Art des Gefässes ähnlich geworden ist, durch welches der Regen nicht dringen kann. Sonst sieht man aus dem vorhergehenden, daß man die Wilden nicht eben auf der vortheilhaftesten Seite zeiget, wenn man sie in der Küche und bey Tische vorstellet. Gleichwohl darf man sich nicht so wohl darüber verwundern, daß die menschlichen Umstände so schlecht und kümmerlich haben seyn können, als vielmehr darüber, daß man dennoch alle Nothwendigkeiten im menschlichen Leben mit so wenig Hülfsmitteln hat bestreiten können.

§. 52.

So schlecht der Tisch der Wilden beschaffen ist, eben so schlecht ist auch bey vielen dieser Völker das, was sie trinken. Sie wußten, so wie die Perser noch in den Zeiten des Herodotus, mit nichts anders, als mit reinem Wasser ihren Durst zu löschen, dabey waren sie gesund, und erreichten ein sehr hohes Alter; da hingegen die starken Getränke, die die Europäer den wilden Völkern zuführen, ihnen allen, so sehr sie

sie

v) Kolbe, 2. Th. 15. Br.

sie auch lieben, ein wirkliches Gift sind, und oft in kurzer Zeit eine grosse Menge derselben ins Grab geschickt haben. Ganze Völker sind auch wirklich davon ausgestorben; daher man daraus, was unter diesen Wilden geschehen ist, schließen kann, daß die menschliche Natur zum Wasser oder zu andern dünnen Getränken geschaffen ist. Da die Wilden überhaupt weit länger leben, und ihre Gesundheit besser und dauerhafter ist, als der Europäer; so müssen wir wohl, vielleicht grossen Theils die Ursache der Kürze unsers Lebens in unsern künstlichen Zubereitungen der Speisen und Getränke suchen; hierzu kommen aber auch noch viele unnatürliche Sorgen, die wir entbehren könnten, viele Gemüthskrankheiten, von denen die Wilden nichts wissen, welche uns vielleicht das Leben eben so sehr verkürzen, als die übrigen Abweichungen, durch die wir auf vielerley Art weit mehr als die Wilden von dem Natürlichen abgehen. Das Wasser ist solcher Gestalt das natürliche Getränk des Menschen, und man weiß aus der Geschichte, daß ein langer Zeitraum verfloß, bis der Wein erfunden ward, und bis man sich dessen überflüßig in der Welt bedienen konnte; denn in den ältesten Zeiten trank man ihn überaus sparsam und mäßig. Wenn man von einigen Völkern, als von den

Scythen vorgibt, sie tränken Blut: so kann man doch keines Weges aus den Sitten und Gebräuchen der wilden Völker glauben, es wäre dieses eckelhafte Getränke jemahls in der Menschheit allgemein gewesen, daher man vielmehr für gewiß annehmen muß, daß wir einen natürlichen Abscheu dagegen haben. Der Mensch ist in sich selbst nichts weniger, als ein Raubthier, und seine Zunge ist nicht wie die Zunge der Raubvögel gebildet, um Blut zu trinken. Allein, obschon die Wilden grossen Theils die starken Getränke nicht kennen: so scheinet es doch, daß sie alle grosse Liebhaber des unnatürlichen Zustandes sind, in den man durch die Trunkenheit gesetzt wird; man muß daher glauben, daß die Menschen an dieser Raserey von Natur Gefallen haben. Alle wilden Völker machen unglaublich viel aus dem Zustande, in welchem man ausser sich selbst und gewisser Maßen aberwitzig ist. Sie sehen ihn für etwas übernatürliches und fast für etwas göttliches an. Die hohen Gedanken, die sie sich von diesem dem Menschen unanständigen Zustande machen, sind Ursache daran, daß sie sich zum Trinken, wie zu einem Feste bereiten, und ein Trinkgelag fast für etwas heiliges ansehen, ob sie schon, wie friedlich sie sonst in ihrem Umgange unter sich selbst sind, sich in der Trunkenheit auf

alle nur erdenkliche Arten gegen einander verge- hen, auch so gar so weit, daß sie sich einander auf der Stelle umbringen. Dieses kläret das auf, was die Geschichte von den rasenden Bacchanten erzählet. Unter den nordamerikanischen Wilden sind nur sehr wenige, die etwas anders als Was- ser und Suppe trinken, worin ihr Fleisch gekocht wird; hingegen haben die meisten südlichen ame- rikanischen Wilden starke Getränke, die sie von Mais, Patates und andern Dingen bereiten. Ei- nige unter ihnen haben ganz unschuldige Geträn- ke, als vom Paraguaikraut, welches wirklich nichts anders ist, als ein amerikanischer Thee, der mit dem Chinesischen völlig verglichen werden kann. Es ist der Südamerikaner ihr Glück, daß ihr Getränke nicht so stark ist, wie der Europäer; sie gebrau- chen es insonderheit in ihren vornehmsten Festen, und geben den Nordamerikanern in dessen unmä- ßigem Gebrauche nichts nach. Allein, was noch überdieß beweiset, daß der Mensch von Natur den aufs höchste getriebenen sinnlichen Zustand am meisten liebet, und daß ihm wirklich eine strenge Erziehung nöthig gewesen, um ihn beständig ver- nünftig zu erhalten, solches siehet man auch dar- aus, daß einige wilde Völker ein Mittel erfunden haben, sich durch den Toback trunken zu machen x), in-

x) Wafers Reise in Darien, 3. Kap. *Benson.* nov. orb. Hist. L. 1. C. 26.

indem sie den Rauch so lange durch die Nase ziehen, bis sie schwindlicht werden, und auf der Stelle, wo sie sitzen, für todt niederfallen.

§. 53.

Inzwischen ist es etwas besonders, daß die amerikanischen Wälder gleichsam mit Weinstöcken besteckt sind, und doch niemand unter diesen Völkern darauf gefallen ist, den Saft aus den Trauben zu pressen, sondern vielmehr die Früchte des Weinstocks überall für unangenehm und unbrauchbar ansehen. Man lernet daraus, was man ohnedieß von allen unser'n schönen Früchten weiß, nähmlich, daß die Kunst den größten Antheil daran hat, indem die meisten natürlichen, insonderheit in den nordlichen Ländern, schlecht und unangenehm sind. Unsere Vorfahren sind erst nach unzähligen wiederholten und besondern Versuchen darauf gefallen, der Natur durch die Kunst zu helfen. Das große Wesen, das die Alten aus der Erfindung des Bacchus machten, ward daher nicht ohne Ursache für so wichtig gehalten; ob es schon zu vermuthen ist, der erste Wein werde noch lange nicht so wohl schmeckend gewesen seyn, als unsere jetzigen guten Weine sind. Ohne Zweifel ward der Wein in der ältesten Welt so hoch geschätzet, weil er den Kopf angriff, und

betrun-

betrunken machte. Die besondere Hochachtung, worin damahls die Wahnsinnigkeit, welche die starken Getränke verursachten, stund, scheinet dem Weine das größte Ansehen gegeben zu haben. Wie wenig man berechtiget ist, wegen des Angenehmen im Geschmacke zu streiten, dieses beweiset der Alten Silphium oder Teufelsdreck, welches, ungeachtet es uns unerträglich eckelhaft zu seyn scheinet, bey ihnen nichts desto weniger, so wie noch jetzt bey einigen indianischen Völkern, das beste und angenehmste Gewürz zur Speise war. Was den Sinnen unangenehm ist, das wird insgemein unentbehrlich, wenn man den ersten Eckel überwunden, und der Gebrauch es zur Gewohnheit gemacht hat. Es ist sonst die Art und Weise, wie die Weiber der Wilden y) ihr Getränke bereiten, nichtsweniger als angenehm. Sie käuen die Wurzeln zwischen den Zähnen, speyen sie hernach in ein Gefäß, und gießen Wasser darauf; so bald es ausgegohren hat, soll, wie man versichert, der abgeklärte Saft nicht unangenehm seyn. Dennoch ist nichts gewisser, als daß man am besten thut, diese Zubereitung nicht mit anzusehen, wenn man mit den Wilden essen und trinken will; obschon, wenn man weiß, wie einige der angenehmsten Dinge, die wir selbst gebrauchen, als z.

B.

y) *Benson.* nov. Orb. Hist. L. 1. C. 27.

B. der Zucker, verfertiget werden, man gar leicht überredet werden könnte, zu glauben, daß nicht alles, was oft eckelhaft zu seyn scheinet, dießfalls es auch jederzeit ist.

§. 54.

Man kann sich überhaupt zufolge der Geschichte der Wilden nicht genug verwundern, was für geringe Anleitung der Mensch nöthig hat, das Nothwendige zu erfinden, und auf wie vielerley Arten er sich aus der Noth zu helfen weiß. So bald die natürlichen Fertigkeiten des Leibes anfiengen abzunehmen und sich zu verlieren, und es dennoch in unzähligen Vorfällen nothwendig ward, über das Wasser zu setzen, so fiel man darauf, sich dessen zu bedienen, was die Erfahrung alle Tage lehrte, nähmlich, daß die leichtern Materien nicht allein selbst auf dem Wasser schwimmen, sondern auch zugleich andere Dinge tragen, ohne mit dieser Last zu sinken. Mehr hatte man nicht nöthig, schwimmende Brücken zu machen, und hernach eine Art von Böten zu bauen. Diese letzten sind bey den Wilden nicht weniger sonderbar, als alle ihre übrigen Einrichtungen. Einige dieser Völker bedienen sich einer Art von Böten, die aus Stücken von Baumrinden zusammen genähet sind. Man sollte glauben, es könnte nichts

gefährlichers oder gewagters seyn, als sein Leben einem so elenden Fahrzeuge, einem wirklichen papiernen Dinge, anzuvertrauen; dennoch gestehen alle Reisende, daß diese kleinen Böte zum Segeln auf den Flüssen überaus geschickt sind, weil sie so leicht wie eine Feder auf dem Wasser schwimmen, und fast mit dem Strome in gleicher Geschwindigkeit fortlaufen z). Die Wilden wagen sich damit über die Wasserfälle, wo unsere leichtesten Böte unfehlbar umschlagen, oder scheitern, die Segelnden aber das Leben verlieren würden. Treffen die Wilden mit diesen Fahrzeugen Stellen an, wo sie nicht segeln können, so tragen sie es über Land so weit, bis sie wieder segeln können. Da sie nichts anders, als ihre eigene Person und einiges geringes Reisegeräthe, mit sich führen, so können sie auf diese Art am besten und ohne Aufenthalt fortkommen. Andere Wilden brennen die dickesten Stämme der Bäume hohl aus, und machen daraus Böte; diese sind aber schwerer und mühsamer zu regieren, als die vorigen. Die nordlichsten Völker nähen ihre Böte von Fellen zusammen, und damit trotzen sie der See und den gewaltsamsten Wellen. Da der Gebrauch der Riemen oder Ruderstangen insonderheit diesen letzten Völkern vollkommen wohl bekannt ist, so scheinet

(un-

z) Allgemeine Geschichte von Amerika, 8. Hauptstück.

(ungeachtet die älteste Schiffart vermuthlich bloß darin bestand, daß man nur schlechthin dem Strome folgte) der erste Gedanken, ein Boot bald seitwärts bald rückwärts zu treiben, folglich auch die Riemen und Ruder zu gebrauchen, ohne viele Mühe dem ersten auf dem Wasser fahrenden eingefallen zu seyn, zumahl da man in den ältesten Zeiten in der ganzen Welt keine andere als bloß diese schlechten und ungekünstelten Fahrzeuge gebraucht haben kann a). In dem große Zuge der Argonauten b) war das Schiff von keiner andern Beschaffenheit, als daß man es im Nothfalle auch tragen konnte. Das Anker war ein Stein, und das Ankerseil aus Wurzeln geflochten. Dennoch war dieser letzte Umstand, nähmlich mit einem Schiffe vor Anker zu liegen, bereits mehr, als was die Wilden wissen. So einfach dieses Kunststück auch zu seyn scheinet, so hat die älteste Welt doch Zeit genug dazu nöthig gehabt, so weit damit zu kommen, und eine noch weit längere, ehe man anstatt der Riemen oder Ruderstangen die Segel gebrauchen lernte. Inzwischen lag in diesem ersten Versuche der Grund zu den lange hernach erfundenen großen Schiffen oder schwimmen-

a) *Plin.* L. 24. C. 9. und L. 7. C. 2. *Lucanus*, L. 4. und allgemeine Geschichte von Amerika, 8. Hauptstück.

b) *Apollonius Rhodius* L. 1.

den Festungen, in deren unendlichen Tackelage sich das Auge verirret, und woran die Kunst das größ- te mögliche Meisterstück hervor gebracht zu haben scheinet.

§. 55.

So wohl die Handlung als einige Wissen- schaften waren Folgen der Schiffahrt. Da diese aber bey den Wilden vor der Erscheinung der Europäer bey ihnen von keiner Erheblichkeit war, so will ich mich bey dieser grossen Veränderung, die bald besser, bald schlimmer war, so wie sie theils der Umgang mit Fremden, theils die Früch- te aus fremden Himmelsgegenden in der Mensch- heit verursachten, nicht lange aufhalten, und nur allein dieses sagen, daß die Wilden, ob sie schon so wie die älteste Welt, mit Waaren gegen Waaren handelten, sich doch dabey des Werthes einer Sache an statt einer Art von Münze bey ihrer Handlung bedieneten. Diese Sache bestund weder in Gold noch Silber; Metalle, woraus alle diese Völker sich niemahls etwas gemacht haben, ohne in so weit sie sich deren zu einer Art eines schlechten Schmuckes bedienet haben; sondern sie bestund in einer Art Porcellankugeln, die sie aus Muschelscha- len verfertigten, und ich hernach am Ende die- ses Buches näher beschreiben werde. Dieses ihr

Por-

Porcellan diente ihnen zur Zierrath; es diente ihnen in der Handlung, insonderheit aber in allen sich äußernden wichtigen Vorfällen, wo ein Volk mit einem andern Volke etwas auszumachen hatte, da sie denn jederzeit dadurch einander im Voraus ihre Freundschaft zu erkennen gaben. Die Wilden glauben, man meyne es in einer Sache nicht ernstlich, wenn man sich ihrentwegen nicht angreifen, oder sich selbst dabey nicht beschwerlich fallen will. Auch in dem Zufalle, wenn ein Volk dem andern seine Hülfe anbiethet, wird sie nicht angenommen, oder für aufrichtig gehalten, wenn jenes seine Aufrichtigkeit nicht zugleich durch ein den Gedanken dieses Volks nach ernstliches, Geschenke beweiset.

§. 56.

Es scheinet unter den Menschen zu allen Zeiten nothwendig gewesen zu seyn, seine Gedanken andern, die abwesend sind, zu erkennen zu geben. Die Kunst zu schreiben, eine der größten, die der Verstand ausgedacht hat, war daher höchstnöthig, so bald die ersten Gesellschaften anfiengen, einiger Maßen ansehnlich zu werden. Dennoch ist sie, solcher Gestalt, wie sie jetzt in der Welt gebräuchlich ist, eine allzu schwere Arbeit der reinen Vernunft, als daß sie sich auf die sinnliche Art zu denken in den al-

lerältesten Zeiten schicken sollte. Man ist in der Art zu schreiben mehr, als in allen andern Dingen, außerordentlich stufenweise fortgegangen, und aus der Uebereinstimmung der Geschichte der Wilden mit den ältesten Zeiten erfahren wir, auf was für Art solches geschehen sey. Die natürlichste Art, einem andern Nachricht oder ein Merkmahl von dem, was man ihm zu sagen hatte, wobey er sich der Sache wieder erinnern konnte, zu geben, war diese, ihm die Bilder der Dinge, so gut, als man konnte, abzumahlen. Man darf daran nicht zweifeln, daß sich nicht durch Betrachtung des Schattens der erste Gedanke von der Abbildung der Dinge gebildet haben sollte. Die älteste Schrift, die wir Hieroglyphen nennen, die man noch an den ägyptischen Pyramiden findet, war nichts anders, als eine Art einer unvollkommenen Mahlerey, die man noch, so wie sie in ihrem ersten Anfange gewesen ist, bey den Wilden auf die allereinfältigste Art antrifft. Diese Art zu schreiben enthält nichts besonders, und man findet eine Probe davon in der Erklärung der ersten Kupfertafel. Dasjenige aber, was in der Geschichte der Wilden weit besser zeiget, wie man sich der so wenig sinnlichen Art, die Dinge zu bezeichnen, der wir uns jetzt im Schreiben bedienen, mehr und mehr genähert hat, bestehet in

den

den jetzt bemerkten Porcellankugeln, deren sich die Wilden an statt der Schrift bedienen; nachdem sie nach ihren verschiedenen Farben entweder so oder anders zusammengefüget werden, darnach bezeichnen sie bald dieses, bald jenes: daher die Wilden durch dieses Hülfsmittel vollkommen wissen, was durch einen jeden Friedensschluß oder in einer andern Zusammenkunft abgeredet, festgesetzt und zugestanden worden ist. Man kann folglich dieses Porcellan gewisser Maßen ihr Archiv und ihre Briefkammer nennen. Die **Peruaner** und die Einwohner in **Chili** hatten an statt des Porcellans eine Menge auf ein Band geknüpfter Knötchen, die sie erst und vornehmlich zum Rechnen gebrauchten, überdieß aber auch sich der Thaten ihrer Vorfahren und ihrer eigenen Zeiten daran zu erinnern. Man muß also glauben, es habe die jetzt gebräuchliche Art zu schreiben den Zahlen ihren Ursprung zu danken. Diese letzten scheinen in den ordentlichen bürgerlichen Gesellschaften nothwendig gewesen zu seyn. Die fremden Dinge, die man erwählte, sie anzuzeigen; Dinge, die in sich ganz und gar keine Aehnlichkeit mit dem Bezeichneten hatten, scheinen zu allererst den Gedanken erweckt zu haben, daß alles andere ebenfalls durch Zeichen abgebildet werden könnte, die den Dingen selbst nicht ähnlich wären. Davon

war

war nur noch ein Schritt zum Schreiben selbst zu thun; so wie die jetzt gebräuchliche gelehrte Schrift der Chineser. Allein von dieser wieder zu einer wie die unsrige (eine unstreitig weniger arbeitsame, aber in Ansehung der Erfindung derselben, künstlichere Art zu schreiben) hatte man noch einen weiten Weg zu vollenden; und zwar nichts als eine beständige Arbeit in dergleichen Charaktern, wie die jetzt erwähnten chinesischen sind, scheinet die Menschen diese kurze Art zu schreiben, die wir in unsern Zeiten gebrauchen, gelehrt zu haben. Allein, da man diese und die meisten andern großen vernünftigen Verbesserungen in der Menschheit als Früchte einer vereinigten und unermüdeten Arbeit der heiligen Gesellschaften alter Zeiten ansehen muß: so will ich mich dabey, als bey einer Sache, die nicht eigentlich zur Kenntniß der Geschichte der Wilden gehöret, nicht länger aufhalten. Ich will bloß noch dieses sagen c), daß die Wilden die Kunst, durch Knötchen zu rechnen, und sich anderer Dinge dadurch zu erinnern, so hoch halten, daß kein Vater seinem Sohne dieses Geheimniß offenbaret, außer wenn er auf dem Todtenbette liegt, und ihm keine Hoffnung, länger zu leben, mehr übrig ist.

§. 57.

c) Freziers Reise nach der Südsee.

§. 57.

Die besondere Hochachtung, die alle wilde Völker für die Buchstaben tragen, die unbeschreibliche Verwunderung d), in welche sie gerathen, wenn sie sehen, wie die Anwesenden durch Hülfe derselben sich mit den Abwesenden unterreden können, scheinen zu zeigen, aus welcher Ursache die älteste Welt der Meynung war, man könnte bloß durch gewisse Charaktere übernatürliche Dinge ausrichten. Die Wilden glaubten wirklich anfangs, und viele glauben es noch jetzt, die Buchstaben wären kleine Geister, die mit den Personen reden, die sie lesen. Man findet daher, daß sie Steine über die Briefe gelegt haben, so oft sie sich unterweges etwas vornahmen, welches die Person, der sie die Briefe bringen sollten, nicht wissen sollte, aus Furcht, die Buchstaben möchten es sehen, was sie thäten, und sie verrathen. Vielleicht haben die Gelehrten der ersten Zeiten selbst den gemeinen Mann in dieser Meynung bestärkt; die gelehrte Welt hat nicht weniger als die ungelehrte in allen Zeiten ihre Marktschreyer gehabt. Unsere nordische Ungelehrten haben so wohl als andere dieser Meynung ihren Beyfall gegeben, weil sie glaubten, durch ihre Runen über ihre Feinde

zu

d) *Benson.* nov. Orb Hist. L. 2. C. 17.

zu siegen, tapfer zu werden, Todte aufzuwecken, Kranke zu heilen, und, was noch das größte ist, Herren über sich selbst zu werden e).

§. 58.

Zu den Hieroglyphen hatte man in den ältesten Zeiten kein anders Papier, als was die Wilden noch jetzt gebrauchen, indem sie entweder in die Bäume selbst, oder auf hölzerne Tafeln, oder in

e) *Stephan.* notæ in Sax. p. 43. und der Anfang der Runa-Capitel, wie er von *Barthol.* de Cauſ. Cont. mortis, L. 3. C. 3. angeführt wird, wo Othin selbst folgender Maßen redet: „Ich weiß, ich hieng an einem Baume vor „allen Winden (nämlich an der Luft) neun ganzer Näch„te, verwundet von einem Spieße, dem Othin übergeben; „ich selbst, mir selbst. Ich hieng in einem Baume, von „dem niemand weiß, aus welcher Wurzel er wächst. Sie „erhielten mich nicht mit Brod, nicht mit Getränke; ich „fiel nieder mit Schmerzen, da fand ich die Runen.“

Dinge, die dem größten Gott, den man anbethete, so viel kosteten, mußten allerdings merkliche Kräfte haben. Othin war von seiner Kunst nicht wenig aufgeblasen, und suchte sie unendlich wichtig zu machen. Vermuthlich haben in den alten Zeiten die Erfinder der Buchstaben sich nicht weniger Ansehen gegeben, wie Othin. Man sollte denken, es wäre eine Erbkrankheit mit den Buchstaben verbunden, nähmlich, durch einen dadurch verdienten oft nur geringen Ruhm aufgeblasen zu werden; weil nichts gewöhnlicher ist, als einen Gelehrten zu sehen, der sich, weil sich seine Schriften einigen Beyfall erworben haben, dießfalls weit mehr brüstet, als ein Camillus, da er das Vaterland gerettet hatte, oder ein Scipio, da er Karthago zerstöret hatte.

in ihren eigenen Leib ihre Figuren einschneiden; denn das ist nicht zuverläßig, was einige haben versichern wollen, es schrieben einige dieser Wilden auf Baumblätter f). Nachdem die harten Metalle erfunden waren, gebrauchten diejenigen, die sich deren zu bedienen wußten, ebenfalls Steine, und eine der Absichten mit den Pyramiden der Aegyptier selbst scheinet diese gewesen zu seyn, durch die daran eingegrabenen Figuren die unveränderlichen und ewigen Einrichtungen öffentlich zu erkennen zu geben, die man glaubte, zum Vortheil aller Völker gemacht zu haben, die unter diese Krone gehörten. Man wußte noch nicht, daß Saturn seine Kinder verzehrte, und die Zeit alles Menschliche vernichtete. Daher waren theils die Unwissenheit in der Schreibekunst, theils der Mangel an den zum Schreiben bequemen Materialien die großen Ursachen, welche die Aufnahme der Wissenschaften in der ältesten Welt so schwer und ihre Geschichte so fabelhaft machten; so wie noch unter den Wilden die Wissenschaften aus keiner andern Ursache in einem so hohen Grade unvollkommen sind, als weil sie, aus Mangel der Schreibekunst, ihre Gedanken nicht zur nöthigen Deutlichkeit bringen können, um recht ausgearbeitet zu werden. Es ist, zu folge dessen, was

f) *Petri Mart.* ocean. decad. 3. L. 10.

was hernach angemerket werden soll, nicht schwer zu beweisen, daß alles, was die heidnischen Philosophen gedacht haben, in den unausgebildeten Meynungen der Wilden, wie in ihrem ersten Keime, verborgen liegt. Inzwischen ist es sehr angenehm, wenn man sieht, wie gleichgesinnt die Menschheit überall gewesen ist, sich zu entwickeln. So wie die Gallier ihre Barden hatten, und die ganze alte Welt ihre Poeten, die in Gedichten oder in ungebundenen Erzählungen das Andenken der merkwürdigen Thaten der Vorfahren aufbehielten: so haben die Wilden auch eigentliche dazu bestimmte Personen, deren vornehmstes Amt ist, durch kurze Erzählungen das Volk davon zu unterrichten, was in den vergangenen Zeiten geschehen ist g). Und bey einigen unter diesen Völkern hatte man wirklich nach Art der Perser, Aegyptier und Chaldäer noch eine Art von geistlichen heiligen Gesellschaften, bey welchen alles, was man zu wissen für nöthig hielt, gleichsam in sichere Verwahrung zum Besten des ganzen Volkes niedergesetzt war h). Ich kann nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß man in vielen Gegenden in Amerika bey der Ankunft der Europäer eine gewisse Art von Leuten, die sie Her-

g) Freziers Reise in die Südsee.

h) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Chap. 7.

Hermaphroditen nennten, anzutreffen meynte. Der unvortheilhafte Begriff, den sich die Europäer von diesen Leuten machten, der bis auf die Beschuldigung unnatürlicher Rinden gieng, war für sie so unglücklich, daß man sie in manchen Gegenden ohne alle Gnade durch die Spanischen Hunde zerreißen ließ. Jetzt weiß man wirklich nicht, was sie für Leute, oder wozu sie bestimmet waren. Man wird sich vielleicht wenig irren, wenn man sie für eine Art eines geistlichen Ordens von Mannspersonen hält, der den Göttern oder den Wissenschaften geheiliget war, und daher eine besondere Lebensart führte, nach Art der meisten Weisen der ältesten Zeiten. Der Argwohn sie für Hermaphroditen zu halten, war unstreitig eine Fabel; ohne Zweifel waren sie, wie die Weiber gekleidet, um zu zeigen, daß sie keinen Antheil am Kriege oder an andern bürgerlichen Streitigkeiten nähmen. Vielleicht hatten sie auch in den spätern Zeiten ihre alte unschuldige Lebensart verlassen; und sich mit unanständigen Verbrechen beschmitzt. Doch dem sey, wie ihm wolle, man findet in den Geschichten der ältesten Zeiten ebenfalls Beyspiele von Personen, die von den Reisenden für Hermaphroditen gehalten wurden i), und die gleichwohl wirkliche

i) *Herodotus* L. 4. von den Scythischen Enaries oder Zwittern.

Mannspersonen waren; sie gaben sich aber für Wahrsager aus, die das Künftige vorher sagen könnten, und glaubten, sie wären mit dieser Eigenschaft von den Göttern besonders begabt. Solcher Gestalt weiß man k), daß sich die Assyrischen Geistlichen nach Frauenzimmerart kleideten, um den Göttern angenehmer zu seyn.

Doch da ich bereits weitläufiger geworden bin, als ich mir vorgesetzt hatte: so darf ich den Leser mit demjenigen, was in den Sitten, in der Lebensart und in den Gebräuchen der wilden Völker von geringer Wichtigkeit ist, nicht länger aufhalten. Ich werde nunmehr von ihrem Gottesdienste, und von ihren vornehmsten Meynungen handeln; welches kein geringes Licht geben wird, die Denkungsart der heidnischen Welt und den allgemeinen Ursprung der falschen Gedanken in der Menschheit einzusehen.

Drit-

k) *Iul. Firmicus* de errore profan. Relig. bey *Voss.* Idolo-lat. Gentil. L. 2. C. 31.

Dritte Abtheilung.

Von dem Gottesdienste der Wilden und von ihren vornehmsten Meynungen, wie auch vom Ursprunge dieser letzten überhaupt in der heidnischen Welt.

Inhalt.

§. 1 = 2. Vorbereitung zu dem folgenden.

§. 3 = 4. Warum die Wilden in der Natur alles für beseelt ansehen.

§. 5 = 8. Warum Sonne und Mond von den Wilden für wirkliche Personen gehalten werden.

§. 9. Die Wilden eignen Werken der Kunst sie bewohnende Seelen zu.

§. 10. Den Bäumen ebenfalls.

§. 11. Ursache der Eintheilung der Geister in gute und böse. Verschiedene Meynungen von ihren Verfassungen unter sich.

§. 12. Hohe Gedanken der Wilden von den Thieren.

§. 13 = 14. Derselben Meynung vom Himmel, und von dem Orte des Aufenthalts der Seelen nach dem Tode.

§. 15. Wie fern sie ein allerhöchstes Wesen glauben.

§. 16. Sie halten die Geister für körperlich.

§. 17 = 19. Warum sie die guten Geister nicht anbethen.

§. 20. Ihre Gedanken von den Seelen.

§. 21 = 26. Art und Weise, wodurch sie so wohl die geringern als die mächtigern Geister zu gewinnen gedenken; verglichen mit der Denkungsart der ältesten Welt. Ferner ihre große Hochachtung gegen die Träume.

§. 27. Der Ursprung der heidnischen Geistlichkeit.

§. 28. Ihre Art, die Götter zu bedienen.

§. 29. Ursprung der Opfer.

§. 30. Ursprung und besondere Beschaffenheit der Tempel bey einigen uralten Völkern.

§. 31 = 32. Anfang und Gebrauch der Musik beym Gottesdienst. Gebrauch fremder Wörter dabey.

§. 33. Beschaffenheit der ältesten Bildsäulen.

§. 34. Wie weit man dafür halten kann, es hätten die Regierungen den Gottesdienst in den Staaten eingeführt.

§. 35. Gedanken der Wilden von der Schöpfung.

§. 36. Ihr Aberglauben, die Hexerey betreffend.

§. 37 = 38. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele.

§. 39. Und zwar so wohl Seelen der Menschen als anderer. Ihre und der ältesten Welt Begräbnißgebräuche.

§. 40. Ursache, warum verschiedene Völker ihre Todten begraben.

§. 41. Einige Wilde glauben die Seelenwanderung.

§. 42. Von den Gespenstern.

§. 43. Ursache warum die Verstorbenen für Götter gehalten worden sind.

§. 44 = 49. Ursprung einiger anderer Meynungen.

§. 50. Schluß.

§. I.

§. 1.

Die Geschichte der Wilden zeiget überhaupt, wie der Mensch von Natur ist, ehe er durch die Kunst verändert ward. So einfältig und schlecht die Lebensart dieser Völker ist, eben so einfältig und schlecht ist auch ihre Art zu denken; und dieses ist unstreitig ein sehr wichtiger Nutzen, daß man aus den sie betreffenden Erzählungen schließen kann, wie ausserhalb der Kirche die Meynungen der ältesten Welt von den unsichtbaren und geistlichen Dingen entstanden sind. Wenn ich darin großen Theils einen andern Plan zum Grunde lege, als zuvor in vielen scharfsinnigen und gelehrten Abhandlungen gelegt worden ist, worin sehr berühmte Scribenten bald auf die eine bald auf die andere Art diese wirklich dunkle Sache in ihr rechtes Licht haben setzen wollen: so ist es deswegen geschehen, weil ich glaube, man habe insgemein etwas höheres in der menschlichen Denkungsart gesucht, als was die Natur des Menschen erlaubet, und nicht genug darauf gesehen, den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären. Ich glaube, daß es möglich ist, zu beweisen, wie er, sich selbst überlassen, nicht sehr anders denken konnte, als die

jetzigen Wilden denken; und ich will versuchen, die Ursachen anzuführen, die, diese Art zu denken, ihnen fast nothwendig gemacht haben. Ob wir schon in unsern Zeiten die philosophischen Meynungen der alten Welt besser kennen, als die allgemeine Denkungsart der alleraltesten Zeiten: so scheinet doch diese letzte, wie man vernünftiger Weise schließen kann, so vollkommen eben dieselbe gewesen zu seyn, wie sie die jetzigen Wilden noch äussern, daß unter beyden fast gar kein Unterschied ist. Folglich muß wohl überhaupt eine und eben dieselbe Ursache unter eben denselben Umständen dazu vorhanden seyn; man müßte sonst unter dem Südpol anders denken, als in den heißen Erdstrichen, und unter diesen wieder anders, als ganz hoch hinauf gen Norden auf den Eisgebirgen. So lange diese Ursache im Menschen selbst und im Verstande solcher Gestalt gefunden werden kann, wie er sich, so zu sagen, in seiner ersten Kindheit äussern, und lange Zeit aus einem Irrthum in den andern fallen mußte, ehe er sich endlich den Weg zur Wahrheit bahnen konnte: so lange scheinet man unberechtiget zu seyn, eine andere Ursache aufzusuchen. Inzwischen ist es unstreitig des Nachdenkens werth, wenn man dafür gehalten hat, es wären die Meynungen in der heidnischen Welt höchst ver-

derbte

derbte Ueberbleibsel der großen Wahrheiten, die den Menschen so gleich nach der Sündfluth bekannt waren, und sie fanden alle darin ihren gemeinschaftlichen Ursprung. Das, was diese sonst reimliche Meinung schwächet, ist die übermäßig große Unähnlichkeit, die man jederzeit in den allerwichtigsten Hauptwahrheiten unter den wahren und den heidnischen Lehrsätzen antrifft. Daß man aus einer Aehnlichkeit in weniger wichtigen Dingen, da doch die Unähnlichkeit in den allerwichtigsten so unglaublich groß ist, sich für berechtiget halten will, diesen Ursprung der heidnischen Meynungen anzunehmen, das heißet gewisser Maßen, wo ich sonst nicht irre, sich selbst widersprechen. Wenn ein **Aegypten**, ein **Phönizien**, welche man insgemein für die Lehrmeister der ganzen heidnischen Welt ansiehet, auf der einen Seite alles vergöttern, und was man auch zu ihrer Vertheidigung sagen will a), in den Gedanken stunden, alle Götter insgesammt wären aus den unvernünftigen Kräften einer ewigen Materie entstanden, ohne selbst zu wissen, wie, oder wodurch b), und es wären die Menschen und alle Thiere ins-

a) *Cudworth* Syst. Intellect. C. 4. §. 18.

b) *Diodor. Sic.* L. 1. *Euseb.* præparat. Evang. L. 1. und 3. §. L. 4.

gesammt aus der Erde ungefähr wie ein Schwamm aufgewachsen, ohne daß das allerhöchste Wesen den geringsten Theil davon gehabt hätte, so sehe ich nicht ein, wie man nach einer so großen Abweichung in der Hauptsache noch glauben kann, es sollte sich das übrige ihrer Lehrsätze aus den hohen und unsterblichen Wahrheiten, die Gott selbst die Menschen gelehret hat, herschreiben. Ueberhaupt verliert die Kirche sehr wenig dabey, wenn sie sich solcher aus der Art geschlagenen Schüler entsaget. Daß sie allein die wichtigen Wahrheiten von dem einzigen Gott, von einer Schöpfung aus nichts, von dem einfachen Wesen der Seele, von dem äusserstеn Verderben des Menschen u. s. w. eingesehen haben, das ist ein ungleich grösserer Beweis ihres hohen und heiligen Ursprunges, als daß man zuweilen eine oder die andere doch oft nur sehr geringe Aehnlichkeit zwischen ihren und den heidnischen Gebräuchen, Meynungen und Erzählungen zu finden gedenket.

§. 2.

Eben so wenig kann man glauben, es sollte ein einziges Volk oder ein paar Völker in der Welt alles, was sie denken und glauben, allen übrigen Völkern mitgetheilet haben; z. B. ein

In-

Indien sollte die Seelenwanderung von den Aegyptiern c), die Amerikaner ihre Sitten und Gebräuche von den Lyciern d) u. s. w. gelernet haben. Es scheinet vielmehr, es habe die ganze Welt eben dieselben Sitten, Gebräuche und Meynungen gehabt, weil der Verstand sich überall ungefähr auf eine und eben dieselbe Art entwickeln mußte. Der Mensch, welcher dachte, die Dinge, auf die man dachte, wären überall eben dieselben. Die Art und Weise, wie die Dinge vorkommen, ist wo nicht ganz und gar einerley, doch auch nicht so übermäßig verschieden, daß sie allein einen so großen Unterschied in den Gedanken machen konnte (hat man mehr nöthig, zu verstehen?); daß man sich überall eben dieselbe Vorstellung von eben demselben Dinge machen sollte. Ueberhaupt ist so wenig Künstliches und hingegen etwas in einem sehr hohen Grade Einfältiges in der Denkungsart der Wilden und der ältesten Welt, daß man ganz wohl glauben kann, daß sie selbst, ohne irgend einen andern Lehrmeister, die Menge Irrthümer erfunden haben, die ihre ganze Kenntniß ausmachen.

§. 3.

c) *Brucker*, Tom. 4. Part. 2. L. 3. C. 1. Histoire Crit. Phil.
d) *Lafitau* mœurs des Sauv. Ch. 1. Oder die allgemeine Geschichte von Amerika, im ersten Bande.

§. 3.

Um dießfalls einzusehen, warum die älteste Welt nothwendig auf so ungereimte und lächerliche Betrachtungen fallen mußte, die sie sich von Gott und der Welt gemacht hat: so muß man ferner fortfahren, sich den Menschen auf den vorigen Fuß vorzustellen, nähmlich unwissend in allen Dingen. Mitten in dieser Unwissenheit entwarf sich der Mensch einen Gedanken von den Ursachen der Dinge. Man fieng an, aus den wenigen Erfahrungen, die man hatte, unter denen diese die vornehmsten waren, die man über sich selbst gemacht hatte, Schlüsse zu machen. Man sahe gar bald, daß das Sichtbare bey dem Menschen nicht die rechte Ursache zu seinen Gedanken, Bewegungen und Veränderungen seyn konnte. Man fieng an, sich einen Begriff von einem unsichtbar wirkenden Wesen zu machen, das den Menschen bewohnte, das die Ursache seiner Handlungen und Unternehmungen war: indem man die Wirkungen desselben durch den ganzen Körper auch in den kleinsten Theilen zu bemerken glaubte; so betrachtete man dieses Unsichtbare, diese Seele, oder diesen Geist, als durch den ganzen Körper ausgebreitet und folglich als ein körperliches Wesen, obschon jederzeit unsicht-

bar,

bar, überhaupt von einer subtilen und den Sinnen unmerklichen Beschaffenheit. Alle wilde Völker und die ganze alte Welt kamen einstimmig darin überein, dem Menschen ausser dem sichtbaren groben Körper, andere unsichtbare, unkörperliche oder geistige Wesen beyzulegen; daher man keines Weges daran zweifeln kann, daß dieser Gedanke dem Menschen natürlich, überall angenommen, und einer der ältesten in der Welt gewesen sey. Gieng man weiter fort, und betrachtete man die Thiere: so fand man eine so grosse Aehnlichkeit unter ihnen und dem Menschen, daß man sich nicht lange darüber bedachte, ihnen ebenfalls eine Seele oder vielleicht mehrere beyzulegen, und auf diese Art in dem Unsichtbaren die Ursachen des Sichtbaren zu finden. Dachte man noch weiter nach: so bestärkte man sich nur noch mehr in diesen Gedanken, daß die wahren Ursachen dessen, was in der Natur vor sich gieng, verborgen wären, daß sie nichts weniger als sogleich in die Augen fielen, daß sie unsichtbar wären. Man fand sich darauf berechtiget zu glauben, daß alles in der Natur von unsichtbaren Wesen verursachet würde. Dieser erste Gedanke, der in sich selbst wahr ist, erzeugte hernach die gröbsten Irrthümer.

§. 4.

§. 4.

Die natürliche Art des Menschen, Schlüsse zu machen, bestehet darin, aus dem wenigen, was man kennet, jederzeit das übrige zu erklären. Was in einigen bekannten Dingen vorkommt, das leget man gerne allen bey, wo es sich nur einiger Maßen und reimlicher Weise kann thun lassen. Obschon diese Art zu schließen höchst unrichtig ist, so ist sie doch zuverläßig die älteste in der Menschheit, und sie hat nach tausend Irrthümern endlich in vielen Vorfällen den Weg zur Wahrheit gebahnet. Zu Folge derselben scheinen die Menschen in den ältesten Zeiten diesen großen Hauptschluß fest gesetzt zu haben: Weil ein unsichtbares Wesen die Veränderungen der Menschen und der Thiere verursacht: so müßte, da man keine andere Ursache sehen konnte, in der Natur alles das, was von sich selbst Veränderungen unternehmen und bestimmen könnte, ebenfalls von einem unsichtbaren Wesen nach Art der Thiere bewohnet und getrieben werden; alle Dinge in der Natur müßten darauf nothwendig als lebendige, als von Geistern bewohnte, angesehen werden. Der Wilden und aller alten Völker Erklärungen über die Natur laufen alle insgesammt ganz unwidersprechlich dahin aus, den natürlichen

Wirkun-

Wirkungen diesen Ursprung zuzuschreiben; daher es vergebens wäre, dießfalls einzelne Beweise anzuführen.

§. 5.

Die Dinge, die am meisten in die Augen fallen, zogen das Nachdenken der ältesten Menschen am meisten auf sich. Man sahe, Sonne und Mond sich bewegen; Centralkräfte und physische Ursachen waren es am wenigsten, woran man damahls dachte. Man schloß auf die angeführte Art, nähmlich: weil diese himmlischen Lichter sich von sich selbst bewegen konnten, nachdem sie eben so vollständig und empfindlich zu seyn schienen, wie die Thiere: so müßten sie auch, wie diese letzten selbst lebendig und von einem unsichtbaren Wesen bewohnet seyn. Um dieses desto besser zu verstehen, so muß man wissen, was für Gedanken sich die wilden Völker von diesen Sternen machen: denn sie sehen sie als wirkliche Personen an, für eben so lebendig und denkend, in ihren Bewegungen und Würkungen, so frey handelnd, wie der Mensch selbst; kurz: sie halten sie für wirkliche Personen. Obschon die Denkungsart der ältesten Zeiten nicht so genau bekannt ist, wie der jetzigen Wilden: so sieht man doch aus dem, was man noch davon weiß, zuverläßig genug, daß

kein

kein Unterschied unter ihnen war. Wenn die Fabel spricht: die Sonne regierte ihre Pferde, sie ward von irdischen Schönheiten eingenommen, sie regierte gewisse Länder, als König u. s. w. wenn sie in diesen Sinnbildern als ein wirklicher Mensch vorgestellet wird: so würde man sich vergebens bemühen, wenn man alles dieses nach dem Buchstaben verstehen, und darin bloß einen verblümten Verstand suchen wollte. Sollten wohl ehemahls alle östliche Länder mit den Peruanern in den neuern Zeiten geglaubet haben, ihre Fürsten wären wirkliche Abkömmlinge der Sonne, wenn sie sie nicht für einen Menschen angesehen hätten? Die Könige in Juda heiligten der Sonne Pferde und Wagen e), und die Alten gaben allen Sternen, bloß aus dieser Ursache, Pferde f). Will man aber auch nicht zugestehen, es wären alle Völker in Ansehung dieses Umstandes einig gewesen, so ist es doch jederzeit gewiß, daß die Anbethung der Sonne in der ganzen uralten Welt allgemein gewesen, bloß weil man sie für ein lebendiges und denkendes Wesen hielt.

§. 6.

Die natürliche Schönheit des Lichts, das Zeugniß der Vorfahren, daß Sonne und Mond von

den

e) 2. B. der Kön. Kap. 23. v. 11.
f) *Vossii* Idolol. Gent. C. L. 2. 3. 31.

den ältesten Zeiten an, so lange als man denken konnte, unveränderlich dieselben waren, vermehrte die Hochachtung, die man bereits gegen diese himmlischen Körper gefasset hatte. Man sahe sie nicht allein für Personen an, sondern auch für Personen von ungleich vortrefflicher und höherer Natur, als der menschlichen. Sie schienen in ihren Bewegungen bloß auf die Erde ihre Absicht zu haben, die Erde zu beleben, und glücklich zu machen. Da sie nun dießfalls in den Gedanken der ältesten Zeiten unveränderliche, höchstvortreffliche und gutthätige Wesen waren, so wurden sie für Götter angesehen; denn die ältesten Menschen scheinen diesen Gedanken von der Gottheit fest gesetzet zu haben, nähmlich, daß es ein Wesen von einer ansehnlichen, fortdauernden und gutthätigen Natur seyn sollte.

§ 7.

In Ansehung der Hochachtung, die man diesen vermeynten himmlischen Personen unter sich selbst beylegte, waren die ältesten Zeiten eben so wenig einig, als unsere heutigen Wilden sind. Bey einigen war der Mond g) im größern Ansehen,

g) Von den nordischen Völkern siehe in Nov. act. Erudit. vom Jahre 1732. *Everard Otto* de tutela viarum publicar. nach; die Wilden betreffend *de la Borde* von den Karaiben, Chap. 2. und Herr Egede von den Grönländern.

sehen, als die Sonne; obschon das Ansehen der letzten bey den meisten am größten war. Wenn man glauben könnte, die alleraltesten Zeiten hätten gewußt, daß der Mond der Erde näher als die Sonne stünde, so sollte man darin einigen Grund zu dieser ungleichen Hochachtung finden; allein da sich solches keines Weges auf eine so unwissende Welt schickt: so muß man dafür halten, es habe der Mond aus verschiedenen andern Ursachen die Aufmerksamkeit dieser Völker auf sich gezogen. Diejenigen, welche ihn für geringer und unvollkommener als die Sonne ansahen, fanden allein darin Ursache genug, sich am meisten an ihn zu halten, weil nichts sicherer als dieses ist, daß, je weniger wichtig ein göttliches Wesen an sich selbst zu seyn, gehalten wird, man es für desto wichtiger in Ansehung der Menschheit hielt, und desto mehr soll es sich den geringern Naturen nähern, mit welchen, wie man jederzeit glaubte, die weniger vortrefflichen Geister sich mehr abgäben, als die natürlicher Weise höhern. Hingegen andere, welche darauf Achtung gaben, daß der Mond sich weit mehrere Mahle veränderte, als die Sonne, konnten daraus Anleitung nehmen, ihn, so zu sagen, für ein mehr persönliches und sich selbst bestimmendes Wesen zu halten, als die Sonne. Diejenigen, welche in Acht nahmen, daß

der

Mondschein das Wachsthum der Pflanzen durch den Thau beförderte, die Sonne sie aber auszehrte [eine Ursache, weßfalls, wie man sagte, die alten **Aethiopier** die Sonne gehasset haben h),] konnten daraus allein Ursache gefunden haben, dem Mond mehr verbunden zu seyn, und ihn in weit größern Werth zu halten. Es konnten daher die Ursachen der ungleichen Urtheile der Völker in dieser Betrachtung sehr verschieden seyn.

§. 8.

Auf diese Art und aus diesen Ursachen allein, weil man die Natur nicht kannte, die man sahe, und erklären wollte, wurden Sonne und Mond für Götter angenommen. Die Sterne, die, wie man in den ältesten Zeiten glaubte, nicht grösser seyn konnten, als sie dem Auge zu seyn, vorkamen, schienen ohne Zweifel damahls wie noch jetzt unter den Wilden nicht wichtig genug zu seyn, eine eben solche Hochachtung zu verdienen; obschon die folgende Zeit nicht vergaß, sie ebenfalls für Geister von einer höhern Natur anzusehen i), insonderheit die Planeten, nachdem man bemerket hatte, daß sie eine ihnen eigene Bewegung hatten; denn es ist etwas zuverläßiges,

h) *Strabo Georg.* L. 17.

i) *Vossii* Idolol. Gent. L. 2. C. 30.

ges, daß diese Eigenschaft, sich selbst zu bewegen, die sehr große Ursache war, warum man in den ältesten Zeiten die himmlischen Körper für freye Personen ansahe k). Die wilden Völker haben sich mit dem Himmel nicht bekannt genug gemacht, um den Lauf der Planeten zu verstehen, folglich haben sie auch eine Abgötterey weniger, als die uralten Völker, die weiter gedacht haben. Da man in den folgenden Zeiten bemerkte, daß Sonne, Mond und die Planeten keines Weges eine so freye Bewegung hatten, als man ihnen in den ältesten Zeiten beygemessen hatte, sondern in ihrem Laufe an ordentliche und gewisse Regeln gebunden waren: so veränderten die Philosophen die Meynung, daß diese Gestirne wirkliche Personen wären, in eine etwas erträglichere, daß sie nähmlich Körper wären, die von Geistern regieret würden. Man glaubte hernach diese letzte Meynung überall in der Welt so gewiß und fest, daß nicht allein diejenigen, welche sich erkühnten, zu sagen, die

k) *Lactant.* L. 3. C. 5. *Euseb.* præpar. Evang. L. 1. Siehe auch die merkwürdige Stelle des Plato in Cratylo, daß die Alten keine andern Götter verehrten, als diejenigen, die noch damahls von den Barbarn angebethet wurden, nähmlich: Sonne, Mond und Sterne u. s. w. welche sie, weil sie sahen, daß sie unaufhörlich beweget werden, θεὸς Götter von τοῦ θεῖν zu laufen, nennten. Siehe auch von den Nahmen Isis und Janus *Jablonski* Pantheon Ægyptior. P. 1. L. 3. C. 11.

die Sonne wäre ein bloßer Feuerklumpen, bey dem heidnischen Pöbel Gefahr liefen, Leben und Wohlfahrt zu verlieren; sondern auch die größten Weisen Griechenlandes selbst, ein Plato, ein Zeno und andere vollkommen davon eingenommen waren, sie wären lebendige Wesen; und was noch mehr ist, ein großer Theil der ersten Väter der Kirche selbst schämten sich fast, der Meynung dieser Weltweisen, zu widersprechen 1).

§. 9.

Wenn die älteste Welt eine kleinere Anzahl Götter des Himmels erfand, als die folgende Zeit: so schienen hingegen diese den Schaden auf Erden doppelt ersetzet zu haben. In der Meynung, daß alles, was sich darauf selbst veränderte, von einem Geiste bewohnet wäre, welcher diese Veränderung wirkte, bildete man sich Geister in der Luft ein, welche den Winden, andere im Meere, auch den Wellen zu gebiethen hätten. Man fand diese unsichtbaren Wesen in den Quellen, in den Bäumen, in den Pflanzen, kurz: überall, was man durch die Natur zum Vorschein kommen sahe. Wie viele Helden sagten nicht in der alten Welt, sie hätten diesen oder jenen Fluß zum Vater gehabt? Alle wilde Völker sind im höchsten Grad

die-

1) *Laertius* in Anaxagora. *Vossius* im angeführten Werke.

diesen Meynungen ergeben m), und es ist mehr als zur Genüge bekannt, daß es die uralte Welt nicht weniger war; ihre Baum- Fluß- Feld- Wald- und andern Götter und Göttinnen beweisen solches hinlänglich genug. Die Wilden gehen darin, daß sie den Dingen Geister beylegen, so weit, daß sie auch Werke der Kunst, als Schießgewehr, Fischergeräthe, Bogen und Pfeile u. s. w. als von diesen unsichtbaren Wesen bewohnt ansehen n). Ohne Zweifel muß man es auf eben diese

Art

m) Allgemeine Geschichte von Amerika im 3ten Hauptstück. Garcilasso Hist. des Yncas, Chap. 9 und 10. *Lambert* Hist. generale, Tom. 12. Ch. 11. von den Einwohnern von Benin.

n) Ich kann nicht unterlassen aus dem **Charlevoix** eine besondere Erzählung anzuführen, die hieher gehört. Er spricht: Einige Wilde in **Canada**, wenn sie mit dem Netze fischen wollen, verloben solches vorher mit zweyen Jungfrauen, ehe sie es ins Wasser auswerfen und zu gebrauchen anfangen. Nach einer vorher gegangenen Art von Trauung vermahnen sie es ernstlich, recht gut Fische zu fangen, als ob der Fischfang bloß auf ihren guten Willen beruhete. Es ist der Gebrauch in **Canada**, daß der Bräutigam seinen Schwiegerältern Geschenke bringt, um seine Braut zu bekommen. Die Wilden versäumen nicht, diesen Pflichten an Statt des Netzes nachzukommen, und sie machen dessen vermeynten Schwiegerältern mit ansehnlichen Brautgeschenken ihre Aufwartung. Sie glauben also nicht allein, es hätten die Werke der Kunst durch die Kunst einen Geist erhalten, wodurch sie thun, was sie damit verrichten; sondern auch, dieser Geist fände ein Vergnügen an dem schönen Geschlechte, er nähme seine Schwiegeräl-

Art verstehen; wenn von den alten Scythen und andern Völkern gesaget wird, sie hätten einen Säbel oder einen Spieß angebethet o). Gewisse Stellen bey den alten Scribenten p) scheinen ebenfalls daraus zu erklären zu seyn, insonderheit aber gewisse Gebräuche, z. B. der in Athen q), daß auch gewisse unbelebte Dinge selbst, als ein Schwerdt, eine Axt, die zu einer Mordthat, oder einer andern bösen That gebraucht geworden waren, ordentlich verurtheilet, und den Umständen nach für

Q frey

tern und deren ganze Familie in seine Gewogenheit auf, und thäte sein äusserstes, um ihnen Fische zu ihrer Unterhaltung zu verschaffen. — Wie die Wilden in Ansehung der Berge und anderer dergleichen Werke der Natur denken, dieses siehet man aus Herrn Egedes Erzählung vom 12ten April des 1741sten Jahres. Er spricht: Als ich von Maglykaut über die Eisbucht reisete, so begleiteten mich viele Grönländer, unter welchen ein Angekok, oder Grönländischer Priester, voran an der Spitze gieng, der seine Trommel in der Hand hatte, sang, und darauf spielte, da wir durch die hohen und schrecklichen Eisberge zogen. Als ich die andern fragte, warum er dieses thäte? so sagten sie: So lange er spielet und trommelt, haben die Eisberge ihre Lust, ihn anzusehen, und vergessen, niederzustürzen, und uns zu erschlagen.

o) *Herodot*. L. 4. *Voss*. Idol. Gent. L. 6. C. 39.

p) *Virgil*. Ænead. L. 12. V. 93 - 97.

— — — validam vi corripit hastam
— — — — — quassatque trementem,
Vociferans: Nunc, o nunquam frustrata vocatus
Hasta meos, nunc tempus adest; — —
— — — — — da sternere corpus.

q) *Pausan*. Attica, C. 28.

frey erkannt oder schuldig befunden worden, als ob es auf sie angekommen wäre, ob diese Uebelthat hätte geschehen sollen oder nicht. Daß unsere alten nordischen Völker ebenfalls in den Gedanken stunden, es wäre in der Natur alles beseelt, das siehet man unwidersprechlich aus dem Eide, den **Frygga** von allen Dingen auf Erden nahm, als von Steinen, Bäumen u. s. w. daß sie dem **Balder** nicht schädlich seyn wollten; welcher doch hernach durch einen Schlag von dem Stamme eines jungen Baumes erschlagen ward, den sie noch nicht für groß genug angesehen hatte, ihm einen Eid abzunehmen r).

§. 10.

Man stellte sich solcher Gestalt regierende Geister vor, nicht allein in den grossen Werken der Natur, sondern auch in den kleinsten, nur daß diese weder wirkend, noch einer gewissen Betrachtung nach von besonderer Wichtigkeit waren. Obschon Sonne und Mond dem Anschein nach das menschliche Gemüth von Anfang an am meisten hätten einnehmen sollen: so findet man doch viele wilde Völker, die ungleich weniger Wesen aus diesen prächtigen Geschöpfen machen, als aus ihren

---

r) *Resen. Edda.* Fab. 43. Diese Fabel ist in Hrn. Mallets Ausgabe der Edda, die 28ste des 1sten Buches. S. 80. der deutschen Uebersetzung.

ren Haus- und Feldgöttern. Es ist daher vielleicht sehr schwer zu bestimmen, welche unter ihnen, die Geister der Sonne und des Mondes, oder der geringern in der Welt zuerst verehret worden sind. Die himmlischen Lichter haben in allen Zeiten eine wichtige Wirkung auf den Menschen gethan; die Dinge aber, von denen sie unmittelbar den meisten Nutzen hatten, haben dennoch gar wohl die ersten seyn können, gegen welche man sich dankbar erzeigte. Daher ist in der ältesten Welt, als man ohne Zweifel von Baumfrüchten lebete, als insonderheit in den nördlichern gemässigten Ländern von den Früchten des Eichbaums s), die Verehrung der Bäume insonderheit des Eichbaumes vorzüglich alt, wo nicht vielleicht der älteste gewesen. Die Geister, die, wie man meynte, diese Bäume bewohnten, und und die Hayne, die sie beschatteten, stunden überall in der ältesten Welt in einem unbeschreiblichen Ansehen; und man darf nicht daran zweifeln, daß man damahls dafür hielt, sie wären von lebendigen Seelen bewohnt t). Die Drui-

s) *Ovid.* in Fastis, L. 4. v. 4. und 401, *Virgil. Georg.* L. 1. v. 8. 9.

t) *Ovid.* L. 8. Metamorph. Fab. XI. v. 761 — 764 und 777. vom Erisichthon, der eine heilige Eiche umhieb.
Cujus ut in trunco ferit manus impia vulnus:
Haud aliter fluxit discussa cortice sanguis;

den führten von diesen Bäumen ihre Nahmen, und alle celtische Völker waren in der Verehrung derselben mit diesen Geistlichen einig. Die heilige Eiche bey **Welau** in Preussen war so groß, daß, als sie endlich verdorret und inwendig verfaulet war, ein Reuter mit seinem Pferde darin umwenden konnte. Die Verehrung dieser Bäume war in dem Gemüthe des gemeinen Mannes so eingewurzelt, daß man hernach im Christenthume in manchen Gegenden große Mühe hatte, diesen Aberglauben auszurotten u). Das **Dodonäische Orakel** in Griechenland, das, noch ehe die Götter Nahmen bekamen, berühmt und folglich das älteste Griechische war, hatte seinen Sitz unter den Eichen. Die Fabel erzählet, diese Eichen hätten geredet. Dieses will eigentlich so viel sagen, man hätte aus ihrem Brausen das Künftige geschlossen. Die östlichen Länder verehrten nicht weniger die

Eichen

Quam solet, ante aras ingens ubi victima taurus
Concidit — — —
Attonitæ Dryades damno nemorisque suoque.

Daß sonst die alte Welt diese Meynung nicht allein von den geringern sondern auch von den höhern Göttern hegte, dieses kann man aus Homers Beschreibung der Götter im 5ten Buche der Ilias sehen, da Venus von Diomedes so sehr verwundet ward, daß das Blut aus der Wunde floß.

u) Baniers Götterlehre 2 Band, 2 Th. 2 Kap. S. 658 folg. *Lucan. Pharsal.* L. 3. v. 399. seq.

Eichen v), und es ist daher nicht unreimlich, was verschiedene haben läugnen wollen, daß die alten Aegyptier den Pflanzen göttliche Ehre erzeigt hätten. Das, was in der Abgötterey der Israeliten am schwersten auszurotten war, das waren die hohen und heiligen Gedanken von den Haynen. Daher man mit gutem Grunde glauben kann, daß die ältesten Zeiten aus den Geistern, welche die geringern Theile der Natur bewohnen sollten, nicht weniger gemacht haben, als zu unsern Zeiten noch die Wilden thun. Vielleicht haben die ältesten Menschen sich am meisten zu den kleinern Geistern gehalten, und hernach die großen Schöpfer ihrer Völker die Anbethung der Sonne und der himmlischen Körper als den vornehmsten und wichtigsten Götterdienst eingeführet; wenigstens soll dieses bey den **Peruanern** geschehen seyn x). Es ist ein Unterschied zu machen, unter dem, was die alleralteste Welt dießfalls angenommen hatte, und unter dem, was man hernach zu dessen Verbesserung erdachte.

§. 11.

Doch dem sey, wie ihm wolle, es bleibet gleichwohl zuverläßig gewiß, daß man unter den heid-

v) Esaias, Kap. 1. v. 29.

x) *Garcilasso* Hist. des Yncas, Liv. 1. Chap. 9 und 10.

heidnischen Völkern alles in der ganzen Welt, als mit Geistern erfüllt, angesehen habe, welche eine beständige Abwechslung in der Natur verursachten, als die großen in den großen, und die geringern in den geringern Theilen derselben. Weil die Erfahrung lehrte, daß einige Dinge dem Menschen vortheilhaft, hingegen andere demselben schädlich waren: so konnte man sich nicht lange bedenken, die Geister, als die Ursachen dieser streitigen Wirkungen in böse und gute einzutheilen. So lange die Menschheit ohne einige ordentliche Regierung blieb, so ist glaublich, man werde nicht darauf gedacht haben, zwey große Hauptfürstenthümer oder Herrschaften, nähmlich ein gutes und ein böses, unter den Geistern festzusetzen. Eine Meynung, die hernach mit der Zeit die ganze heidnische Welt überschwemmt zu haben, scheinet. Hingegen scheinet der Mensch, der insgemein von dem, was er weiß, auf das, was er nicht weiß, schließet, beständig dem unsichtbaren Wesen das, was er bey sich selbst und in der sichtbaren Welt fand, beygelegt zu haben. Die Wilden, die im höchsten Grade freye Leute sind, scheinen eben dieselben Gedanken von den Geistern zu hegen. Einige dieser Völker halten wirklich dafür, es gehörten alle böse Geister unter ein gewisses Hauptregiment, und alle gute ebenfalls; doch aber auf

die-

diese Art, daß sie nach Art der Wilden, ein jeder Theil derselben für sich, ungehindert thun konnten, was sie wollten, ohne daß ihr Oberherr sich sonderlich um ihre Unternehmungen bekümmerte. Die Peruaner hingegen unterließen nicht, nach der Art sittlicher Völker ihren Göttern einen Hofstaat und ein ordentliches Regiment zuzuschreiben; denn sie waren selbst ein ordentlich eingerichtetes Volk.

§. 12.

Da man auf diese Art sich beständig bemühete, das Geistliche aus dem Menschlichen zu erklären, so gab man einem jeden Lande seinen regierenden Geist, so wie ein jeder Staat seinen König und Herrn hatte. Weil der Mensch den Krieg liebet, so hielt man dafür, es müßte mit den Göttern eben die Beschaffenheit haben. Die Wilden glauben insgemein, sie wären darum unter die Gewalt der Europäer gefallen, weil die Geister, welche von den Europäern angebethet wurden, mächtiger als die ihrigen wären; und die Geschichte zeiget, daß diese überwundene Völker aus keiner andern Ursache so willig die Götter ihrer Ueberwinder angenommen haben, als weil sie sie für mächtiger hielten; aus keiner andern Ursache geschah es auch ehemahls, daß man

in

in verschiedenen Ländern, die Anbethung fremder Götter einführte, als sich bey allen, die Länder regierenden, Geistern in Gunst zu setzen. Ein Gedanken aber, den man in Ansehung des Regiments der Geister bey einigen wilden Völkern findet, ist wirklich höchst sonderbar; und er ist dieser: Sie halten dafür, es hätte eine jede Art von Thieren einen besondern Geist von derselben Art, wie sie selbst sind, welcher diese Thiere vertheidiget, warnet, für ihren Unterhalt sorget, und sie gewisser Maßen regieret. Die **Mexikaner** änderten hernach diesen Gedanken, und sahen die Sterne für geistige Wesen an, die diesem Amte vorstünden. Die **Nordamerikaner** sind überhaupt von dieser Meynung so eingenommen y), daß sie diesen vermeynten Geistern zu Ehren große Feste feyern, weil sie denken, sie könnten ohne ihre Erlaubniß kein Thier auf der Jagd erlegen. Vielleicht liegt gewisser Maßen darin der Grund der Anbethung der Thiere in den ältesten Zeiten der Welt; denn es ist unstreitig, daß die heiligen Thiere jederzeit geringere Gottheiten waren. Eine jede Classe der Thiere war ihrer eigenen und besondern Gottheit geheiliget, oder stand unter ihrem eigenen regierenden Geiste. In diesen beyden Stücken stimmten die alten **Aegyptier** mit den

Wil-

y) De la Potherie, Tom. 2. Chap. 1.

Wilden unserer Zeiten vollkommen überein, und der Unterschied scheinet nur dieser gewesen zu seyn, daß die ersten, obschon vielleicht erst in in den spätern Zeiten die höchste Herrschaft über die Thiere den höchsten Göttern eingeräumet haben, da die Wilden hingegen ihnen jederzeit, und zwar einer jeden Art für sich, als so vielen verschiedenen Staaten, ihre eigene mächtige Geister oder Regenten ertheilen. Es ist, wie man beweisen kann, ganz fabelhaft, wenn die Griechen dichten, die Thiere wären dießfalls von den Aegyptiern verehret worden, weil sich die Götter aus Furcht vor dem Typhon, ihren grimmigen Feind und Widersacher, in Thiere verwandelt hätten z). Die so genannten Angolquinen, ein Nordamerikanisches wildes Volk, welches in Canada auf der Nordseite des St. Laurenzstromes wohnet, gehen in ihrer Hochachtung dieser Geister am weitesten. Sie glauben, diese Geister hätten die Erde gebauet, damit die Thiere sich darauf aufhalten könnten. Michabou, oder der große Hase habe die Erde aus Sand gebauet a), den er aus dem Grunde der See nahm, oder sich bringen ließ, obschon nicht ohne Widerstand des Gottes der Gewässer, welcher schon voraus sahe,

seine

---

z) *Jablonski Panth.* Ægypt. L. 5. C. 2.

a) *De la Potterie* im angeführten Werke.

seine Unterthanen, die Fische, würden dadurch auf vielerley Art Mangel leiden. Verschiedene Wilde haben ohne Zweifel aus eben derselben Ursache ihren Göttern die Gestalt eines Tygers oder eines andern Thieres gegeben b), obschon dergleichen Bildnisse nicht häufig unter ihnen angetroffen werden, auch die so genannte symbolische Verehrung oder Anbethung unter dem Zeichen eines irdischen Dinges unter ihnen nicht sonderlich gebräuchlich ist. Diese letztere ist eine neuere Geburt des menschlichen Irrthums in Denken; und noch lange nicht so alt, als die unmittelbare Anbethung. Ueberhaupt gehet die Hochachtung der Wilden gegen die Thiere c), sehr weit, sie glauben, daß ihre Seelen nicht weniger unsterblich sind, als des Menschen; vollkommen, wie

b) *Benson.* nov. orb. L. 3. C. 17. *Charlevoix* nouv. France, Tom. 3. Lettre 14 und 23. *Bernhard Picard*, Tom. 1. von Nicaragua.

c) Wie wenig in den ältesten Zeiten dazu gehört hat, diesen Gedanken in der Welt einzuführen, daß kann man aus einer Erzählung des Herrn Niels Egede in seinem grönländischen Tagebuche vom Jahre 1741. am 3ten Juny sehen. Er schreibt: ein Grönländer fragte: ob nicht der Hahn, den er auf dem Schiffe gesehen hatte, ein Angekok d. i. ein Prophet wäre, denn er rufte Marlorakou — d. i. er habe zwey Seehunde gefangen? Er sagte auch: ich habe den Hahn gebethen, er möchte mich die rothe Mütze, die er auf dem Kopfe hat, anfühlen lassen; so gleich streckte er den Kopf her. Dieser Vogel, sagte er weiter

wie die alten Aegyptier, welche aus dieser Ursache die Thiere mit nicht geringerer Mühe einbalsamirten, als die menschlichen Körper, bloß zum Beweise ihrer Hochachtung und Andacht d). Hingegen glauben die Wilden keines Weges, es müßten die Thiere angebethet werden; sie halten dafür, es hätten so wohl die Seelen der Thiere als der Menschen die Hülfe der mächtigern Geister nöthig, und glauben nichts weniger, als daß sie (wenigstens nicht in diesem Leben) Besitzer göttlicher Kräfte wären.

§. 13.

Ich werde hernach deutlicher zeigen, aus welcher Ursache man den Seelen der Thiere so wohl, als der Menschen die Unsterblichkeit beylegte. Um das Angefangene fortzusetzen, nähmlich, was für Gedanken sich die Wilden von der Herrschaft der Geister machten, so muß ich dieses anmerken: es habe der Himmel selbst, nach der Meynung dieser Völker, eben so wohl seinen regierenden Herrn, als

muß wirklich Menschenverstand haben; denn als ich ihn fragte: ob er ein Angekok wäre? so rufte er so hoch, daß mir die Ohren wehe thaten, daher ich nicht verstehen konnte, was er sagte, und als ich ihn bath, leiser zu reden, so schüttelte er den Kopf.

d) Pocokes Beschreibung der Morgenländer 1. Th. 5. B. 6. Kap. und allgemeine Welthist. 1. Th. 3. Hauptstück 2 Abschnitt.

als die Länder auf Erden. Man siehet aus nichts besser, wie sehr der Mensch in allen geistlichen Dingen seinen Plan nach dem Irdischen gemacht hat, als aus der Betrachtung der Beschreibung, die sie von himmlischen Dingen machen; nähmlich diese unter ihnen, die sich erkühnet haben, so hohe und dem menschlichen Verstande so verborgene Dinge zu überdenken; denn die meisten Wilden halten es für unmöglich, daß der Mensch die Beschaffenheit der himmlischen wissen könne, und setzen daher, diese betreffend, nichts gewisses fest. Diese hingegen, die sich wagen, eine Beschreibung davon anzugeben, sagen: der Himmel wäre ein ordentlich bewohntes Land, worin fast eben dieselben Dinge, die hier auf Erden sind, gefunden würden e). Vermuthlich hat man in den ältesten Zeiten der Welt überall auf eben diese Art gedacht. Die alten nordischen Völker, auch nachdem schon **Othin** ihre Meynungen verbessert hatte, sahen den Regenbogen für eine Brücke zwischen Himmel und Erde an, über welche die Götter zu den schönsten Städten ritten f), die sie im Himmel bewohnten, welche von undenklich gro-

ßen

e) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück. Egedes Relation von Grönland vom 26. Jäner, 1723. Garcilasso Chap. 10.

f) Resen. Edda, Fab. 11. 15. 34. 35. Und in Mallets Fab. 7. 8. 9.

ßen Bäumen beschattet würden, und an den lustigsten und angenehmsten Strömen angeleget wären.

§. 14.

Inzwischen sind die Gedanken, die sich die Wilden von dem himmlischen Wesen, Sonne und Mond ausgenommen, machen, in allen Stücken ganz und gar höchst unwichtig. Sie geben immer nur eine und eben dieselbe Ursache an. So wie man in der Menschheit siehet, daß Völker, die weit von einander entfernt wohnen, keinen sonderlichen Theil an dem Interesse der andern nehmen: so meynen sie ebenfalls, die himmlischen Wesen wären allzu weit von der Erde entfernt, als daß sie sich um sie bekümmern sollten. Der Himmel ist daher auch nicht der Ort, wohin die Wilden nach dem Tode zu kommen, Hoffnung haben. Es verlegen vielmehr die allermeisten dieser Völker das glückselige Land der Seelen entweder in gewisse Gegenden hier auf Erden, welche die Lebendigen nicht ohne die höchste Schwierigkeit aufsuchen können; oder unter die Erde in Länder, die größten Theils den unsrigen ähnlich seyn sollen; oder wenn einige auch von ihnen glauben, die Seelen kämen nach dem Tode in den Himmel: so sehen sie doch dießfalls diese Seelen

nicht

nicht für die glücklichsten an, sondern halten beständig dafür, das Himmlische wäre in und seiner Natur nach so verschieden von dem Irdischen, daß das Land der Seelen auf Erden jederzeit ein weit glücklicher Aufenthalt für den Theil des Menschen wäre, der den Körper überlebte, als der Himmel. Daß sich die allerälteste Welt von dieser Sache keine bessern Gedanken gemacht hat, als diese Wilden, das sieht man vollkommen aus ihrer Beschreibung von den Eliseischen Feldern und von dem Zustande der Seelen nach dem Tode g). Das Land der Seelen war keines Weges im Himmel, sondern entweder unter oder auf der Erde. Es ist unläugbar, daß man hernach den vernünftigen Geistern einen Platz unter den Göttern im Himmel eingeräumet hat; allein dieser scheinet in der allerältesten Welt bloß solchen Personen zugestanden geworden zu seyn, von denen man die hohe Meynung hatte, daß sie Halbgötter wären. Hernach, als man anfieng, vernünftiger zu denken, und die ältesten groben Meynungen zu verbessern, gestand man allen vernünftigen Seelen, die ordentlich und untadelhaft gelebet hatten, diesen Vorzug zu. In unsern Zeiten aber sind die allerältesten und neuern Meynungen so unter

g) Mosheim in seinen Anmerkungen zu *Cudworth.* Syst. Intell. C. 5. Sect. 3. §. 20.

unter einander vermischt, daß sie in den meisten Vorfällen sehr schwer von einander zu unterscheiden sind.

§. 15.

Es ist daher auch sehr schwer zu sagen, wie weit die Wilden ein allerhöchstes Wesen glauben. Die Nachrichten, die man davon findet, sind einander so widersprechend, daß man ungewiß wird, was man daraus schließen soll. Da man aber niemahls glauben darf, daß dasjenige, was der Mensch auch in seiner größten Unwissenheit denket, schlechthin widersinnig und ohne Zusammenhang ist: so muß man unter Dingen, denen diese Völker leicht Beyfall geben, einen Unterschied machen, nähmlich, was ihnen von andern gesagt wird, und was sie von sich selbst glauben. Der Gedanke, ob ein allerhöchstes Wesen, ein Herr, und Meister aller Dinge ist, führet etwas so überzeugendes und majestätisches bey sich, daß auch die meisten unaufgeklärten Völker gezwungen sind, dieser Wahrheit Beyfall zu geben; haben sie ihn aber darum selbst gedacht? Wenn man aufrichtig verfahren will, so kann man, wenn man alles wohl überlegt hat, kaum etwas anders annehmen, als daß die Sonne die höchste Gottheit aller wilden Völker ist, und obschon viele scharfsinnige und

sehr gelehrte Scribenten sich im höchsten Grad bemühet haben, zu beweisen, die älteste heidnische Welt habe von dem allerhöchsten Wesen reine und richtige Gedanken gehabt; so ist doch die Reinlichkeit dieser Meynung so geringe h), und sie selbst streitet so sehr gegen das klare Zeugniß, das man bey den alten Scribenten findet, daß man sich selbst würde Gewalt anthun müssen, wenn man ihr Beyfall geben sollte. Ueberhaupt scheinet sich auf die älteste Welt nichts besser zu schicken, als die einfältige Denkungsart, die man noch bey den Wilden findet. Die unendlich strengen Gebothe GOttes gegen die heidnische Abgötterey beweisen überzeugend genug, daß diese Völker wirkliche Götzen anbetheten, und keines Weges Sinnbilder des wahren Gottes.

§. 16.

Wenn man daher fragt, ob die Wilden und die heidnische Welt den wahren Gott anbethen? so muß dieses ganz unzweifelhaft geläugnet werden, weil ihre Geschichte durchaus zeiget, daß sie wirklich nichts anders, als die Kräfte in der Natur und natürliche Dinge verehren. Der erste große Gedanke von der wahren Gottheit, daß es ein von der Welt abgesondertes Wesen sey, ist so wohl

h) *Euseb.* præpar. Evang. L. 1. §. 6. 9.

wohlZihnen, als auch den ältesten Menschen außerhalb der Kirche unbekannt. Um aber desto besser zu sehen i), wie weit ihre Gedanken in Ansehung der Geister von der richtigen und wahren Beschaffenheit dieser unsichtbarer Wesen abweichen: so muß man bemerken, daß sie durch einen Geist keines Weges etwas wirklich einfaches verstehen, sondern bloß etwas unsichtbares, und den Sinnen unbegreifliches. So bald man aus dem Gefühl des Körpers auf das Wesen der Seele schloß, so konnte man auch nicht anders denken. Auch noch lange hernach, als die Wissenschaften in der Welt zu einer ansehnlichen Vollkommenheit gelanget waren, wußte man in der heidnischen Welt noch nicht, was das wirkliche Einfache war k); auch noch in den ersten christlichen Zeiten findet man merkwürdige Beyspiele, daß man in verschiedenen Orten Gott und die Geister für vollkommen körperlich gehalten hat. Obschon Origenes wirklich dafür hielt, die Geister wären nichts anders, als höchst feine körperliche oder vielleicht richtiger zusammengesetzte Wesen: so waren die ägyptischen Mönche doch nicht damit zufrieden; sie sahen es für eine wirkliche Ketzerey an, daß er

i) Lafitau oder allgemeine Geschichte von Amerika.
k) Mosheim am angeführten Orte. *Jambl.* Myster. Sect. 1. C. 7.

Gott die Vollkommenheit, die der menschliche Körper besässe, dadurch absprâche l).

§. 17.

Ich habe gesagt, die Wilden bekümmerten sich nicht sehr um die himmlischen Wesen; eben so wenig bemühen sie sich auch die guten Geister überhaupt zu gewinnen, weil sie glauben m), daß die höhern und vortrefflichern Naturen keinen andern Theil an den irdischen nähmen, als nur schlechthin und überhaupt ihnen Wohlthaten zu erzeigen. Die Geschichte der meisten Völker lehret, daß man fast in der ganzen Welt den hohen Göttern eben dieselbe Lebensart zugeschrieben, woran man selbst das größte Vergnügen fand, und die man auch für die glücklichste hielt. Die Wilden, die vernünftig genug sind, zu urtheilen, es müßte die wahre Glückseligkeit allerdings etwas ganz anders seyn, als daß sie in einem mühsamen und kummervollen Leben, wie das gegenwärtige ist, bestehen sollte, gaben den großen und unglückseligen Göttern eine Lebensart, die den ihrigen ganz entgegen gesetzt war; nähmlich ein Leben ohne Kummer, ohne Mühe

l) *Origenes* de princ. L. 2. C. 1. *Socrat.* Hist. eccles. L. 7. C. 7.

m) Histoire de la Virginie, L. 3. Chap. 7.

Mühe und Arbeit, und ohne Verdruß. Da diese Völker nur aus Noth arbeiten, und daran ihr größtes Vergnügen finden, wenn sie mit kreuzweis übereinander gelegten Armen sitzen, und die Hände in den Schoos legen können, und nur einiger Maßen das Benöthigte haben: so darf man sich nicht wundern, daß sie sich eben diese Vorstellung von den glückseligen Geistern machen. Diese Wilden haben nach keinem andern Plane gearbeitet, als die übrige heidnische Welt. Griechenland und Rom hielten dafür, die Götter fänden an allen Lastern Vergnügen, die man in ihren Ländern damahls liebte. Die Wilden, die weit ordentlicher leben, eigneten ihren Göttern oder guten Geistern keinen dieser Fehler zu, weil sie sich selbst derselben schänden. Unser Norden setzte die Glückseligkeit der Götter ins Kämpfen; die Wilden, die den Krieg nicht weniger lieben, aber ihn bloß dießfalls führen, um das Unrecht zu rächen, das ihnen, wie sie glauben, von andern zugefüget wird, versagen den guten Geistern ein Vergnügen, das, wie sie sehr wohl einsehen, bloß aus einer menschlichen Schwachheit entstehet, und die der Grund des Gedanken ist, den sie sich von dem Gegensatze der wahren Glückseligkeit machen. Der Schluß dieser ihrer Meynung ist dieser, daß man sich ganz und gar nicht in dem Gra-

de um die guten Geister bekümmern soll, wie um die Bösen, und zwar um so vielmehr dießfalls, weil alle diese Völker durch die geringe Anbethung und den einfältigen Gottesdienst, womit sie ihre Götter ehren, niemahls auf etwas anders zielen, als nur die Hülfe der Götter im Zeitlichen zu genießen. Das Geistliche und Zukünftige ist eine Sache, um die sie sich am wenigsten bekümmern. Ob man schon nicht gänzlich läugnen kann, daß einige eine Art eines Gedanken von einer Art einer Strafe und von unglückseligen Gegenden äußern, die die bösen Menschen zu gewarten haben: so ist doch ihr Begriff davon so unvollkommen und bey den meisten so dunkel, daß man in Ansehung der meisten ganz richtig sagen kann, daß ihnen diese große Wahrheit ganz unbekannt ist. Da sie unter sich von keiner bürgerlichen Strafe wissen, keine Gerichtsstätte oder peinliche Verhöre kennen, so haben sie auch davon kein Muster zum Künftigen nehmen können. Da hingegen Aegypten unstreitig aus den Gebräuchen, die man in Ansehung eines Verstorbenen vor dem Begräbnisse in Acht nahm, indem man ihn, wegen seines Verhalten im Leben ordentlich über ihn Gericht hielt, ehe er beygesetzt ward, den Schluß machte, man würde auf eben diese Art im Lande der Seelen mit ihm verfahren. Da die Lebensart der Wil-

den

den übrigens ganz unschuldig ist, so halten sie sich auch nach dem Tode nicht für strafwürdig. So wenig kennet man von Natur das menschliche Verderben und die Gnadenmittel, welche die wahre Glückseligkeit ausmachen.

§. 18.

Die eigentlich so genannten guten Geister scheinen bey den Wilden allein himmlische Wesen zu seyn, die, vergnügt mit der Glückseligkeit, die sie besitzen, ohne Erinnerung dem Menschen ihre Wohlthaten mittheilen, und nichts Irdisches nöthig haben. Da man beständig sahe, daß Sonne und Mond durch ihre Wärme und ihr Licht alles in der Natur beförderten, und, wie man dem Ansehen nach schließen konnte, dem Menschen keinen Schaden zufügten: so war nichts natürlicher, als daß man in den meisten Ländern auf die Gedanken fallen mußte, sie wären beständig gutthätige Wesen; da hingegen alles, was auf Erden oder im Irdischen vorfiel, dem Menschen bald nützlich; bald wieder schädlich war. Man darf sich also nicht wundern, zumahl da man voraussetzte, es würde alles durch die Geister verursachet, daß diejenigen unter ihnen, welche das Irdische bewohnten, theils für ganz böse angesehen wurden, theils auch hingegen für Geister von

einer mittlern Natur, vielleicht auch einige für ganz gut; obschon dieses letzte nicht für gewiß ausgegeben werden kann. Da man meynte, diese irdischen Geister wären von Natur dazu bestimmt, das Irdische einzurichten und zu regieren, so waren sie auch diejenigen, welche man insonderheit zu gewinnen suchen mußte, zumahl, da es der Glückseligkeit der guten Geister zu wider war, sich mit den bösen abzugeben. Ein jeder Geist ward überdieß für so frey angesehen, daß ihm kein anderer in seinen Unternehmen hinderlich wäre, und man dachte vielleicht, es wäre bey den Geistern wie bey den Menschen dadurch am meisten zu gewinnen, wenn man sich zu ihnen unmittelbar hielte.

§. 19.

Nachdem man auf diese Art eine Menge falscher Schlüsse gemacht hatte, von denen immer einer unrichtiger war, als der andere, alle aber, wie es scheinet, das einzige waren, was ein so unaufgeklärter Verstand des Menschen in den ältesten Zeiten vermögend war, auszurichten: so waren die bösen Geister und die von einer mittlern Natur die einzigen, auf die man, sie zu verehren, fallen konnte. Weil sie, als Bewohner des Irdischen, natürlicher Weise sich davon zu unterhal-

halten schienen n) (denn ich habe schon vorher angemerkt, daß man diese Wesen auf menschlichen Fuß betrachtete): so hielt man dafür, sie könnten das genießen, was ihnen der Mensch anboth; da man hingegen eben dasselbe von den Himmlischen nicht so leicht glauben konnte. Da sie aber, als subtile Wesen, sich nicht des Groben der Dinge bedienen konnten, so meynte man, der Rauch der Kräuter und das Blut der Thiere wäre ohne Zweifel ihre rechte Speise, und sie fänden daran Gefallen; um so viel mehr, da die alte Welt wirklich in den Gedanken stand, die Seele der Thiere nährten sich von ihrem Blute. Man glaubte überdieß, indem man immer aus dem Menschlichen schloß, daß, weil die Personen, denen man eine beständige Freundschaft und beständige Dienste erzeiget, dadurch gewonnen werden, ebenfalls die Geister, weil sie der Menschen benöthiget seyn könnten, durch ihre beständige Dienste ihre Freunde werden, und ihnen dafür verbunden seyn müßten. Der Dienst der geringern und irdischen Geister mußte daher allgemein werden. Und wirklich hat er auch in der ganzen Welt so vollkommen geblühet, daß man ihn auch im Christenthume nicht gänzlich hat ausrotten können. Unsere Nixe, Unterirdische, Trollen, Gespenster, Kobolde u. d.

g.

n) *Euseb.* L. 4. Art. 22. vom Porphyrius.

g. sind nichts anders, als Ueberbleibsel dieses Aberglaubens, die vielleicht beständig in der Fantasie des gemeinen Mannes spücken werden.

§. 20.

Ich habe schon gesagt, daß die wilden Völker die Seele ganz und gar nicht für ein einfaches Wesen ansehen, sondern für ein körperliches, das aber zugleich überaus fein ist. Insgemein wissen sie sich selbst dießfalls nicht zu erklären, sondern sie machen sich von Geistern die Vorstellung als ob sie eine Art eines Schattens wären; einige hingegen, wie ich hernach weiter zeigen werde, halten diese unsichtbare Wesen von gleicher Beschaffenheit mit dem Feuer. Diese letzte Meynung hat auch wirklich so wohl sie als die älteste Welt in der Einbildung bestärket, die Geister genießen und verzehrten das Irdische; denn, nach dem, was ich schon angemerket habe, ist nichts reimlichers, als daß der erste Gedanke, den sich der Mensch vom Feuer machte, dahin hinaus lief, die Flamme wäre ein Thier, das alles, was es anträfe, verzehrte. So bald nun die Seelen und Geister mit dem Feuer von eben derselben Beschaffenheit zu seyn, gehalten würden, so schloß man von dem einen auf die andern, nähmlich: sie bedienten sich des Feinsten der sichtbaren und groben

Dinge zu ihrer Unterhaltung. Obschon überdieß die große Ursache so wohl dieser als aller andern Meynung von dem Unsichtbaren diese war, daß man von dem, was in der Menschheit vorgieng, auf die Seelen und Geister schloß, in dem dießfalls das Feuer für ein lebendiges Wesen, und entweder als ein einziges Thier, oder als ein Klumpen wirklicher Thiere angesehen ward: so ist es kein Wunder, daß die meisten Völker in der Welt für dieses Element eine besondere Hochachtung geheget haben. Bey vielen Wilden findet man Tempel, in welchen ein beständiges heiliges Feuer brennet, welches von gewissen dazu bestimmten Geistlichen unterhalten und bedienet wird o).

§. 21.

Obschon die Wilden, wie man aus dem vorigen bereits sehen kann, glauben, die Welt wäre ganz voller Geister, so bemühen sich doch nur einige wenige insonderheit sie zu gewinnen, und erwarten hernach alle Freundschaft von ihnen, welche so bald sie mächtig genug sind, diejenigen Personen, die sie lieb gewonnen haben, in ihren Schutz zu nehmen, sie zu vertheidigen und ihnen den besten Rath zu ertheilen. Die Hausgötter der

o) Vojages au Nord. Tom. 5. Relation de la Louisiane, und des Tonti Reise. *Rochefort* von den Apalachiten.

der Wilden sind wirklich nichts anders als mächtigere Geister, deren Freundschaft sie sich einbilden gewonnen zu haben. Und diese Geister sollen zur Vergeltung der ihnen erzeigten Wohlthaten sie gegen alles Uebel, das ihnen bey so vielen Gelegenheiten im menschlichen Leben begegnen könnte, insonderheit gegen den Anfall anderer Geister vertheidigen, weil sich der Mensch am wenigsten vor den unsichtbaren Wesen in Acht nehmen könnte. Einige Wilde stehen wirklich in den Gedanken, es würden alle Krankheiten, ja der Tod selbst nur allein von den bösen Geistern verursachet p), und wenn diese nicht wären: so würde der Mensch beständig glücklich und unsterblich seyn. Aus diesen Begriffen geschieht es oft, daß einige, denen oft etwas Böses begegnet, die Hausgötter verändern, indem sie meynen, diejenigen, mit denen sie bereits Freundschaft gestiftet hätten, wären nicht mächtig genug. Doch gehen sie in der Einbildung, als ob die Geister menschlichen Schwachheiten unterworfen wären, nicht so weit, wie die Chineser von der Sekte Foe, die auch ihre Hausgötter peitschen, wenn es ihnen nicht nach Wunsch gehet, um diese Geister zu lehren, künftig ihres Amtes besser zu warten. Obschon die Wilden nicht unterlassen, diesen Schutzgöttern an-

p) Paraguai von Charlevoix. Tom. 2. Liv. 4.

angenehme Opfer anzubiethen: so kann man doch zuverläßig sagen, daß je wilder ein Volk ist, es sich desto weniger daraus macht, den Göttern zu opfern, und sie zu bedienen. Insgemein glauben die Wilden, daß die Geister eine eingegangene Freundschaft nicht leicht brechen, ermuthlich, weil sie sie selbst nicht leicht brechen. Ein Volk, das nicht selbst Vortheile bey andern sucht, hält die Götter für eben so uneigennützig, als es selbst ist.

§. 22.

Ausser diesen Hausgöttern, woraus einige wilde Völker sehr mächtige Wesen machen, setzen sie noch großes Vertrauen in die Geister, die die grössern Werke der Natur als Luft, Berge, Flüße, Wälder, wie auch Sonne und Mond bewohnen. Sie halten sich in allen öffentlichen Angelegenheiten an sie, und bringen ihnen eine Art von Opfer, obschon nur selten. In einer oder der andern ihnen drohenden Gefahr, als in Wassersnoth und dergleichen, nehmen auch einzelne Personen sich die Freyheit, diese, ihren Gedanken nach mächtige Wesen zu versöhnen, weil sie glauben, es wäre die Natur aus keiner andern Ursache aufrührisch, als um die Menschen zu erinnern, was sie den Göttern schuldig wä-

ren.

ren. Sonst siehet man leicht, warum sie nicht, außer in allgemeinen Feyerlichkeiten, die das ganze Volk betreffen, sich zu diesen mächtigen Wesen halten, theils weil sie glauben, eine Person wäre allzu geringe, die besondere Fürsorge solcher hohen Wesen zu verdienen; theils auch, weil sie meynen, sie könnten nicht so leicht von einer geringern Anzahl Personen verehret werden, als von dem ganzen Volke, dessen Beschützung sie über sich genommen hätten. Allein die Geister, woraus sich die Wilden am meisten machen, und die bey allen diesen Völkern, auch bey denen, die sonst weder die Hausgötter, noch die vermeynten Geister, die die großen Werke der Natur bewohnen, verehren q), in Ansehen stehen, sind die unsichtbaren Wesen, mit denen ihre Geistlichen (wenn sie sonst diesen Nahmen verdienen) wie sie meynen, Umgang pflegen. Und diese sind überhaupt in so hohem Ansehen, daß man in allen wichtigen Vorfällen seine Zuflucht zu ihnen nimmt, und ihren vermeynten Rath für zuverläßig hält.

§. 23.

Was nun diese Geister betrifft, von denen sich gewisse bey allen Völkern dazu bestimmte Geistliche einbilden, mit ihnen in Vereinigung zu leben;

q) *Leri* Hist. Navig. in Brasiliam.

ben; so gehören sie unstreitig unter die vorzüglichsten und wichtigsten. Die Ursache, warum man überall in der Welt einige auserwählte Personen zu ihrem Dienste ausgesucht hat, scheinet keine andere als diese gewesen zu seyn, nähmlich weil man in den Gedanken stand, es wären diese mächtigen Geister nicht so leicht zu gewinnen, als die weniger mächtigen, sondern es würde eine weit größere und feyerlichere Vorbereitung dazu erfodert, mit ihnen in Vereinigung zu kommen, als mit den letzten. Zu dem Ende muß man bemerken, daß alle wilde Völker in der Meynung stehen, es wäre die Seele von Natur zum Umgange mit den andern Geistern vollkommen geschickt. Sie glauben wirklich, die Seelen hätten einen natürlichen Trieb dazu, sie würden aber daran durch den Körper verhindert, und man müsse ihnen daher, ehe eine solche Vereinigung mit andern Geistern vor sich gehen könnte, dazu behülflich seyn, daß sie von den gewöhnlichen Fesseln des Leibes befreyet würden. Dieses siehet man am besten aus den Gedanken, die sie sich wegen ihrer Träume machen. Sie glauben wirklich, daß die Seelen im Schlafe den Leib verlassen, herum wandern, und die Dinge betrachten, die die Seele in diesem Zustande denket. So viel ist gewiß, daß die ersten Betrachtungen des Menschen nicht weiter giengen,

als das Viele, das man nicht verstand, aus dem Wenigen, was man wußte, zu erklären; daher, weil man wachend nicht ohne gegenwärtig zu seyn, von Dingen, an die man zuvor nicht gedacht hatte, Kenntniß bekam, so meynte man, es müßte eben dieselbe Beschaffenheit auch im Schlafe haben. Weil nun dießfalls die Vereinigung zwischen Seele und Leib gewisser Maßen aufhören mußte, ehe mit andern Geistern eine neue angefangen werden konnte, und man bemerket hatte, daß die Fertigkeit, zu denken, weit geringer war, wenn die Natur sich mit der Verdauung der Speise beschäftiget, als wenn man nüchtern ist: so ist es kein Wunder, daß man bey allen heidnischen Völkern einstimmig im Fasten das große Mittel gefunden haben will, die Seele vom Zwange des Leibes frey zu machen. Die Wilden gehen in ihren Fasten überhaupt zu weit; von allen heiligen Uebungen brauchen sie keine öfter, als diese. Alle insgesammt, insonderheit aber die Geistlichen, sind in unzähligen Vorfällen dazu verbunden, vornehmlich, wenn sie zu ihrem Amte eingeweihet werden sollen, oder nach der Einweihung die Geister rufen, und ihrer Meynung nach, durch ihre Citation entweder etwas für das gemeine Beste auswirken, oder auch das Zukünftige erforschen sollen. Bey den meisten Völkern hat man überdieß

sol-

solchen Personen, die sich den Geistern aufopfern sollen, außer einem langwierigen und fast unglaublichen Fasten noch andere Martern auferlegt, die insgemein für unausstehlich angesehen werden könnten. Sie sind dabey der Meynung, die Seele könnte von der Befleckung des Leibes nicht genug gereiniget werden, oder die Fesseln nicht hinlänglich zerbrechen, die sie an den Staub und an die Unreinigkeiten hefteten, worin sie eingewickelt wäre. Einige Völker erlauben keinem eine Stelle unter ihren Geistlichen, wenn er nicht zuvor durch eine Menge anhaltender Schmerzen so sehr außer sich selbst gebracht worden ist, daß er alles, was zuvor im Leben geschehen ist, ganz und gar (wenigstens wie sie glauben) vergessen hat r); und man kann überhaupt sagen, daß die meisten heidnischen Geistlichen, ehe sie für würdige Kandidaten erkläret werden, eine Art der Verrückung des Gehirns ausgestanden haben, und gewisser Maßen aberwitzig geworden sind. Die Wilden glauben ganz fest, daß ein höchst ungewöhnlicher Zustand bey dem Menschen nöthig ist, wenn er zu einer Vereinigung mit diesen höhern geistigen Wesen geschickt seyn soll. Sie nehmen nicht weniger für wahr an, daß der Mensch in einem jeden außerordent-

r) Histoire de la Virginie, Chap. 3. Liv. 7. Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück.

ordentlichen und ungewöhnlichen Zustande dazu geschickt ist, und daher ist eine natürliche Raserey, eine Wahnsinnigkeit, auf welche Art sie sich auch einer Person bemächtiget, bey allen diesen Völkern eines der nächsten Mittel, für Vertraute der Götter angesehen zu werden; bloß weil man in seiner Raserey von ihnen redet, und sich einbildet, mit diesen unsichtbaren Wesen in einer nahen und ungewöhnlich genauen Vereinigung zu stehen. Auf diese Art geschiehet es nicht ohne große Mühe und nach den schmerzlichsten Leiden erst, daß die meisten Wilden glauben, die mächtigern und höchstwichtigen Geister würden überredet, die Menschheit anzunehmen, doch nicht eher, als bis die Seele, so zu sagen, auf eine gewisse Art von den leiblichen Befleckungen getrennet ist, und die Person, welche ein Diener der Götter seyn soll, noch bey lebendigem Leibe eine Art des Todes ausgestanden hat.

§. 24.

Daß die älteste Welt ungefehr auf eben diese Art gedacht hat, dieses siehet man ganz deutlich nicht allein aus dem hohen Werthe, den alle heidnische Völker auf ein langwieriges Fasten setzten, sondern auch aus den alleraltesten Religionsgeheimnissen, in so weit diese letzten bekannt gewor-

geworden sind. Die Indianischen Gymnosophisten führten allein aus dieser Ursache ein übermäßig strenges Leben, welches das heutige Indien auf das höchste getrieben zu haben scheinet s). Man sollte fast glauben, es hätten die Aegyptischen und Aethiopischen Priester t), so wie noch einige Wilden u), aus eben dieser Ursache die Beschneidung erdacht, gleich wie auchnoch einige andere heidnische Völker, bey denen sie gebräuchlich gewesen, [wo sie sie sonst erfunden haben], und zwar mehr um zu zeigen, wie sehr diejenigen, die sich dem Dienste der Götter widmen, allen fleischlichen Lüsten entsagen sollen, als schlechthin der Reinlichkeit wegen, von der man nicht wohl einsehen kann, worin sie bestehen sollte. Was für unmenschliche Schmerzen mußten nicht diejenigen ausstehen, die dem Gott der Perser, dem Mithras geheiliget werden sollten? In den großen Samothracischen und Eleusinischen Geheimnissen v),

S die

s) *Strabo* L. 15.

t) *Herodot*. L. 2.

u) *Coreal*. Tom. I. Part. 2. Chap. 11. Man versichert eben dasselbe von den Einwohnern von Yucatan 2c. ob es schon von andern widersprochen wird. Ob einige Völker am Orenoke beyde Geschlechter beschneiden lassen, davon sehe man *P. Gumilla*, T. I. Ch. 6.

v) Weil man dabey den Ursprung göttlicher Dinge, so wie bey den Aegyptiern, unter unanständigen Bildern, als unter der Gestalt des Phallus, verehrte. *Euseb*. Demonstr. Ev. L. 2, §. 4. *Pausan*. Arcad. C. 4. und 38.

die das Alterthum sich nicht unterstand, der Nachwelt und den Uneingeweihten bekannt zu machen, war die Reinigung ein überaus wichtiges Stück, und ein fruchtbarer Gebrauch, womit man zugleich diejenigen in Schrecken setzte, die man einweihen wollte; und es scheinet, man habe damahls eben diese Absicht dabey gehabt, wie noch jetzt unter den Wilden, nähmlich x): die Seelen ganz und gar von ihrer gewöhnlichen Denkungsart ab, und auf eine andere zu ziehen, in welcher sie zum Umgange mit den Göttern am besten geschickt wären. Die einfältigste von allen Reinigungen so wohl in den ältesten Zeiten als noch jetzt unter den Wilden, war die Reinigung durch Wasser; diese war von keiner geringen Wichtigkeit, noch ehe eine Medea den Mord ihrer Kinder, ein Orest den Mord seiner Mutter, und ein Peleus den Mord seines Bruders damit abwaschen wollte. Die Völker, die gewisse Wasser für besonders heilig hielten, sind in Ansehung dieser Art der Reinigung am meisten abergläubisch gewesen y). Auf diese Art sind noch in unsern Zeiten die Indianer der Meynung, daß, wenn ein Kranker in ihren heiligen Ströhmen stirbt, insonderheit im Ganges, oder richtiger,

---

x) *Meursii* Eleus. in Gronov. Thesaur. Ant. Græc. Vol. 7.
y) *Bernier* Vojages au Mogol. Tom. 2.

tiger, wenn er im Sterben ersäuft wird, die Seele abgewaschen wird, indem sie durch das Wasser aus dem Leibe gehet, und solcher Gestalt von den körperlichen Unreinigkeiten gereiniget wird. Hingegen scheinet es, daß in dieser Betrachtung einige der ältesten Völker, wie auch die Wilden unserer Zeiten, insonderheit die südlichen Amerikaner, am besten gedacht haben, nur daß sie diese Art der Reinigung wegen geringerer Vergehungen für hinreichend gehalten haben; wesfalls auch verschiedene Völker, und unter andern unsere alten nordischen, Wasser über die Kinder gegossen haben, wenn sie ihnen den Nahmen gaben z). Daß man in der ältesten Welt, so wie die heutigen Wilden noch thun, meynte, die Götter theilten sich den Menschen mit, wenn die Sinne nur erst verrückt geworden und in eine Art der Raserey gerathen wären a), dieses siehet man insonderheit aus den heid-

z) *Snorre Sturleson* im Leben Harald Haarfagers.

a) *Diod. Sic.* L. 14. *Plutarch.* de Orac. defectu, und *Strabo* L. X. Ex verſ. Commune hoc Græcis cum Barbaris est, ut sacrificia celebrent, alia cum, alia sine furore. — — Furor instinctum inspirationemque quamdam divinam habet, & ad Fatidicum genus accedit. d. i. Es ist den Griechen mit den Barbarn gemein, daß sie theils mit, theils ohne Raserey ihre Opfer verrichten. Diese Raserey führet einen göttlichen Trieb und eine göttliche Eingebung bey sich, und nähert sich der Wahrsagerey. Siehe auch *Plat.* in Phædro.

nischen Orakeln. Im Delphischen Orakel scheinet der Dampf, der aus der Höhle herauf stieg, Thiere und Menschen, die sich ihm näherten, in einem hohen Grade aberwitzig gemacht zu haben, und man kann vermuthen, daß es zum Theil eben diese Beschaffenheit damit gehabt habe, wie mit der berühmten Hundehöhle in Italien b). Dieses große Orakel hatte anfangs bloß dadurch Griechenland in Verwunderung gesetzt, weil ein paar Ziegen, die bey der Höhle weideten, einige wunderliche Sprünge machten, und der Hirt selbst den Verstand verlor, als er, so wie seine Ziegen, sich dem Dampfe allzu sehr näherte. Dieses Orakel ward hernach vielen Ländern ein wichtiger Abgott, weil ein Frauenzimmer, die man über die Höhle setzte, ebenfalls in Naserey gerieth, und darin bald dieß bald jenes Wort aussprach; Worte, die oft keinen Zusammenhang mit einander hatten, und die man hernach zusammen setzte, so gut man konnte, um eine Art eines Verstandes darin zu finden. Das Orakel des Trophonius und einige andere, von eben der Beschaffenheit und Wirkung, wie das Delphische, beweisen zur Genüge, was für einen schlechten Ursprung diese Dinge in der heidnischen Welt gehabt haben,

b) *Arist.* de mundo, *Plutarch.* de oræ defectu, und *Borrichii* Dissertat. de furore poetico.

ben, die doch hernach die künftige Zeit als die höchsten und heiligsten verehret hat, wie auch, wie ähnlich der Mensch sich selbst überall und in allem, was er geglaubt und gedacht hat, gewesen ist, und wie bereitwillig er war, einstimmig anzunehmen, daß alles, was in der Natur sonderbares und unverständliches vorkommt, eine unmittelbare Wirkung der Geister sey. Noch in unsern Zeiten schließet der meiste Theil der Menschen auf eben diese Art, und es wäre sehr leicht, zu beweisen, welche Menge von Dingen und Gegenden, die von verschiedenen Völkern in der ganzen Welt für heilig angesehen werden, ihre Hochachtung allein diesem menschlichen Irrthume zu danken haben.

§. 25.

Für so schwer es die Wilden halten, die mächtigern Geister von mittlerer Natur zu gewinnen, mit eben geringer Mühe sollen, wie einige von ihnen annehmen, die geringern, welche sie sich zu ihren Hausgöttern erwählen, zu bewegen seyn, mit dem Menschen Freundschaft zu machen. Es ist wirklich etwas ganz sonderbares in der Art, wie diejenigen unter ihnen, welche ihr Vertrauen auf diese vermeynte Geister setzen, zu ihrer Wahl schreiten. Man muß im voraus bemerken c), daß

c) Allgemeine Geschichte von Amerika.

daß alles, was gedacht werden kann, z. B. ein Thier, ein Knochen, ein Stein und was es auch sey, lebendige oder todte Dinge, die ihnen nur vorkommen, geschickt sind, einen Gott vorzustellen; bloß, weil sie glauben, die Geister wohnten überall, daher könne nichts gedacht werden, das ihnen nicht zum Aufenthalte dienen könnte. Da man aber eine Regel nöthig hat, um zwischen der unendlichen Menge von Dingen, die in der Natur vorkommen, die rechte Wahl zu treffen: so nehmen sie in dieser Wahl einen wunderbaren Weg. Sie halten sich nähmlich darin an ihre Träume, und was ihnen im Schlafe vorkommt, das halten sie für gewisser und unzweifelhafter, als was sie mit wachenden Augen sehen d). Ein Traum

d) Von dem starken Aberglauben in diesem Vorfalle findet man ganz sonderbare Beyspiele. *Charlevoix* in Hist. de la Nouv. France, Tom. 3. Lett. 24. versichert, es habe einem einsmahls geträumet, er sollte sich seinen Finger abschneiden lassen, und er schnitte ihn aus dieser Ursache wirklich ab. Lafitau, oder allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück §. 36. erzählet noch merkwürdigere Beyspiele. Ich will daraus etwas kürzlich anführen. Die Wilden glauben, daß die Seele, wenn sie das nicht genießet, was sie verlanget, den Leib verläßt, und daß die Person, wenn ihre Begierde nicht befriediget wird, sterben müsse. Einem Wilden träumte, seine Glückseligkeit käme auf den Besitz einer mit einem der Vornehmsten des Ortes verheurathethen Frau an. Er ließ daher diesen so gleich um seine Frau ansprechen. Mann und Frau liebten einander herzlich, dennoch aber dörften sie das Begehren nicht

Traum kann in den Gedanken der Wilden nicht fehl schlagen, er ist ein Wort der Götter, eine Art eines Orakels, und man muß ihn daher jederzeit im höchsten Grad für heilig halten. Die Veranlassung zu dieser Meynung ist ohne Zweifel fol-

ausschlagen, und sie mußten sich trennen. Die Frau gieng die neue Ehe ein, um das Leben dieses Menschen zu retten, und sich nicht dem Befehle der Götter zu widersetzen. Man sollte glauben, es müßten alle nur erdenkliche Unordnungen aus dieser thörichten Grille fließen; den Wilden aber ist nicht weniger bange dafür, falsche Träume zu erdichten, als denen nicht nachzukommen, die sie wirklich gehabt haben, weil das erste eben so viel ist, als mit den Göttern Scherz zu treiben. Dennoch findet man unter ihnen eben sowohl solche Gottesvergessene und so genannte starke Geister, als wie bey uns; solche, die ihren Spott damit treiben, was alle andere für heilig halten; welche sich dieses allgemeinen Irrthums dazu bedienen, um ihre Rache auszuüben. Man hat davon ein Beyspiel. Ein Wilder ward darüber mißvergnügt, daß die übrigen in seiner Kabane einem Kriegsgefangenen das Leben geschenkt hatten. Lange Zeit hernach erzählte er, es habe ihm geträumt, er habe von diesem Sclaven gegessen. Die andern Wilden gaben sich alle mögliche Mühe den armen Schelm zu retten. Man machte ähnliche Männer von Teig, und brüete sie auf der Asche, um den Traum zu erfüllen. Aber umsonst: der arme Sclave mußte endlich hingerichtet werden. — Charlevoix versichert, daß, wenn einem träumt, er hätte eine Sache nöthig, die nicht in dem Orte wäre, der ganze Staat sich alle mögliche Mühe gäbe, sie ihm zu verschaffen, und wenn sie sie auch fünfhundert Meilen weit sollten holen lassen. Ingleichen, wenn einem träumt, er sollte einen andern todtschlagen, so thäte er es wirklich; aber es wäre ein Unglück für ihn, wenn einem andern träumte, er sollte den Erschlagenen rächen. La *Hontan*

folgende gewesen: Sie meynten, die Geister stunden unter sich in einer eben solchen Vereinigung, wie die körperlichen Dinge, nur daß in der Art und Weise derselben ein Unterschied wäre. Die menschliche Seele könnte daher, wenn alle Hindernisse gehoben wären, einen neuen und vertrauten Umgang mit andern Geistern haben. Man meynte ferner: so wie in der Menschheit eine Person eine andere natürlicher Weise weit vor allen andern lieben kann; so müßte es eben dieselbe Beschaffenheit zwischen der Seele und den unsichtbaren Geistern haben. Einer von ihnen könnte natürlicher Weise die Seele einer Person mehr als alle andere lieben; zwischen beyden könnte diese Sehnsucht zu einer nähern Vereinigung, die man Liebe nennet, entstehen; diese natürliche Freundschaft müßte aber aufgekläret werden, auf Seite des Menschen dadurch, daß er sich um die Freundschaft

Memoire de l'Amerique, Tom. 2. unter dem Titel: Amours des sauvages erzählet: Wenn einem zwey Nächte hinter einander von seinem verstorbenen Gatten träumet: so glaubet er, es wäre selbigem verdrießlich, in der andern Welt allein zu seyn; er nimmt daher Gift, um den Verstorbenen Gesellschaft zu leisten. Träumet einem hingegen solches nur einmahl, so heißt es, der Traumgeist wäre seiner Sache nicht recht gewiß, und käme daher nicht wieder. Daher träumet ihnen vermuthlich in allen wichtigen Vorfällen mehrere mahle nach einander, ehe sie sich auf ihre Träume verlassen.

schaft der Geister überhaupt bemühte, und sich zur Vereinigung mit ihnen geschickt machte; auf Seiten des unsichtbaren Geistes hingegen, daß er sich der Seele näher zu erkennen gäbe. Zu dieser letzten Erklärung, hielt man keinen andern Zustand geschickter als den Schlaf, weil in selbigem nichts äußerliches und sinnliches hinderlich wäre, sich dem Umgange mit andern Geistern gänzlich zu ergeben, insonderheit, da die Wilden wirklich glauben, die Seele, so lange sie schläft, könnte den Leib ganz verlassen. Damit nun inzwischen der Leib der Seele in einem so großen und wichtigen Werke nicht hinderlich seyn möchte: so fiel man zugleich darauf, durch Fasten die Freyheit der Seele im Voraus zu befördern. Wann der Leib entweder dadurch allein, oder noch durch mehrere Mittel dazu vorbereitet war, daß man nicht mehr glauben konnte, er wäre der Vereinigung hinderlich, so ward hernach das Ding, das sich mit den deutlichsten Bildern der Seele im Schlafe vorstellte, und gegen welches die Seele überdieß eine Lust und eine Sehnsucht empfand, dafür angesehen, als wäre es von dem Geiste bewohnt, oder es stünde in einer besonders großen Vereinigung mit dem Geiste, an den man sich ins künftige, als zu seinem Schutzgotte, halten sollte. War die Vereinigung einmahl geschehen, so sahe man

sie

sie fast für unauflöslich an. Die Wilden meynten, es gienge damit unter den Geistern, wie unter ihnen selbst zu; weil diese Völker, wenn sie einmahl eine ewige und unveränderliche Freundschaft gestiftet haben, einander niemahls verlassen, sondern auch einer des andern Tod zu rächen suchen, und sollte es auch mit ihrer eigenen Lebensgefahr geschehen. Diesen Gedanken vorausgesetzt, halten sie dafür, daß ihnen dieser auf diese Art gewonnene Geist in allen Dingen behülflich wäre, sie und ihr Haus bewachte, ihnen im Schlafe alles entdeckte, und sie dadurch oft von dem ihnen bevorstehenden Schicksal unterrichtete. Hingegen die sichtbaren Dinge, die sie gleichsam zum Wahrzeichen bekommen haben, beobachten sie beständig genau, und so lange sie in gutem Stande und in allen Stücken unbeschädiget sind, muß es, ihrer Meynung nach, mit ihnen eben so beschaffen seyn; vergehen sie hingegen, oder werden sie beschädiget, so glauben sie, daß sich ihr Unglück oder ihr Untergang ebenfalls heran nahet.

§. 26.

Ob es schon ungewiß ist, ob man in der ältesten Welt vollkommen ein so großes Wesen aus den Träumen gemacht, wie unsere jetzigen Wilden thun: so zeiget doch die Geschichte durch-

aus

aus bey unzähligen Gelegenheiten, daß man sie zu allen Zeiten für etwas sehr wichtiges gehalten habe. Sie waren bey den Alten eins der sichersten und zuverläßigsten Zeichen, wodurch man vor der Zeit das Zukünftige sehen konnte e), und da einige alte Orakel blos in Träumen das Schicksal der Fragenden zu erkennen gaben: so hat man keinen andern Beweis dazu nöthig, daß sie damahls so wohl wie noch jetzt unter den Wilden für ein Mittel angesehen wurden, wodurch die Götter ihren Willen offenbarten. Unsere alten nordischen Völker waren im höchsten Grade ihren Träumen ergeben f).

§. 27.

e) *Cicero* de divinat. L. 1. C. 18. *Strabo* L. 14. vom Nysa. *Plutarch.* de placitis philosoph. Und *Pausanias* in Atticis darf nicht erzählen, was er im Tempel der Ceres sahe, bloß eines Traumes wegen, der, wie er meynte, von den Göttern kam. C. 14. und in Arcad. C. 37. daß die Arkadier in Träumen davon unterrichtet wurden, einen Blok von Marmor aus der Erde zu graben, um daraus ihrer vornehmsten Gottheit eine Säule zu machen. Man sehe auch, außer andern Scribenten, *Diodor. Halycar.* L. 1. C. 13. von den Träumen des Latinus und Aeneas. In Homers Ilias 1. B. und 2. B. gleich anfangs die Rede des Achilles zu Agamemnon. Daß unsere alten nordischen Vorfahren eben dieselben Gedanken von den Träumen geheget haben, dieses zeiget die Edda, Fab. 45. Weil Balder der gute manche fürchterliche Träume gehabt hatte, so wurden die Götter darüber sehr bestürzt, und Frygga nahm darauf von allen Dingen einen Eid, ihm keinen Schaden zu thun.

f) *Barthol.* im angeführten Werke, L. 3. C. 3.

§. 27.

Man siehet aus dem schon angezeigten Ursprunge der heidnischen Geistlichkeit, daß ihre Verrichtung bey den Wilden eben dieselbe ist, die sie bey andern abgöttischen Völkern in der Welt war, nähmlich: in genauer Vereinigung mit den vermeynten Geistern zu stehen; diese unsichtbaren Wesen zu versöhnen, für ihre ordentliche Verehrung zu sorgen; eine Sache, um die sich die meisten Wilden nicht sehr bekümmern, ob sie schon bey verschiedenen Gelegenheiten nicht versäumen, Proben ihrer Dankbarkeit und Andächt zu geben. Das Große, daß sie von ihren Geistlichen erwarten, ist dieses, durch ihre Hülfe von den Geistern eine sichere Kenntniß von dem Künftigen zu erhalten, man kann also diese Leute als so viele Orakel ansehen. Die Art und Weise, wie sie wahrsagen, ist derjenigen vollkommen ähnlich, die, wie ich schon gesagt habe, bey einigen alten heidnischen Orakeln gebräuchlich war, nähmlich Entzückung und Raserey. Ihre Vorbereitung dazu besteht in Enthaltung von Essen und Trinken, in Enthaltung vom Umgang mit dem andern Geschlecht, in Fasten und andern vorhergehenden körperlichen Reinigungen. Nach dieser Vorbereitung richten sie für die Geister an, oder eigentlicher beschwören sie sie, fallen

dar-

darauf in eine Art der Entzückung, in welcher sie nichts von sich selbst mehr wissen, und gleichsam ein wirkliches Schaudern oder Zittern über den ganzen Körper bekommen. Was ihnen in diesem Zustande vorkommt, das sehen sie an, als ob es ihnen von dem Gott eingegeben wäre, mit den sie in Vereinigung stehen, und also für eine unzweifelhafte Wahrheit. Es ist mit dieser Entzückung sonst höchst sonderbar, daß sie sich darein setzen können, wenn sie wollen, ohne daß man bemerken kann, wodurch sie sich in einen so unnatürlichen Umstand bringen. Daß das Gefolge des Bacchus den Wein dazu gebrauchet hat, weil die älteste Welt sich dieses Saftes sonst sehr wenig bediente, auch erst lange hernach der Gebrauch desselben allgemein ward, daran ist kein Zweifel. Daß einige Amerikanische Völker sich durch den Tobacksrauch in eben dieser Absicht das Gehirn verwirren, das ist ganz zuverläßig; andere setzen sich in diesen Zustand durch den Rauch des Krautes Yura g). Das aber weiß man nicht gewiß, und doch sollte man es fast glauben, ob alle diese Völker durch einen heimlichen und nicht überall bekannten Gebrauch dieses Krautes sich selbst in diesen Zustand setzen. So viel ist gewiß, daß die Wilden ihre heiligen Gebräu-

ech

g) *Pere Gumilla* Orenoque, Tom. 1, Ch. 12.

che und Lehrsätze nicht weniger geheim halten, als die älteste Welt h); es ist daher etwas höchst schweres, die Art und Weise, wie? und die Mittel, wodurch? sie diese Narrheit ins Werk setzen, zu erklären. Da die Jüngern allezeit lernen, was die Aeltern thun, so hat man Ursache zu glauben, daß die ganze Sache auf gewissen Kunstgriffen beruhet, die vielleicht weit geringer sind, als man denken sollte, wenn sie bekannt würden. Vielleicht kann das Gehirn, wenn es einmahl verrückt geworden, bloß wenn es an grausame und schreckliche Dinge denket, aufs neue, und so oft sie wollen, wieder in einen Zustand gesetzt werden, der auf eine kurze Zeit eine Krankheit mit so heftigen Anfällen verursachen kann, wie man an diesen Leuten siehet; denn man müßte sich großen Zwang anthun, wenn man glauben wollte, es wäre alles, was sie vornehmen, nichts als Betrügerey, und sie sollten es also besser wissen, und den gemeinen Mann einbilden, sie hätten Umgang mit höhern Wesen, welches sie doch selbst nicht glaubten. Dieses ist unstreitig, daß nicht unter ihnen eben so, wie in der alten Welt i), Unwissende seyn sollten, die die rechte Art, entzückt zu werden, selbst nicht recht verstehen, und

h) Histoire de la Virginie.

i) *Van Dalen* de Oraculis, Dissert. 2.

und daher wissentlich betrügen. Man hat überdieß Beyspiele, daß zuweilen ein Indianischer Fürst k), der zugleich das Haupt der Geistlichkeit gewesen ist, sich der Götzenbilder bedienet hat, durch welche er zu dem Volke redete, um sie desto besser im Gehorsame zu erhalten, damit das, was er verlangte, als ein Befehl der Götter angesehen würde. Man möchte die Wilden auch noch für so einfältig halten, als man wollte; so dürften doch ihre Regenten es kaum wagen, was sich ehemahls ein **Pisistratus** mitten im scharfsinnigen **Athen** erkühnte l); aus dieser Ur-

k) Hist. de St. Domingo von *Charlevoix.* Tom. 1. Liv. 1.

l) Man muß glauben, es müsse Pisistratus auf eine außerordentliche Art beydes der Götter und Menschen gespottet, und mehr als irgend ein anderer zu seiner Zeit eingesehen haben, das es weit leichter sey, es dahin zu bringen, daß eine Menge Volks etwas glauben muß, als daß es darüber nachdenket, wenn nähmlich von übernatürlichen und geistlichen Dingen gehandelt wird; er würde sich sonst nicht unterstanden haben, einen so verwegenen Streich zu spielen, wie dieser war, durch welchen er, nachdem er einmahl Herr von Athen gewesen, hernach aber landflüchtig und verjagt geworden war, sich wieder zum andern Mahle auf den Thron setzte. Er ließ das längste und schönste Frauenzimmer, das er finden konnte, als die Minerva ankleiden, und auf einen Triumphwagen setzen. Darauf sandte er Herolde nach Athen, die Ankunft der Göttinn zu verkündigen, indem sie sagten, sie fände ein besonderes Wohlgefallen am Pisistratus, und wollte ihn selbst zurück nach Athen bringen, und in seine erste Gewalt wieder ein-

Ursache es aber von allen zu glauben, das würde sehr schwer seyn, indem die Geistlichen aller dieser Völker sich überall eben derselben Art bedienen, ohne daß es scheinet, der eine habe seine Kunst von dem andern gelernt, z. B. die Einwohner der nördlichsten Tartarey von den südlichsten Amerikanern. Man muß vielmehr dafür halten, daß diese Verblendeten in dem Augenblicke, da sie verrücket werden, wie solches auch geschehen mag, eine wirkliche Verrückung des Gehirns empfin-

setzen. Mehr war nicht nöthig, den ganzen Pöbel in Aufruhr zu setzen. Eben weil dieser Einfall so lächerlich war, daß niemand denken konnte, man würde ihn glauben, eben dießfalls ward er von allen geglaubt, und Pisistratus, wie man beym Herodotus weiter nachlesen kann, ward einstimmig zum Regenten angenommen. Es ist also nichts gewisser, als daß die Vernunft bey dem Menschen sich jederzeit in eben demselben Grade verliert, als der Aberglaube zunimmt. Bey den Wilden würde die ganze Welt über eine solche Erfindung lachen. Man findet in ihrer Geschichte davon besondere Beyspiele, von denen ich nur eines anführen will. Wenn die Canader in den Krieg ziehen wollen, so bereiten ihnen ihre Geistlichen verschiedene Arzeneyen; und zum Beweise, wie unvergleichlich sie sind, stellet sich einer von ihnen für todt an, warauf er durch selbige wieder auferweckt wird. Die Wilden sehen diese Possen an, und verspotten im höchsten Grade den Auferweckten und den Auferwecker, weil sie daran nicht zweifeln, daß sie beyde Betrüger sind. Gleichwohl aber, welches am meisten sonderbar ist, wird dadurch diesen Taschenspielern nichts von der Hochachtung entzogen, worin sie stehen.

pfinden, sich Geister unter besondern Gestalten einbilden, glauben, mit ihnen zu reden und von ihnen angefochten zu werden. Man weiß, was für Bewegung die Furcht, der Aberglauben, eine von den Vorfahren überlieferte Lehre und eine unordentliche Einbildungskraft in dem menschlichen Gemüthe verursachen können. Die besondern Beyspiele die man davon hat m), nähmlich: wie ungern verschiedene dieser vermeynten Besessenen ihre Kunst haben ausüben wollen, weil sie, nachdem sie sich mit den Geistern berathschlaget hatten, oder richtiger, nachdem sie sich den natürlichen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft überlassen hatten, nicht allein schwach und über den ganzen Leib abgemattet, sondern auch zuweilen über den ganzen Leib so heftig beweget wurden, daß ihnen dieses heilige Spiel zuletzt das Leben kostete; dieses beweiset vollkommen, daß das, was sie sich vorgenommen hatten, nicht schlechthin eine Betrügerey war, sondern vielmehr eine Art einer künstlichen Krankheit, die größten Theils aus einer wirklichen Raserey erreget ward. Einige Reisende halten dafür, ob es schon von andern geläugnet wird

T n),

m) Lettre édifiantes, Recueil 11. und *Lambert* hist. generale, T. 8. Ch. 11: *Plutarch*. de Orac. defectu von dem Pythia beym Schluß. Gmelin siberische Reise, 1734. den 19. Sept.

n), daß die Geistlichen dieser Völker einen wirklichen Umgang mit den bösen Geistern haben. Man muß aber sehr vorsichtig seyn, ehe man dieser Meynung Beyfall gibt, weil nichts gewisser ist, als daß kein Europäer ein Augenzeuge einer solchen Begebenheit gewesen ist; denn die Wilden behaupten überhaupt, es hätten diese Geister in Gegenwart der Christen keine Macht. Es ist dieses auch kein Beweis, wenn einige Wilden selbst gesagt haben, sie würden von den bösen Geistern geschlagen und gemartert; insonderheit, da man zugleich gestehet, diejenigen, die dieses Bekenntniß gethan hätten, wären von einem traurigen oder melancholischen Gemüthe. Man weiß, wie groß und weitläufig die Herrschaft der Einbildungskraft ist. Vorgefaßte Meynungen, Furcht und Aberglauben verursachen gar leicht, daß man mit ganz andern Augen siehet, und an einen Berg zu stossen sich einbildet, wo man kaum einen kleinen Hügel findet. Wie zitterten nicht die Soldaten Cäsars o), als sie die heiligen Eichen

n) *Hennepin* vojage au Missisippi. Recueil des Vojage. au Nord. Tom. 5. *Pere Gumilla* description de l'Orenoque, Tom. 1. Ch. 10. *La Hontan*, Tom. 2.

o) *Lucani* Pharf. L. III.
Hanc jubet immisso sylvam procumbere ferro,
Sed fortes tremuere manus, motique verenda
Majestate loci, si robura sacra ferirent,
In sua credebant redituras membra secures.

chen im Wald bey Marseille umhauen sollten? Männer, die kein Feind erschrecken konnte, zitterten, da sie, die Hände an einen Baum legen sollten. Selbst unsere Europäer fielen in Ohnmacht, als ihnen befohlen ward, einige Götzenbilder aus einer Höhle auf der Insel St. Domingo zu nehmen p), weil die Wilden einstimmig bekräftigten, sie könnten ohne Lebensgefahr nicht angerühret werden. Allein, wenn ein Aberglauben erst einreißet, so ist nichts so unnatürliches in seinem Befehle, das nicht so gleich Beyfall findet q). Inzwischen muß man gestehen,

p) *Charlevoix* Hist. de St. Domingo.

q) Da man die amerikanischen heidnischen Geistlichen insgemein beschuldiget, daß sie glauben, die bösen Geister zu sehen, mit ihnen zu reden, und Umgang mit ihnen zu haben: so kann ich nicht unterlassen, eine Erzählung aus Coreals Reise 1. B. 2 Th. 1. Kap. anzuführen, welche beweiset, daß die europäischen Geistlichen in Amerika nicht weniger sehen, als die heidnischen, um dadurch zu bekräftigen, wie leicht man sich einbildet, etwas zu sehen, was niemahls vorhanden ist, wenn man nur erst glaubet, daß es vorhanden wäre. Ein Mönch in Brasilien erzählte dem Coreal sehr ernsthaft, er habe einsmahls unbeschreibliche Mühe gehabt, die Seele eines verstorbenen Protugiesen aus den Klauen des Teufels zu retten, und zwar nach einer Warnung, die er diesfalls von der Jungfrau Maria erhalten hätte. Er las erst vier Messen, ohne daß er im geringsten merken konnte, daß zwey Teufel diese Seele, welche sie hielten, wollten fahren lassen. Allein bey der fünften Messe verzog der eine Teufel sein Gesicht auf eine häßliche Art. Unter der sechsten Messe fiengen beyde an, mit den Füßen zu wan-

daß, wenn alles wahr ist, was von den Orakelsprüchen der Wilden erzählet wird r), man solches allerdings für höchst sonderbar halten muß.

§. 28.

Man findet in der Geschichte der Wilden vielerley närrische Arten, wodurch ihre Geistlichen die Geister an sich zu ziehen suchen, bald durch Tanzen,

ken. Unter der siebenten schäumten sie vor Zorn. Unter der achten gab der eine Teufel der gefangenen Seele eine Ohrfeige. Unter der neunten gaben beyde Teufel ihr Nasenstüber. Unter der zehnten riß endlich der Mönch die Seele aus den Klauen der Teufel, sandte sie ins Paradies, und die Teufel in die Hölle. Man sollte denken, diese Erzählung wäre ein Mährchen, die Kinder damit zu ergetzen; gleichwohl glaubte der gute Pater alles recht ernstlich. Darf man sich darüber wundern, wenn von den Südamerikanischen Wilden erzählet wird, es wäre ein Geist, oder, wie ihn die Europäer nennen, ein Teufel oben durch die Hütte zu ihren Geistlichen gekommen, er hätte die Hütte geschüttelt, so wie man vor Alters erzählte, daß Apollo seinen Tempel geschüttelt hätte; er hätte mit den Zähnen geklappert, von denen ihm vorgesetzt gewesenen Gerichten gespeiset, bescheiden beantwortet, was man ihn gefragt, und sich endlich wieder abgeführt.

r) Garcilasso erzählet in seiner Hist. des Yncas, Liv. 9. Chap. 14. 16. Die Peruaner hätten eine Nachricht von ihren Orakeln erhalten, daß unter dem dreyzehnten ihrer Ynkas oder Kaiser ein fremdes Volk an ihren Küsten landen, sich des ganzen Kaiserthums bemächtigen, ihren Gottesdienst vernichten, und in Peru neue und bessere Gesetze einführen würde. So bald man aber diesen Scribenten mit Nachdenken lieset, so siehet man leicht, daß die ganze

zen, bald durch Singen, Pfeifen, durch Verdrehung des Körpers, durch unzählige närrische Gebärden u. s. w. denn wer die Lebensart der Wilden kennet, der wird sich nichts anders vermuthen können. Wie man aus dem bisher angeführten Umständen siehet, so glaubte die unwissende Welt überall, man müsse von den Menschen auf die Götter

Sache dahinaus läuft, daß der zwölfte Kaiser Huayna Capac kurz vor seinem Tode, da man bereits die fremden Schiffe an den peruanischen Küsten verschiedene mahle bemerket hatte, voraus sagte, man könnte sich von diesen Schiffen, die ihre Gewässer besegelten, einen Besuch vermuthen. Ein Schluß, den ein so vernünftiger Kaiser, wie dieser war, ohne weitere Offenbarung gar leicht machen konnte. Was aber zufolge dieser Erzählung die Worte dieses Kaisers zu einem Orakel oder zu einem Göttersprache gemacht zu haben scheinet, das ist ohne Zweifel dieses, daß sein ältester Sohn Huascar, der von seinem jüngern Bruder Atabalipa vom Throne gestossen war, bey den Spaniern Hülfe suchte, seinen Thron wieder besteigen zu können, und daher ihnen die Worte seines Vaters als einen Göttersprauch auslegte, mit dem Zusatze, er hätte ihm zugleich befohlen, mit diesen Fremden Freundschaft zu machen, und sie gewisser Maßen für seine Herren zu erkennen. Solcher Gestalt drehte damahls Huascar den Mantel nach dem Winde. Daß inzwischen Huayna Capac an nichts weniger gedacht hatte, als daß seine Kinder den Fremden die Oberherrschaft über Peru zugestehen sollten, das siehet man aus den Anstalten, die er dazu vorkehrte, seinen jüngern Sohn Atabalipa den ruhigen Besitz des Königreichs Quito zu versichern. Man kann daher nicht daran zweifeln, daß die Spanier selbst gesucht haben, den Ausspruch dieses Kaisers zu einem Orakel zu machen, um dadurch ihre Herkunft und daß sie rechtmäßi-

ter und Geister schließen; alles, was jenen gefiel, das müßte auch diesen angenehm seyn. Da nun das Hauptvergnügen der Wilden im Tanzen bestehet, und das Tanzen selbst in einer Menge besonderer und lächerlicher Gebärden; wer hätte daran zweifeln sollen, daß die Geister nicht ebenfalls Gefallen an einem so angenehmen Anblick haben sollten; Die älteste Welt dachte vollkommen auf eben diese Art; nicht allein die Poeten rühmen oft die Götter selbst als große Tänzer, sondern diese Art, die höhern Wesen zu ehren, war auch in dem Gottesdienste der ältesten Zeiten etwas so wesentliches, daß man auch gewisse Geistliche hatte, nähmlich die sogenannten **Kureten** s) und **Korybanten**, deren Hauptverrichtung im Tanzen bestand. Fast alle Völker in der heidnischen Welt sind in dieser Art, die Götter zu verehren,

ge Herren der peruanischen Krone wären, zu beweisen, weil die Götter des Landes sie selbst dafür erkläret hatten. Ohne Zweifel muß man ungefehr eben dieses Urtheil fällen von einer ähnlichen Weissagung, die die Spanier auf der Insel St. Domingo sollen gefunden haben. Man sehe in Charlevoir Beschreibung dieser Insel im 1 B. das erste Kap. nach. Wie oft die Sprüche der Orakel, so wie man sie für vortheilhaft fand, ausgelegt worden sind, oder auch wie oft sie ganz und gar erdichtet worden sind, um das zu bestätigen, was man überhaupt geglaubet haben wollte, davon sehe man van Dalen und Fontenelle in ihren hieher gehörigen Abhandlungen.

s) *Strabo* L. 10.

ehren, einig gewesen, und wo sie nicht älter als die Opfer ist, so kann man doch mit ziemlichem Rechte glauben, daß sie eben so alt ist, wie diese sind. Die Götter mit allerhand Spielen zu vergnügen, das war in der ältesten Welt ein wichtiger Religionspunkt. Die großen griechischen Spiele, so wohl die olympischen als die andern, beweisen dieses vollkommen.

§. 29.

Was die Opfer betrifft; so konnte es daran auch nicht fehlen. So bald man meynte, die Götter könnten von dem Irdischen genießen, so mußte man ihnen ja mit allen Dingen, woran der Mensch selbst Gefallen hatte, aufwarten, und zwar mehr oder weniger, nachdem man im grössern oder geringern Grad den höhern Wesen dadurch einen Dienst zu thun, gedachte. Die Opfer der ältesten Zeiten waren im höchsten Grade einfältig. Die ersten **Aegyptier** heiligten t) in ihrer äußersten Armuth den Göttern Rasen. Eine Sache, welche um so vielmehr für reimlich zu halten ist, da man erzählet, es brauchten einige wilde Völker noch jetzt eine gewisse Art Erde zur ordentlichen Nahrung u). Je größer der Ueberfluß

t) *Euseb.* am angeführten Orte, L. 1. §. 9.

u) *Du Tertre* von den Caraiben. *Pere Gumilla* descr. de l' Orenoque Tom. 1. Chap. 11.

fluß unter den Menschen ward, je mehr man selbst nöthig hatte, desto mehrere Nothwendigkeiten legte man auch den Göttern bey, bis man endlich anfieng zu glauben, sie wären nicht allein dabey anwesend, und bedienten sich des unsichtbaren und feinsten Saftes von dem, was man opferte, sondern, sie erzeigten auch den Menschen die Ehre v), bey öffentlichen Gastmahlen und Zusammenkünften ihre Gäste zu seyn. Man hat also nicht ohne Ursache gesagt, es wäre in der ältesten Welt, außer den Göttern zu Ehren kein Gastmahl gehalten worden. Je gesitteter daher ein Volk geworden ist, je gemächlicher und überflüßiger es lebte, desto mehr Arten hat es erdacht,

v) Auf diese Art erzählet Homer in der Ilias 1 B. Des Tages vorher, ehe Thetis mit dem Achill redete, wären Jupiter und die andern Götter abgereiset, um einem Gastmahle beyzuwohnen, zu welchem sie von den weisen Aethiopern wären eingeladen gewesen, und von welchem sie nicht unter zwölf Tagen zurück kämen; alsdann wollte Thetis nicht vergessen ihres Sohnes beym Jupiter zu gedenken — Im folgendenden Buche beklagt sich Vulkan gar sehr, über die Uneinigkeit, die allezeit unter dem höchsten Gotte und seiner Gemahlin herrschte, und man könnte bey den himmlischen Mahlzeiten sich nicht mehr in Ruhe und Vergnügen bewirthen lassen — Man sehe auch das vierte Buch gleich im Anfange. Zufolge der Edda hielten unsere alten Vorfahren dafür, daß die Götter, wenn sie alt würden, in gewisse Aepfel bissen, welche von der Göttinn Idun verwahret würden. Resem Edda, Fab. 24. 51. 52.

dacht, den unsichtbaren Wesen zu dienen, so gar bis auf die Menschenopfer. Die letzten scheinen in der Welt nicht gebräuchlich geworden zu seyn, so lange man noch nach Art der Wilden lebte, sondern hernach erst, da ein phantastischer Aberglauben, von einer Menge närrischer Meynungen unterstützt, die der Gemächlichkeit und dem Müßiggang Gelegenheit gaben, ihn auszudenken, den Gedanken einführte, daß nichts, was es auch wäre, den Göttern versaget werden müßte. Doch dem sey, wie ihm wolle, was die Wilden betrifft: so opfern sie ihren Göttern keine Menschen, sondern sie erschlagen ihre Feinde, den Seelen der Personen zum Opfer, die zuvor von jenen sind erschlagen geworden. Es ist sehr reimlich, daß alle andere Völker in der Welt ebenfalls im Anfange bloß von ihren Feinden oder höchstens von Missethätern aus ihrem eigenen Staate, ein Opfer gebracht, oder vielleicht richtiger, die ersten Einrichtungen in ihrem Staate, als eine heilige Verrichtung, die in Gegenwart der Götter geschähe, eingeführt haben w). Da aber die Nachwelt einen Gebrauch bloß aus Gewohnheit beybehält, ohne die Ursache seines Ursprungs zu wissen; so kann man nicht leicht sagen, wie weit man sich hernach in die-

w) *Cæsar* de bell. Gall. L. 6. Auch Arnkiels Cimbr. Heidenreligion, 28. Kap.

diesen gräulichen Verrichtungen kann vergangen haben. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, kürzlich der alten Kinderopfer zu gedenken, weil sie, wie gesagt wird, noch in den neuern Zeiten bey einigen Wilden gebräuchlich gewesen sind x). Die Veranlassung zu diesem Gebrauche ward ohne Zweifel zuerst von dem Rechte genommen, das man in der wilden Lebensart der ältesten Zeiten den Aeltern über die Kinder gab, nähmlich in allen Dingen Herren über das Leben derselben zu seyn. Einige wilde Völker y), als die **Hottentotten** und andere, nehmen sich die Freyheit, weßfalls man die meisten wilden Völker in Verdacht hat, nicht allein die Kinder, die das Unglück haben, als Krüpel oder sonst mit einem wichtigen Leibesfehler auf die Welt zu kommen, zu erschlagen, oder den wilden Thieren zu überlassen, sondern auch die Mädchen, die sie sich nicht zu unterhalten getrauen, auf diese Art aus der Welt zu schaffen. Dieser Gebrauch hatte in der ältesten Welt so überhand genommen, daß man die **Aegyptier** dießfalls rühmte, weil sie alle ihre Kinder auferziehen ließen z). Es scheinet

x) Garcilasso Hist. des Yncas, Liv. 1. Chap. 12. Florida von *le Moine*.

y) *Pere Gumilla*, Tom. I. Chap. 13. Kolbe von den Hottentotten.

z) *Strabo* L. 17. Dennoch ist es etwas besonders, daß ein Vater, der sein Kind erschlug, bloß dadurch bestrafet war,

net auch diese Barbarey so gar bey den gesitteten Völkern nur erst sehr spät aufgehört zu haben a), so wie sie noch jetzt bey den **Chinesern** in den grossen Städten fortdauert, und zwar ohne einmahl darauf zu sehen, ob die Kinder ein Leibesgebrechen mit auf die Welt bringen oder nicht. Bey einigen gesitteten Völkern war es so gar eine Pflicht, die ungestaltet gebornen Kinder umzubringen, sie ward ihnen von den Gesetzgebern auferlegt b), und die ansehnlichsten weltlichen Wei-

daß er drey Tage und Nächte beständig bey der Leiche des Kindes sitzen, und sie betrachten mußte. *Diodor. Sic.* L. 3.

a) *Gudii* Paganus Christianorum Laudat. V. de ritu liberos recens natos &c.

b) *Plutarch.* in Lycurgo Aristotel. Polit. C. 16. Ich kann nicht unterlassen, die Einrichtung des Romulus hier anzuführen, die man beym *Dionys. Halicar.* L. 2. C. 6. findet, wo es heißt: Wir wollen sehen, was er, nähmlich Romulus, veranstaltete, um seine Stadt größer zu machen, und die Anzahl ihrer Bewohner zu vermehren. Zuerst verpflichtete er alle und jede, alle ihre Knaben, wie auch die ältesten Mädchen aufzuerziehen, indem er verboth, irgend ein Kind, wenn es noch nicht drey Jahre alt wäre, umzubringen, es sey denn, daß es gebrechlich oder ungestaltet zur Welt käme. In diesem letzten Vorfalle verboth er es ihnen nicht, daß sie es wegsetzen dörften, nur mit dieser Einschränkung, daß sie es zuvor von fünf ihrer Nachbarn sollen untersuchen lassen, um erst ihre Meynung anzuhören. Ueberdieß bestimmte er denen eine Strafe, welche sich gegen dieses Gesetz versehen würden, und unter andern diese, daß die Hälfte von ihrem Vermögen der gemeinen Kasse heimfallen sollte — Man kann daraus schli-

Weisen gaben ihr Beyfall. Bey einigen Indianischen Völkern c) ließ man die Kinder zwey Monat nach der Geburt öffentlich untersuchen, ob die Hoffnung vorhanden wäre, daß sie mit Nutzen leben und aufwachsen könnten, oder nicht; in dem letzten Falle sahe man sie für Dinge, nicht für Personen an, und man sprach ihnen ordentlich das Leben ab. Unsere nordischen Völker hielten sich nicht weniger für Herren über ihre Kinder, bis endlich durch die Gesetze befohlen ward, daß alle, die nicht ungestaltet wären, auferzogen werden sollten. Auch noch nach der Einführung des Christenthumes erlaubte man, die im höchsten Grade gebrechlichen Kinder auf den Kirchhof zu legen, bis sie stürben d). Vielleicht hat man auch in den ältesten Zeiten diejenigen Kinder, die man nicht im Stande war zu ernähren, geopfert, ob man schon hernach unfehlbar in dieser Art von Abgötterey weiter gegangen ist e). Ueberhaupt kann man mit allem Rechte glauben, daß man bey diesen blutigen

ßen, was für Gerechtigkeit sich die alten Lateiner vor den Zeiten des Romulus über ihre Kinder müssen genommen haben. Man sehe auch *Alex. ab Alexandro* Gen. Dier. L. 2. C. 25.

c) Curtius, L. 9. C. 1. *Strabo* L. 15.

d) Herrn Professor *Erichsons* Specimen Juridico-Antiquarium de expositione Infantum.

e) 2 B. d. Kön. 3. v. 27. *Euseb.* præpar. Evang. L. 1. S. 10. und L. 4. S. 16.

gen Opfern in der ältesten Welt die Absicht nicht auf die guten Geister, sondern auf die bösen gehabt habe, oder doch höchstens auf die Geister von mittlerer Natur. Alle Völker scheinen darin einig gewesen zu seyn, daß die hohen geistlichen Wesen theils die Geschenke der Menschen nicht nöthig hätten, theils auch kein Vergnügen an diesen grausamen und gewaltsamen Geschenken fänden.

§. 30.

So lange der Mensch nicht selbst ordentliche und ansehnliche Häuser bewohnte, ist es nicht glaublich, daß man sich sehr darum bekümmerte, den Göttern gewisse Wohnungen und Tempel zu bauen. Alle wilde Völker, die herumschweifen, ohne eine bestimmte Lebensart zu führen, denken wie die alten **Deutschen** und andere Völker alter Zeiten, und also keines Weges darauf, den Göttern gewisse Gebäude zu heiligen. Hayne, Wälder, Höhlen und Höhen hat man in der ältesten Welt, so wie noch die Wilden unserer Zeiten thun, für die Sitze der großen Geister gehalten. Selbst in **Aegypten**, das sonst für das Vaterland des heidnischen Aberglaubens gehalten wird, scheinen die Tempel erst nach Verlauf eines ansehnlichen Zeitraumes eingeführet geworden zu seyn.

Hin-

Hingegen zeiget die Geschichte aller wilden Völker, daß man, so bald man in der Welt selbst anfieng, auf einen einiger Massen gewissen Fuß zu leben, den Göttern eben dieselbe Lebensart beylegte, und ihnen folglich Häuser errichtete. Man findet davon Beyspiele bey den **Mexicanern, Peruanern**, bey einigen wilden Völkern in **Virginien**, **Luisiana** und bey andern. Andere hingegen, die keine ordentliche Tempel haben, sehen ihre Feuerheerde für den Göttern geheiligte Plätze an, und verrichten darauf f) so wie in der ältesten Welt, so wohl ihre Opfer, als ihre Küchengeschäfte g). Noch andere aber, die ordentliche Tempel haben, scheinen in ihrem schon erwähnten heiligen Feuer einen allgemeinen und heiligen Feuerheerd für das ganze Volk zu unterhalten, wie ehmahls die **Römer** in dem Tempel der **Vesta** und die **Griechen** in ihrem **Prytaneis**. Bey einigen Wilden ist die Tobackspfeife, oder das **Calumet**, wirklich eine Art eines Altars, worauf man der Sonne den Tobacksrauch opfert; ein Kraut, das die Amerikaner für das erste und vornehmste unter allen und für wirklich heilig ansehen, weil es den Menschen in einen Zustand setzen kann, der

f) *Euseb.* L. 3. §. 8. Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptst.

g) Garcilasso, L. 1. Chap. 14. und allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück.

der sich einer Art einer Entzückung nähert. Bey den südlichen Nordamerikanern, ist diese Pfeife im höchsten Grade heilig, was dabey geschlossen wird, das kann ohne die größte Gottlosigkeit nicht gebrochen werden. Nichts ist reimlicher, als daß man, je größere und prächtigere Gebäude man selbst brauchte, auch desto ansehnlichere den Göttern aufgeführet hat, weil man wirklich in den Gedanken stand, es fänden diese erhabene Wesen eben so viel Wohlgefallen daran, in prächtigen Gebäuden zu wohnen als die Menschen. Die älteste Welt ließ es nicht einmahl bloß bey einem Gebäude bewenden; sie versah auch die Tempel mit einem Bette, und damit nichts unterlassen würde, was nur zu einem Beweise dienen konnte, sie hatte das Modell zum Gottesdienste vollkommen aus der Menschheit genommen; so suchte man die schönsten Frauenzimmer im ganzen Lande aus, damit eines nach dem andern den Göttern des Nachts Gesellschaft leisten h) möchte. Die alten nordischen Völker haben in Ansehung dieses Umstandes vollkommen gedacht, wie die Assyrier und andere Völker i); man suchte

h) *Herod.* L. 1. von den Assyriern, Aegyptiern und Lyciern. *Strabo*, L. 17. vom Thobanischen Jupiter. *Ruffini* Hist. Eccl. L. 2. C. 25. von den Alexandriern.

i) *Barthol.* de Caus. Cont. Mortis. L. 2. C. 5. von Olafs Trygvasonarsaga.

suchte in Schweden für den schwedischen Abgott Frei ein junges und so schönes Mädchen aus, als man nur finden konnte, damit es die Gemahlinn dieses Gottes seyn sollte. Der gemeine Mann meynte, der Gott Frei lebte mit ihr in allen Stücken in einer ordentlichen Ehe. Ein gewisser Gunner, der durch das Christenthum einiger Massen aufgeklärt geworden war, aber eines falschen Verdachts wegen Norwegen verlassen mußte, floh nach Schweden, stiftete Freundschaft mit der Gemahlinn des Gottes Frei, schlug das Bildniß desselben in Stücken und reisete mit ihr an Statt des Gottes im Lande herum, doch ohne daß man ihm, wie es sonst gewöhnlich war, Opfer bringen dorfte. Das Volk freuete sich nicht wenig darüber, daß ihr Gott Frei so gut gehen konnte; und diese Freude ward auch dadurch ansehnlich vermehrt, als man nach einiger Zeit erfuhr, daß seine Gemahlinn schwanger war. — Es scheinet, daß es eine Folge des Wohlgefallens gewesen, denn wie man meynte, die höhern Wesen nach menschlicher Weise an dem andern Geschlecht fanden, da man in den ältesten Zeiten Jungfrauen, die noch in ihrer ersten Jugend waren, dazu erwählte, den göttlichen Geist in den Orakeln zu empfangen. Die Sybillen, diese grossen Prophetinnen im Heidenthum, denen, wie es nach der allgemeinen Mey-

nung

nung schien, die Götter keine Verträulichkeit versaget hatten, indem sie ihnen so gar den ganzen Inhalt der ewigen und geheimnißvollen Bücher des Schicksals anvertrauet hatten, diese Sybillen waren Frauenspersonen; und vielleicht ist es aus eben dieser Ursache geschehen, daß alle Völker in der Welt, so weit man wissen kann, eben so wie die Wilden k) mehr die Weiber als die Männer in Verdacht wegen eines unerlaubten Umganges mit den Geistern, der auf Hexerey, Beschwörungen, und auf die sogenannte schwarze Kunst hinaus läuft, gehabt haben. Bey den meisten Völkern hatte man gewisse Orden von Frauenspersonen, die sich beständig und auf ihre ganze Lebenszeit den Göttern geheiliget hatten. Ob man schon nicht sagen kann, diese Orden wären überall aus der angeführten Ursache aufgerichtet worden; so ist doch nichts zuverlässigers, als daß ihre Bestimmung in verschiedenen Gegenden mit der vorbemeldten einerley gewesen; denn nichts ist sicherer, als daß die älteste Welt ausdrücklich und für gewiß annahm, es wären einige ihrer Helden Kinder der Götter und irdischer Schönen. Noch in unsern Zeiten stehet man in Indien in den Gedanken, es könne den Göttern kein grössers Vergnügen gemacht werden, als wenn öffentliche Huren

k) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück §. 28.

vor den Götzenbildern unaufhörlich tanzen, welche so gar zu dieser Handthierung in der Jugend ordentlich eingeweihet worden sind l). Ohne einen so augenscheinlichen Beweis, worauf die Thorheit des Menschen in seinem vermeynten Gottesdienste fallen kann, sollte man Mühe zu glauben haben, was von einigen wilden Völkern, als z. B. in Pavia m) erzählet wird, daß sich nähmlich die neu verehelichten Frauenspersonen, ehe die Ehe zwischen den Verehlichten vollzogen wird, von ihren vermeynten Geistlichen mißbrauchen lassen. Die Gebräuche dieser Völker sind noch nicht genug bekannt; ohne Zweifel aber sollen dadurch die Neuverehlichten den Göttern geheiliget werden. Man findet unter den ältesten gesitteten Völkern ebenfalls solche unreimliche Beyspiele; z. B. bey den alten Assyriern war es gebräuchlich, daß alle Frauenspersonen des Landes verpflichtet waren, in einem jeden Jahre einmahl ihre Schamhaftigkeit, die sonst in der ganzen Welt mit allem Rechte für die Haupttugend des schönen Geschlechts gehalten wird, auf die Seite zu setzen, und ihre Personen an einem Tage jährlich im Tempel der Venus Preis zu geben. So sehr, meynte man, fände die Göttinn der Liebe Gefal-

len

l) Nickamps kurzgefaßte Mißionsgeschichte. 10. Kap. §. 13.
m) *Benson*. nov. orb. Hist. L. 1. C. 3.

len an einem schamlosen und schändlichen Umgange beyder Geschlechter. So viel man wissen kann n), haben die meisten andern Völker in der alten heidnischen Welt es wenig besser gemacht. So wie man aber in der Menschheit in den unordentlichen Begierden den Männern mehrere Freyheit als den Weibern ließ, so siehet man auch, daß die alten Völker keines Weges so viele schändliche und unziemliche Dinge auf die Rechnung der Göttinnen als der Götter gesetzt haben.

§. 31.

Kaum hatte man die Musik erfunden, so war man auch darauf bedacht, sich derselben zum Dienste und Vergnügen der Götter zu bedienen. Die älteste Welt, bezaubert durch die ungewöhnliche Wirkung der Töne auf das menschliche Gemüth, sahe einen Laut, von dem sie nicht begriff, von was er kam, als eine Arbeit der Götter an, und als etwas, welches ihnen natürlicher Weise geheiliget war. Die Musik ist bey den Wilden so wohl, wie bey den alten Völkern, eines der großen Mittel, wodurch man, die Geister an sich zu ziehen und mit den Göttern vereiniget zu werden,

n) *Herodot*. L. 12. vom Tempel des Mars. *Strabo*. L. 11. von den Armeniern L. 12. von Cadmona und Corinth. Athenæus Deipnosoph. L. 13. C. 4.

hoffet o). Ihre Geistlichen behängen sich daher mit vielerley tönenden Dingen, so oft sie ihre Beschwörungen anfangen wollen, und murmeln dabey verschiedene Worte, die sie entweder selbst nicht verstehen, oder den Europäern nicht erklären wollen. Man weiß, daß die alten die Kunst, Verse zu machen, für etwas so erhabenes hielten, daß sie gar oft für eine göttliche Wirkung im Gemüthe gehalten ward, von welcher sich die Götter selbst bezaubern ließen, und denen die Geister nicht widerstehen konnten p). Lebendige und todte, himmlische und irdische Wesen fanden nach der Denkungsart der ältesten Zeiten in der Musik und in den Gesängen der Dichter ein ungemeines Vergnügen. Die Hölle selbst und ihre rasenden Göttinnen, die sich sonst durch nichts rühren lassen, wurden gezwungen, sich zu öffnen und durch die Leier mildere Empfindungen zu fühlen, womit ein **Orpheus** Wald, Bäume, die ganze Natur tanzend machte. Soll man auf die Poesie der ältesten Zeiten von der gegenwärtigen Beschaffenheit derselben bey den Wilden schließen, so ist sie nichts anders, als eine schlechte Erzählung dessen, was man denket, gewesen, die nach gewissen Tönen, in

o) *Alex. ab Alexandro* L. 4. C. 17. *Strabo*, L. 10. Musica in saltatione, rythmo, cantilena versans, voluptate artisque varietate nos conjungit cum Deo.

p) *Quintil*. Declam. 10. *Plato* am schon angeführten Orte.

in einer gewissen Melodie und nach einer Art eines ordentlichen Taktes abgesungen ward. Alles dieses verursachte, daß der Verstand kürzer zusammen gezogen werden mußte; und solches scheinet hernach mit der Zeit den gezwungenen Styl, der in Reimen und ordentlichen Versen bestehet, verursachet zu haben. Die Geistlichen, die man ausgesandt hatte, die Wilden zu bekehren, sollen, wie man gesagt, sehr oft bloß durch Singen und Spielen viele Leute aus diesen Völkern an sich gezogen, und sie durch dieses Mittel überredet haben, ihr voriges wildes Leben zu verlassen, um hernach in einer ordentlichen Gesellschaft mit einander zu leben. Vermuthlich haben sie sich auf diese Art von den Europäern nicht weniger vortheilhafte Gedanken gemacht, als ehemahls die Wilden alter Zeiten von einem Orpheus und von einem Apollo. Ich kann hierbey nicht unterlassen, eine doppelte Anmerkung zu machen. Erstlich: was kann die besondern und verständlichen Worte und Gedanken veranlasset haben, welche die Geistlichen der meisten Völker bey ihren heiligen Verrichtungen und insonderheit bey den vermeynten Hexereyen, gebrauchen? Die Ursache scheinet in der Veränderung zu liegen, welche die Sprachen durch die Länge der Zeit gelitten haben. Die ältesten Völker haben bey ihrer Andacht gewisse

Wor-

Worte gebraucht, bloß weil sie einige gebrauchen mußten. Die folgende Zeit behielt sie aus Hochachtung für ihre Vorfahren, ohne sich nach einem langen Zeitraume deren Bedeutung mehr erinnern zu können, weil sich die ganze Sprache inzwischen verändert hatte. Man weiß, was für eine ungereimte Hochachtung die Menschen insgemein für das hegen, was sie nicht verstehen. Je weniger man den Verstand dieser Redensarten einsahe, für desto heiliger hielt man sie; was daher vor den Zeiten der alten Römer die hetrurische Sprache war, und was die Samskroutanische noch jetzt bey den Brachmanen ist, das scheinet gleichfalls die Sprache q) bey den wilden Völkern zu seyn, deren sich ihre Geistlichen allein bedienen, und die man überhaupt nicht mehr verstehen kann.

§. 32.

Was ich hiernächst noch erinnern muß, das betrifft ein musikalisches Instrument, dessen sich die Geistlichen der meisten wilden Völker noch bedienen, und das, wie man sehr wohl bemerket hat r), von dem uralten Systrum der alten Aegyptier nicht verschieden ist, welches das älteste Instrument, das jemahls in der Welt bekannt gewe-

q) Histoire de la Virginie, Liv. 3. C. 7.
r) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück. §. 10.

gewesen, zu seyn scheinet. Bey den meisten Völkern ist es nichts anders, als die Schale einer Frucht, als etwa einer Melone oder einer andern dergleichen. In die ausgehöhlte Schale werden Steine oder andere harte Dinge geleget, welche, wenn das Instrument in der Hand herum gedrehet wird, und diese Dinge an die Schale stossen, ein Getöne bald in diesem bald in jenem Tone verursachen, nachdem die inwendigen Körner, wenn ich so reden darf, die Schale berühren, oder diese selbst mehr oder weniger geschickt ist, durch ihr harmonisches Zittern dieses oder jenes Getöne zu verursachen. Ein einfältigers Instrument, als diese Art von Klapper ist, wird kaum erdacht werden können. Hiernächst scheinen die Trommel, hohle Stöcke von Bäumen, Bockshörner, deren sich einige Wilde noch, nach Art der alten Tritonen bedienen, die ältesten Instrumente, die man kennet, gewesen zu seyn. Obschon einige Wilde andere zusammengesetzte und uns unbekannte Instrumente gebrauchen, so stehen doch die Klapper und die Trommel vorzüglich in Hochachtung, vermuthlich, weil sie die ältesten waren und man sie in den ältesten Zeiten zuerst gekannt hat. Anfangs bediente man sich ohne Zweifel schlechthin dieser Dinge, bloß um die Götter zu vergnügen; die Nachwelt, die jederzeit auf ihre Vorfah-

ren

ren mit Ehrfurcht zurück siehet, und ein graues und unbekanntes Alterthum für ehrwürdiger und aufgeklärter, als es wirklich war, hält, stehet in den Gedanken, man hätte ehemahls größere und bessere Gründe zu seinen Gebräuchen gehabt, als man jetzt wüßte; es werden also diese Dinge nicht dafür angesehen, als ob sie zu einem einfältigen Vergnügen gedienet hätten, sondern man meynet, es wäre wirklich derselbe Geist darin, den die Vorfahren anbetheten. Die Brasilier gebrauchen noch heutiges Tages die Klapper auf eben diese Art, und bekümmern sich ganz und gar um keine andere heilige Wesen, als um diese allein.

§. 33.

Man muß gestehen, daß die wilden Völker, so wie sie keine so ungereimten Meynungen von dem gttlichen Wesen haben, als die gesitteten, bloß weil sie die ersten menschlichen Gedanken von der Natur weniger ausgearbeitet haben, auch ebenfalls aus Mangel der Künste die Abgötterey nicht so weit, wie die Gesitteten getrieben haben. Unter allen Künsten scheinet keine die Abgötterey mehr befördert zu haben, als die Bildhauerkunst; denn man hat Beyspiele*), daß einige Wilde ein Gemälde, das eine abwesende Person sehr ähnlich vorstellte,

*) Vojage au Nord, Tom. I. Frobishers Reise.

stellte, für die Person selbst hielten, und es so gar an die Ohren schlagen wollten, weil es ihnen nicht antworten wollte. Man kann nicht läugnen, daß vor der Aufnahme dieser Wissenschaft die Götter bereits unter einer Art von Abbildungen angebethet worden sind. Ob man schon glaubte, wie man hernach sehen wird, daß diese unsichtbaren Wesen eine Gestalt annehmen könnten, welche sie wollten; so war doch die Eigenliebe so groß, daß man auch allen geistlichen Wesen in Gedanken eine menschliche Figur beylegte; dennoch aber, so lange man die Materie auszuarbeiten, und ihr gleichsam das Leben, wodurch sie dem Menschen ähnlich ward, zu geben, noch nicht verstand, war ein Stein, ein Stück Holz dasjenige, wodurch man sich die Götter vorstellte t). Auf diese Art war bey den **Arabern** das Bild des **Mars** ein schwarzer viereckigter Stein; das Bild der Sonne zu **Edessa** in Syrien ein schwarzer Stein in der Gestalt eines Zuckerhutes, ungefehr auf die Art, wie man noch in den neuern Zeiten eine solche Figur in dem Tempel der wilden **Natcher** fand; die uralte Bildsäule der **Diana** zu **Ephesus** ein spitziger hölzerner Klotz; die heiligen Bilder in dem Tempel des **Bacchus** in Böotien

t) Voßius im angeführten Werke, L. 9. C. 5. und 10. *Gronov.* im angeführten Werke. Marmoria basis, C. 23. *Pausan.* Bæotica, C. 23. L. 5. 29.

ptien schlechthin von Stein. Als die Römer die Mutter der Götter aus Phrygien holen liessen, so sandte man ihnen einen Feuerstein. Bey unsern alten nordischen Völkern waren schlechthin die Steine die Bildnisse der Götter u); anderer dergleichen uralten Bilder der Götter nicht zu gedenken. Ob man schon insgemein glaubet, es wären die ältesten Menschen, bloß damit sie etwas vor Augen hätten, um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, auf die Anbethung solcher Dinge gefallen: so ist dieses doch nicht hinlänglich, man muß vielmehr ohne Zweifel eine wichtigere Ursache diesfalls voraus setzen, welche kaum eine andere seyn kann, als die ich schon zuvor angeführet habe; nähmlich: weil die älteste Welt, wie unsere heutigen Wilden noch thun, geglaubet hat, alle Dinge wurden von Geistern bewohnt, wenn sie auch nur blosse Werkzeuge wären. Die Kraft spitziger Dinge ist bekannt, man verehrte sie als besonders wirkend, und hernach vielleicht als natürliche Zeichen der großen wirkenden Kräfte in der Natur. Die Pyramiden in Aegypten selbst scheinen unter andern in dieser Absicht aufgeführet worden zu seyn. Noch in unsern Zeiten findet man spitzige Steine als Zeichen der Gottheit in den Tempeln der Wilden und der Indianer

u) *Barthol.* de Caus. contemt. mortis. L. 3. C. 2.

ner. Wie sehr das graue Alterthum in der Meynung stand, die Geister bewohnten diese leblosen Dinge, das kann man daraus schließen, was die alten Phönicier von ihren heiligen Steinen erzählten v); denn sie gaben vor, sie könnten reden. Vermuthlich ist ihr Klang eine Art eines Orakels gewesen, wie das Geräusche der Eichen zu Dodona. Es ist zuverläßig, daß leblose Dinge an sich selbst niemahls göttliche Ehre genossen haben. So oft man sich eingebildet hat, etwas erhabenes in dergleichen Dingen zu finden, so oft hat man auf etwas besonders dabey gesehen, welches das Nachdenken der Anbethenden auf sich gezogen hat. Auf diese Art betheten die Saracenen x) einen Stein an, weil er einem Kopfe ähnlich war, so wie die Wilden noch in unsern Zeiten in verschiedenen Gegenden von sich selbst glauben, sie wären Kinder und Nachkömmlinge der Klippen, die aber auf eine sehr grobe Art, den Menschen ähnlich sehen. Die Abnakis, ein Volk in Canada, hielten einen großen Baum, der am Ufer eines Flusses stand, ohne umzufallen, ob schon das Wasser die Erde von den meisten Wurzeln abgespühlet hatte, für etwas göttliches, weil sie glaubten, er stünde durch eine übernatürliche Kraft

v) Eusebius im angeführten Werke. L. 1. §. 10.

x) *Vossius* im angeführten Werke. L. 2. C. 31.

Kraft so fest. Wenn eine Höhle das Ansehen hat, als ob sie durch die Kunst ausgearbeitet wäre: so sehen sie die Wilden, z. B. die Agalachiten, die Einwohner der Insel St. Domingo, und andere, für eine Arbeit der Götter und für einen natürlichen Tempel an. Die älteste Welt hatte gegen die unterirdischen Höhlen keine geringere Ehrfurcht; ein Minos y) und andere der ältesten Gesetzgeber gaben vor, sie hätten darin ihre Gesetze von den Göttern bekommen. Kurz: alles Sonderbare z) ward in der ältesten Welt gar leicht eine Gottheit, und alles, was sie für einen Gott hielt, hatte wirklich etwas sonderbares und

y) *Lactant*. L. 1. C. 22.

z) *Dionys. Halicarn.* L. 1, C. 2. von den Aborigenen. Sie hielten, spricht er, einen See für heilig, daher niemand sein Wasser berühren dürfte, außer an den Tagen, da man ihm opferte. Die Ursache war diese, weil in dieser See eine schwimmende Insel war, und man eine so seltene Wirkung der Natur für übernatürlich hielt. Einige wilde Völker bethen die Schlangen an, so wie solches auch schon verschiedene Völker der ältesten Zeiten thaten; und dieses kam großen Theils aus der Verwunderung her, die dadurch entstand, weil man vermeynte, diese Thiere ohne Füße gehen zu sehen. Dieser hohe Begriff von den Schlangen ward durch andere ihnen eigene Beschaffenheit bestättiget, nähmlich, daß sie die Haut abstreiften, und daß ihr Biß tödtlich war. Ich habe schon erinnert, daß die älteste Welt gerne schädliche Dinge anbethete; wer sollte aber glauben, daß eine der geringsten Gewächse in der Welt, nähmlich der Vogelleim unter

und unbegreifliches an sich. Die ältesten Völker, die die Götter in den Steinen anbetheten, sagten daher entweder diese Steine wären vom Himmel gefallen, oder sie verwunderten sich entweder über gewisse schöne und ungewöhnliche Flecke in ihnen, oder über eine besondere Eigenschaft derselben, so wie am Feuerstein, das man Feuer daraus schlagen könnte. Die Bilder der ersten Künstler wurden ebenfalls als Dinge angesehen, woran die Götter selbst, sie zu verschaffen, Antheil gehabt hätten, ob sie schon so ungestalt waren, daß man auch sagen will, es würden Personen, die sonst niemahls lachen konnten, so bald sie sie ansehen sollten, sich des Lachens unmöglich haben enthalten können a). Ohne Zweifel sind sie nicht besser gewesen, als man sie noch jetzt bey einigen wilden Völkern b) findet; denn dem meisten ist die Bildhauerarbeit und die daraus fließende Abgötterey gänzlich unbekannt. An den ältesten Bildsäulen war fast nichts anders als das Gesicht ausgearbei-

dem Nahmen der Mistel eines der größten Heiligthümer der Druiden hätte werden können? Aber sie wuchsen ohne Wurzel auf den Eichen. So leicht findet die Unwissenheit in dem Ungewöhnlichen etwas übernatürliches, und eine Veranlassung etwas zu glauben, weil sie es nicht begreift.

a) *Athenæus*, L. 14. C. 11. von Parmenisco Metapontino.

b) Prem. Vojage au Waigaz. Vojages au Nord. Tom. 3. Idoles des Samojedes.

beitet; mit der Zeit aber bekamen sie Hände und Füsse, bis endlich ein Dädalus auch die Kunst erfand, Arme und Beine auszuhauen, und dem Körper eine freye und natürliche Stellung zu geben. Die alten Bildsäulen **Merkurs** wurden noch lange Zeit auf die uralte Art verfertiget, dennoch aber erregten diese groben und ungeschickten Bilder die Bewunderung der ältesten Welt. Der Gedanke, daß alles Künstliche, das eine besondere Wirkung that, oder von einer besondern Gestalt war, einen besondern Geist fände, der es sich zueignete, beseelte die Bildsäulen gar bald; daher man sie, wenigstens zu gewissen Zeiten, von den Geistern, die sie vorstellten, für bewohnt ansahe. Wie sehr die einfältige Welt geneigt ist, auf diese Art zu denken, das siehet man unter andern an den Wilden in **Florida**. Die ersten Franzosen, die ans Land traten, richteten daselbst, wo sie landeten, das königlich Französische Wappen auf d), zum Beweise, daß sie im Nahmen ihres Königs das Land in Besitz genommen hätten. Andere Franzosen, die hernach ans Land kamen, fanden, daß die Wilden dieses Wappen anbetheten. Es war also in der ältesten Welt, so wie bey allen Völkern, die auf eben diese Art dachten, nichts weiter dazu nöthig, als daß ein Ding sonderbar war, wenn

d) Florida von le Moine beym *le Bry.*

wenn es als etwas Göttliches von ihnen geehret werden sollte e). Die Alten bildeten sich eben so wohl ein, die Götter bewohnten die Bilder persönlich; daher meynten sie, sie trügen nicht weniger Sorgfalt für sie, als die Seele für den Körper. Kurz vor der Zerstörung Troja behauptete man, die Götter hätten ihre Bilder aus der Stadt weggebracht, damit sie nicht unter der Asche und

e) Man hat unter andern davon ein besonderes Beyspiel und zwar in einer in Indien am meisten berühmten Pagode zu Jaquenate. *Lamberts* Sammlung, Tom. 9. Ch. 4. Man sieht in selbiger ein schlecht ausgehauenes Bild, das mehr einem Affen, als einem Menschen ähnlich ist. Dieser Gott war anfangs nichts anders als ein hölzerner Klotz, den die See nach einem starken Sturme aufs Ufer geworfen hatte. Man dachte anfangs an nichts anders, als sich dessen als eines andern Bauholzes zu bedienen; so bald man aber mit der Axt hinein hieb, floß ein rother Saft heraus; welches man doch hätte voraus sehen können, weil es rothes und mit Wasser durchdrungenes Holz war. Die Herumstehenden erschracken, und ließen einige Braminen holen, welche sogleich sagten, in diesem Klotze hätte ein Gott ihr Land besucht. Man gab ihm nunmehr eine Gestalt, und er ward hernach eine in ganz Indien am meisten berühmte Gottheit. So leicht ward die höchste Classe der Götter der ältesten Welt durch ein neues Mitglied vermehrt. Und nichts ist sonderbarer, als daß der Mensch, der in Dingen von dem geringsten Werthe so genau sieht, hingegen in den allergrößten und wichtigsten seine Augen verschließet, um mit ganz andern Augen zu sehen, und ohne Untersuchung dem ersten glaubt, der entweder dumm oder dreust genug ist, zu sagen: Ich sehe mehr als ihr andern.

und unter dem Steinhaufen der Stadt begraben würden f). Man gieng endlich in dieser Meynung so weit, daß man dafür hielt, die Seelen hielten sich nach dem Tode der Körper zu den Bildnissen der Götter und bewohnten sie. Dieser letzte Gedanke beförderte ihre Hochachtung nicht wenig, und noch scheint er in **China** gewöhnlich zu seyn.

§. 34.

Da die Geschichte der Wilden und der ältesten Zeiten solcher Gestalt zeiget, daß man fast ohne Ordnung geneigt gewesen, alles, was ihnen in der Natur vorkam, und insonderheit das Böse und Schädliche, als etwas göttliches zu verehren: so kann man daraus sehen, mit welchem Rechte verschiedene, so wohl alte als neuere, dafür haben halten können, es hätten die Schöpfer der ältesten Völker die Anbethung der Götter zugleich zuerst als etwas dem Staate Nützliches, eingeführet g). Weil man, nach dem, was man nach Anleitung dessen, was bey den meisten Wilden geschiehet, mit Fug glauben kann, die Anbethung geringerer Geister wäre in den ältesten Zei-

ten

f) *Dionys. Halicarn.* L. 1. C. 15. von den Bildnissen der Götter, die sich selbst von Alba nach Lavinium versetzten.

g) *Plato* de leg. L. 10. und Bayle in seinem Wörterbuche im Artikel Critias.

ten die Hauptsache gewesen; ob man schon damahls nicht daran zweifelte, daß die Sonne, der Mond und andere vermeynte geistliche Wesen auch von einer höchst vortrefflichen Natur wären, so kann folglich die Hauptsache der ersten Regenten und Weisen mancher Staaten diese gewesen seyn, die Verehrung der guten Geister als das Vornehmste einzuführen; solcher Gestalt wie **Mango-Capak** der erste Kaiser in **Peru** den Dienst der Sonne in **Peru** veranstaltete, der älteste Kaiser in **China** die Anbethung des Himmels, und die ersten Regenten anderer alten Völker ebenfalls in ihren Ländern, wie solches aus der Geschichte erhellet. So lange man also keines Weges zugestehen kann, daß alle Arten des Gottesdienstes zuerst von den ältesten Regenten und Gesetzgebern in der Welt sind eingerichtet worden, um so vielmehr hat man hingegen Ursache zu glauben, daß die ältesten Menschen die guten Geister zwar für ehrwürdig angenommen, aber nicht verehret haben; die großen Schöpfer ihrer Völker hingegen haben dieses letzte als eine der größten Pflichten des Menschen angesehen, und sie durch Befehle ordentlich bestättiget. Man kann folglich sagen, daß der erste Grund zum Gottesdienste zuerst eine Hochachtung für die Gottheit gewesen sey, welche dem Menschen natürlich war; Leichtsinnigkeit, Man-

gel am Nachdenken und die Herrschaft sinnlicher Dinge hingegen ihn verunstaltet, und im höchsten Grade verkehrt haben. Man suchte ihm daher hernach durch die Kunst eine bessere Gestalt zu geben; welches doch in den meisten Zeiten am ärgsten ausgefallen ist.

§. 35.

Wenn man einige wenige Völker, als die alten Perser ausnimmt, so haben die meisten andern zu Folge dessen, was im Irdischen vorgieng, dafür gehalten, die Götter und Geister bestünden eben so wie die Menschen, aus zweyerley Geschlechtern. Die Wilden h) stehen in eben diesen Gedanken, und halten Sonne und Mond für Mann und Frau. Vielleicht kann man daraus erklären, warum man in den Sprachen selbst unter leblosen Dingen einen Unterschied gemacht hat, als ob sie von beyden Geschlechten wären. So bald man meynte, es wäre alles beseelt, und die in den Dingen wohnenden Geister wären von zweyerley Geschlecht, so bald scheinet auch diese Art zu reden fast nothwendig gewesen zu seyn, weil die Worte nichts anders als äußerliche Kennzeichen der Gedanken sind. Obschon einige Wilde mit einigen Völkern

der

h) *Coreal*, Tom. I. Part. I. Ch. 7.

der ältesten Zeiten glauben, Kinder der Erde zu seyn, so sehen sie doch diese ihre vermeynte Mutter niemahls für eine Gottheit an i); außer nur, wenn sie etwas von ihr haben wollen, welches daher desto sonderbarer ist, weil die meisten Völker in der alten Welt dieser Meynung, die Erde für eine Gottheit zu halten, gar sehr zugethan gewesen sind. Alle Wilden, die sich eine Art einer Vorstellung vom Ursprunge der Dinge gemacht haben, scheinen das Wasser für ewig zu halten; einige von ihnen hingegen meynen, die Erde wäre erschaffen worden. Doch weit entfernt, daß sie durch die Schöpfung eine wirkliche Hervorbringung der Dinge aus nichts verstehen sollten; ein Gedanke, der, wie man glauben muß, der ältesten Welt ebenfalls unbekannt war k). Sie nehmen jeder Zeit einen kleinen Theil Materie für den ersten Stoff oder für die Grundlage der Erde an, ob es schon schwer zu sagen ist, wie sie sich eine so besondere Sache verständlich machen, wie diese ist, nähmlich, wie ein so großer Erdball, wie der unsrige ist, aus einigen wenigen Sandkörnchen gebauet werden konnte. Da sie glauben, es wäre alles in der Natur von Geistern bewohnet, so konnte man beynahe denken, daß sie

 viel-

i) *Garcilasso* Hist. des Yncas. Liv. I. Ch. 10.

k) *Mosheim* de Creatione ex nihilo beym Cudworth.

vielleicht die Materie von diesen unsichtbaren Wesen, welche inwendig in ihr wohnen, für aufgeblasen ansehen. Doch das ist nur eine Muthmassung; denn die eigentliche Erklärung ihrer Meynung weiß man nicht, vielleicht wissen sie sie selbst nicht, und an Statt einer ganz begreiflichen Ursache speisen sie sich bloß mit dem Gedanken ab, man könne von den Wirkungen eines unbegreiflichen Wesens nichts anders als etwas Unbegreifliches erwarten.

§. 36.

Da inzwischen alle wilde Völker der Meynung sind, alle Dinge in der Natur bestünden aus Geistern, unter welchen einige besonders böse sind, oder wären von ihnen beseelet: so darf man sich nicht wundern, wenn sie auf eben dieselben Gedanken gefallen sind, von welchen sich die ganze übrige Welt hat verblenden lassen, nähmlich die Hexerey zu glauben. Alle wilde Völker sind im höchsten Grade davon eingenommen; zwar muß man auch in ihrer Geschichte einen Unterschied unter ihren Geistlichen machen, nähmlich unter denen, welche meynen, sie hätten nur mit den guten Geistern Umgang, und unter den Hexenmeistern, welche sich, dem Dienste der bösen Geister ergeben haben, und die übrigens insgemein

verhaßt sind. Es ist wirklich etwas sonderbares, daß ein so lächerlicher Aberglauben, als die Hexerey ist, in der ganzen Welt eine so große Herrschaft über den menschlichen Verstand hat gewinnen können. Fast alle Völker, wilde und gesittete, haben sich davon einnehmen lassen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil man, da die älteste Welt die natürlichen Ursachen der Dinge nicht kannte, darauf fiel, unnatürliche zu glauben; und sahe man Menschen in ihrem blühenden Alter sterben, welches man hingegen unter den Thieren nicht bemerkte: so hielt man einen Zufall, der mit dem Zustande des Menschen in seinen besten Jahren zu streiten schien, für unnatürlich, und meynte, es müßte solches aus unnatürlichen Ursachen herkommen. Die Wilden glauben überzeugt zu seyn, daß Krankheit und Tod vor der Zeit, ehe sie ein hohes Alter erreichet haben, nicht unter die natürlichen Zufälle gerechnet werden müssen; daher glauben sie insgemein, die Kranken würden von den Geistern der todten Thiere geplagt, weil sie vor der Krankheit mit den Knochen und mit dem Fleische der Thiere nachläßig umgegangen wären, und entweder aus Versäumniß oder aus Unachtsamkeit eins von beyden oder beydes nachläßig hingeworfen hätten; denn einige Wilde halten es für eine ihrer

größten

größten Pflichten, alles, was eßbar am Thiere ist, zu verzehren, und den Rest zu verbrennen. Sie ziehen insgemein mit ihren Hütten zuweilen viele Meilen weiter, wenn ein Thier ungewöhnlicher Weise stirbt, aus Furcht vor den Geistern, die, wie sie glauben, daran Ursache und auf dieser Stelle gereizet worden sind. Meisten Theils, wenn sonst die geringste Reimlichkeit ihren Verdacht bestättiget, warfen sie die Schuld auf die Hexenmeister und insonderheit auf die Hexen; welche alsdann ohne Recht und Verhör, bloß aus einem Verdachte, ohne Gnade erschlagen worden: daher manche unschuldige Menschen dieses Verdachts wegen in die andere Welt geschickt worden. Allein, wenn man es auch für reimlich finden könnte, daß Kranke und Schmerzhafte ihre Feinde wegen dieser schlechten Künste in Verdacht ziehen können; so sollte man doch kaum glauben, daß sie sich selbst eines solchen Verdachts wegen für schuldig halten sollten; gleichwohl geschiehet es gar oft. So weit gehet die Herrschaft der Einbildung in der Menschheit; die Enthusiasterey ist zu allen Zeiten und bey allen Völkern Mode gewesen.

§. 37.

Man siehet übrigens aus dem Vorigen, daß die Wilden glauben, die Seelen der Thiere überlebten ihre Leiber, weil sie meynen, diese herum schwärmenden Geister bekümmerten sich noch um ihre zurückgelassenen Theile ihrer Körper. Ueberhaupt hegen alle diese Völker große Hochachtung gegen die Thiere, weil sie sie gewisser Massen für vernünftig halten. Es ist nicht zu zweifeln, daß die älteste Welt l) ungefehr eben so gedacht hat, weil sie dafür hielt, es wäre möglich, die Sprache der Vögel und Thiere zu verstehen, und von ihnen davon unterrichtet werden zu können, was in andern Ländern und in weit entfernten Gegenden geschieht; wie denn dieses die Wilden noch jetzt glauben.

§. 38.

Halten die Wilden die Seelen der Thiere für unsterblich, so glauben sie dieses um so vielmehr von dem Menschen. Nichts ist gewisser, als daß der Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele unter die allerältesten in der Welt gehöret. Obschon die meisten Wilden sich nicht sehr um das Zukünftige bekümmern, so sind sie doch alle darin

l) *Stephan.* Not. in Sax. p. 112. 113.

einig, diese große Wahrheit zu bekennen. Sie haben sich, wie alle andere Völker in der Welt, obschon auf eine undeutliche Art zwey große Haupttheile in der Natur vorgestellet, einen wirkenden und einen todten, der zugleich leidend oder materiell war. So wie sie meynten, nichts hätte seinen Ursprung aus nichts, so meynten sie auch, daß niemahls etwas, das vorhanden wäre, in nichts zerfiele; es bliebe alles, folglich bliebe das Wirkende, zu welchem die Seelen und Geister gehörten, allezeit was es war, ohne zu vergehen. Diese einfältige Art zu schließen, die der ältesten Welt und den Wilden gewöhnlich war und ist, enthält freylich keinen Beweis, der die Probe hält, wenn er scharfsinnig untersuchet wird; inzwischen scheinet er ein allgemeiner Beweis bey diesen Völkern gewesen zu seyn, vermöge dessen sie die Hoffnung zu einem Leben nach diesem behalten. Hingegen scheinen sie niemahls auf den Zustand der Seelen gedacht zu haben, ehe sie mit den sichtbaren Körpern vereiniget wurden; eine Aufgabe, die so viele besondere Meynungen erzeuget hat. Der allererste Ursprung der Seele war für die Wilden ein allzu hoher Gedanke. Man findet daher unter ihnen auch nicht die Meynung von dem allgemeinen Untergange der Dinge, oder von der Zurückkunft zu ihrer ersten Quelle (woraus sie

sie anfangs ausflossen), und zwar nach Verlauf eines großen Jahres. Ein Gedanke, der sonst bey vielen Völkern in der Welt angetroffen wird, entweder weil sie dafür halten, es stammten die Seelen ursprünglich von einem höhern Wesen ab, zu welchem sie alle, nachdem sie alle Veränderungen durchgegangen wären, zuletzt wieder zurück kehrten, wenn einmahl Himmel, Erde und alle Elemente zusammen vermischt und vergehen würden; oder weil sie in den Gedanken standen, die beyden herrschenden Wesen in der Natur, das Böse und das Gute lägen in einem beständigen Streite mit einander, welcher sich zuletzt mit dem Untergange der ganzen sichtbaren Welt endigen würde. Die alte nordische Philosophie, so wie man sie noch in der Edda findet, scheinet überhaupt darauf hinaus zu laufen. Das gute und das böse Wesen fechten beständig mit einander, bis endlich, wenn der letzte Kampf vor sich gehet, die ganze Natur in einander gerühret wird, und die Götter selbst mit dem Ueberreste vergehen. Eine so ausstudirte Meynung scheinet nur unter Völkern, die bereits gesittet worden waren, Statt gefunden zu haben. Es ist wirklich etwas sonderbares, daß sie auch bey den Peruanern und Mexikanern, als den beyden sittlichsten und am besten eingerichteten Völkern in Amerika gefunden wurden.

§. 39.

§. 39.

Man siehet es aus nichts deutlicher, wie gewiß alle diese Völker die Seelen für unsterblich halten, als aus den Begräbnißgebräuchen. Weil sie glauben, es wäre das zukünftige Leben in allen Dingen wie das Gegenwärtige beschaffen, und es mangelte ihm auch nicht an Sorgen und andern Verdrießlichkeiten, daher die Verstorbenen nach diesem Leben nicht weniger als jetzt allerhand Werkzeuge und andere Dinge nöthig hätten: so begraben sie mit ihnen Bogen, Pfeile und andere Waffen, das nothwendigste Hausgeräthe, Schmuck und was ihnen sonst im Leben zugehöret hat. Man muß diese Völker nicht für so thöricht halten, daß sie glauben sollten, daß dasjenige, was sie auf diese Art mit ins Grab legen, oder mit dem Todten verbrennen, die Verstorbenen ins Land der Seelen begleiten würde. Sie wissen allzu wohl, daß alle diese Dinge unbeweglich auf der Stelle liegen bleiben, wo sie sie hingelegt haben, auch mit der Zeit verfaulen und zerstäuben; allein da in allem, was sie hinlegen, auch in Dingen der Kunst m), wie ich schon bemerket habe, ein Geist wohnet: so glauben sie, daß die Seelen aller die-

ser

m) Vojage de *Hennepin*. Recueil de Vojage au Nord. Tom. 5. p. 266.

ser Dinge, nicht die Dinge selbst, die Todten begleiten, so wohl unterweges, als ins Land der Seelen, und damit sie sich ihrer überall, wo es nöthig thut, bedienen können n). Einige wilde Völker scheinen in keiner andern Absicht etwas zusammen zu bringen, als um ihre Todten desto reichlicher aussteuern zu können, und suchen darin ihre höchste Ehre, damit sich ihre Todten nicht mit leeren Händen unter ihren Vorfahren einfinden sollen. Daß die ganze alte Welt fast auf eben diese Art gedacht hat, das ist unläugbar. In Indien verbrennen die Bonzen überall noch in unsern Zeiten, ehe das Begräbniß vor sich gehet, Gebäude von Papier und alles nur erdenkliche Hausgeräthe von eben derselben Materie, in der Meynung, die Todten würden alle diese Sachen in der andern Welt in größter Vollkommenheit wieder finden. Die Nachwelt, die eigennütziger ward, weil sie mehr als die uralte Welt nöthig hatte, wollte die Sachen selbst nicht verlieren, sie auch dem Verstorbenen nicht abschlagen; sie traf daher ein solches Mittel, wie ich von den Bonzen erzählet habe, unfehlbar in der Meynung, es hätten alle Dinge der Kunst eine Seele, die ihnen ihre Gestalt und ihre Kräfte gäbe. Wie ganz allgemein der Gedanke, daß die Form oder

eid

n) Allgemeine Gesch. von Amerika, 13 Hauptst.

die Seele von den Dingen getrennet seyn und für sich selbst bestehen könnte, in der ältesten Welt war, das siehet man daraus, daß die größten Philosophen, als ein Pythagoras, ein Plato und andere daraus einen Hauptlehrsatz in ihren Unterweisungen oder in ihrer Philosophie gemacht haben. Die alten Deutschen begruben mit ihren Todten, nach der Erzählung des Tacitus, Pferde und Waffen. Daß man hier in Norden eben derselben Meynung, wie die Wilden, gewesen, was nähmlich die Todten betrifft, dieses bezeugen die Ueberbleibsel von ihren Waffen o), die noch zu unsern Zeiten aus den Begräbnißhügeln der ältesten Zeiten ausgegraben werden. Unsere alten nordischen Vorfahren liebten die See, und verbrannten daher die Körper ihrer Seeleute mit ihren Schiffen, damit sie auch in der andern Welt segeln könnten. Als König Harald Hyldetand p) begraben ward, verbrannte man sein prächtiges vergoldetes Schiff; man warf eine Menge Waffen, Gold und das Beste, was die dänischen Herren bey der Hand hatten, zugleich mit den Waffen und dem Handpferde des Königs zur Leiche ins Feuer, damit er, wie Saxo spricht, als der Vormann der Erschlagenen ins Land der Seelen reiten könnte.

o) Arnkiels Cimbr. Begräbniß-Gebräuche, Kap. 22 und 23.
p) *Saxo* Lib. VIII.

te. Es waren also unsere alten Vorfahren in den Ehrenbezeugungen gegen die Verstorbenen und in ihrer Aussteuer nach **Valhalla** nicht weniger prächtig und andächtig, wie vorbemeldte Wilden. Man meynte wirklich, daß je mehr auf das Begräbniß verwandt würde, desto reicher und glücklicher die Todten in der andern Welt seyn würden q). Die Freygebigkeit der Zurückgelassenen gieng so weit, daß man in **Rom** durch das Gesetz der zwölf Tafeln ordentlich verbiethen mußte, den Todten Gold und Silber mit ins Grab zu geben, so wie schon ehemahls **Solon** r) in **Athen** diesen Aberglauben ebenfalls eingeschränket hatte. Die alten **Gallier** s) gaben ihren Todten Briefe an ihre vorlängst verstorbene Freunde mit; ein Gebrauch, der noch in den neuern Zeiten bey einigen Völkern, die sich zur Griechischen Kirche bekannten, Mode gewesen seyn soll; unter diesen Briefschaften waren unter andern auch die Schuldbriefe und Verschreibungen, wornach diejenigen, die in diesem Leben nicht bezahlen konnten, angehalten wurden, ihre Schulden in dem künftigen Leben abzutragen. Es verstanden also die alten **Gallier** in dem Artikel des Darlehens an Gelde keinen Scherz, da die

q) Snorre Sturbsön Nordische Kronike. S. 7. 8.

r) *Plutarchus* in Solone.

s) *Diodor. Sic.* L. 5. *Mela* de Situ Orbis L. 3. & *Alex. ab Alexandro*, L. 3. C. 7.

die Verschreibungen sich auch bis in die andere Welt erstreckten. Die Tartarn in den neuern Zeiten t) hielten nicht allein die Verbindungen, die sie selbst im Leben eingegangen waren, auch nach dem Tode für unauflöslich, sondern auch diejenigen, die die Nachgelassenen der Verstorbenen wegen eingiengen; daher, wenn zwey Personen, jede von einem andern Geschlechte, ohne zuvor mit einander verheurathet gewesen zu seyn, starben, so schrieben sie ihnen einen ordentlichen Ehekontrakt, warfen ihn mit den Leichen ins Feuer, und erklärten solcher Gestalt die Verstorbenen für ein rechtmäßiges Ehepaar in der andern Welt. Die Sorgfalt für die Todten, daß ihnen in dem künftigen Leben, ihrem Stande nach, nichts mangeln möchte, gehet bey einigen Wilden so weit u), daß man beym Grabe die Sclaven der Verstorbenen hinrichtete, um im Lande der Seelen nicht ohne Bediente zu seyn; ein Gebrauch, der ebenfalls in der alten Welt bey vielen Völken gewöhnlich gewesen ist v). Diese Raserey gieng bey einigen

t) *Marc. Paul.* Venetus, L. 5. C. 58.

u) *Coreal.* Tom. I. Ch. 7. Rochefort von den Caraiben u. s. w.

v) *Hom.* Ilias. L. 23. von Begräbniß des Patroklus, *Misenii* & *Servii* Anmerkungen zum 20. Verse des 6. Buchen in der Aeneis Virgils, inferias quas immulet umbris *Herod.* L. 4. von den Scythen. *Cæsar* L. 6. von den Galliern.

nigen, als bey den Peruanern und Tartern so weit, daß sie einige Tausend Menschen bey dem Begräbnisse ihrer Könige aufopferten. Nicht allein die Sclaven mußten ihren Herren in der andern Welt Gesellschaft leisten, sondern auch bey verschiedenen Völkern mußten auch die liebsten Weiber und die besten Freunde das Gefolge ansehnlicher machen. In beyden Umständen gaben unsere nordischen Völker den andern Völkern nichts nach x). Es ist daher nichts zuverläßiger, als daß die ganze Welt darin einig gewesen, ein anders Leben nach diesem zu glauben. Eben diese fröhliche Hoffnung verursachte, daß verschiedene Völker in den ältesten Zeiten, so wie noch jetzt alle Wilden, dem Tode mit lachendem Angesicht entgegen gehen y). Alle wilde Völker sehen den Tod am wenigsten für ein Uebel an, und halten es daher für ein ansehnli-

ches

x) Arnkiel Cimbr. heid. Begr. B. 1. Cap. 15. *Barthol.* de Cauſ. Cont. mortis, L 2. C. 10. daß die Weiber theils gutwillig, theils zu Folge der Gesetze sich hier in Norden mit den Männern begraben ließen.

y) Siehe Paraguai von Charlevoix, Tom. I. Liv. 2. beym Jahre 1542, von den wilden Gvaycurus, die sich selbst in Menge anbiethen, um mit ihren Helden und vornehmen Verstorbenen zu sterben. Bey den wilden Jtatinern stürzten sich die liebsten und besten Freunde bey dem Leichenbegängniße der Verstorbenen von den Klippen herab. *Charlevoix* Tom. 2. L. 8 Vojages au Nord, Tom. 5. von den wilden Natchern in Lousiana. Relation de la Lousiana und *Charlevoix* Nouv. France, Tom. 3. Lettre 30.

ches Glück, sich mit Ehren unter ihren Vorfahren einzustellen.

§. 40.

Ich darf in dieser Betrachtung nicht unterlassen, anzumerken, daß ein großer Theil der Wilden dem Menschen mehrere Seelen zuschreibt z). Darin suchen sie die Ursache derer oft mit einander

z) *Charlevoix* Nouv. France, Tom. 3. Lettre 24. und allgem. Gesch. von Amerika, 13. Hauptstück §. 7. S. 476. In diesem letzten Werke ist dieser Umstand merkwürdig, daß man darin eine derer Ursachen bemerkt, wodurch die Meynung von der Seelenwanderung veranlasset geworden zu seyn scheinet. Einer der ältesten Missionarien in Neufrankreich, (nähmlich Brebeuf) fragte einen alten Huronen von den Meynungen der Wilden, die Seele betreffend. Dieser sagte: wir glauben im Menschen zwey Seelen, beyde theilbar und materialisch, und beyde vernünftig. In dem Augenblicke, da man stirbt, verläßt die eine den Körper; sie bleibet aber doch so lange bey dem Grabe, bis das große Seelenfest, daß diese Völker alle drey Jahre feyern, vorbey ist, und alsdann begibt sie sich ins Land der Seelen. Die andere Seele hingegen bleibt auch nach diesem Feste bey dem Grabe, welches sie nicht eher verläßt, als bis sie sich in einen andern Körper verfüget. Wenn dieses letzte nicht wäre, setzte der alte Huron hinzu, so könnte keine andere Person, die lange nach dem Tode der vorigen geboren wird, diesem in allen Dingen, in seiner Gemüthsneigung und in seiner Gestalt u. s. w. ähnlich seyn — Eine andere Erzählung findet man in Niels Egedes schönen Tageregister über Grönland, und verdienet ebenfalls angeführt zu werden. Der Inhalt ist kürzlich dieser: Ein Knabe ward krank und der Vater beklagte sich

der streitenden Begierden. Die Caraiben a) sind nach dem Berichte einiger so freygebig, daß sie in einer jeden Person eben so viele Seelen annehmen, als man in den Adern Pulsschläge bemerken kann. Daß die älteste Welt auf eben diese Art gedacht hat, solches ist unstreitig b), doch hat man, wie die heutigen Wilden thun, dem Menschen insgemein nicht mehrere als zwey oder drey Seelen

darüber bey einem Angekok oder Grönländischen Geistlichen, welcher ihm antwortete: der Knabe habe seine Seele verloren. Der Angekok nahm sich darauf vor, ins Land der Seelen auf eben die rasende Art zu reisen, deren wir schon gedacht haben, und er fieng, seiner Meynung nach, eine Hasenseele, und setzte sie in den Knaben; damit aber die Seele ihre neue Wohnung nicht verlassen sollte, so ließ er oben in den Kopf des Knaben ein wenig Fett schmieren, um gleichsam die Seele fest zu kleistern — So einfältig denken die Grönländer, so einfältig dachte die älteste Welt, und man muß eben so einfältig denken, um den Ursprung dieser Meynungen zu erklären. Daß die südlichen Amerikaner eben diese Gedanken hegen, das kann man aus dem oft angeführten Pater Gumilla sehen, und zwar Tom. 1. Ch. 15. Ein bekehrter Indianer starb, und alle andere glaubten mit Freuden, die Seele wäre im Himmel; dennoch wollten seine Verwandte nicht zugeben, daß er bey einem Kreuze, daß der Mißionar auf dem freyen Felde aufgerichtet hatte, begraben werden sollte; sie verlangten, er sollte in der Hütte, worin er gestorben war, begraben werden; denn sonst, sagten sie, müßte er zu viel ausstehen, wenn es regnete.

a) *De la Borde.* Auch *Rochefort* Hist. des Antilles.

b) Mosheim in seinen Anmerkungen zum Cudworth p. 1040. seq. Man sehe auch die Voluspa und die Edda. Fab. 7.

Seelen gegeben, unter welchen die vernünftige die vornehmste war. Und diese war es, welcher die Völker, die hoch genug dachten, um den Seelen ihren rechten Ort anzuweisen, einen Platz im Himmel zugestanden. Unsere alten nordischen Völker haben auf eben diese Art gedacht; es erzählet daher die **Voluspa** so wie die **Edda**; als die ersten Menschen, **Asker** und **Embla** erschaffen geworden waren, und ohne Leben und Bewegung auf dem Ufer lagen, so hätte ihnen der erste der Götter Seele und Leben gegeben, der andere Vernunft und Bewegung, der dritte Gesicht und Sinne; daher wäre das, wodurch die Menschen lebten, von dem Wesen verschieden, das vernünftig dächte, und dieses wieder von der Empfindung, die in den äußerlichen Sinnen ist. Die Wilden halten die Seele insgemein für eben dasselbe Wesen, wie das Feuer ist, und ohne Zweifel haben aus dieser Ursache, so wohl die Wilden als die ältesten Völker die Seelen der Verstorbenen unter die Sterne gesetzt; und verschiedene Völker fürchteten auf dem Wasser zu sterben, damit dieses Feuer, dieser Funke im Menschen nicht ausgelöschet werden sollte c). Die Ursachen dieser Meynung sind leicht ein-

c) *Bartholin.* de Causis Cont. mortis, L. 2. C. 2. Wie sehr die Caraiben dafür halten, die Seele wäre ein Feuer, das kann man beym *de la Borde* sehen. Sie glauben, alle Sterne wären verstorbene Caraiben.

einzusehen: So bald man erst die Sonne für einen Gott und für den größten unter den Geistern hielt, so konnte man auch hernach gar leicht darauf fallen, die Seelen für Feuerwesen anzunehmen, vornehmlich, weil das Feuer unter allen bekannten Dingen das am meisten wirkende Wesen gleichsam wie die Seele war. Obschon einige Wilden keinen Unterschied unter den verschiedenen Seelen im Menschen zu machen scheinen, so glauben doch andere unter ihnen nach Art der alten Welt, daß die mehr sinnliche und aus einem gröbern Wesen bestehende Seele, sich bey dem todten Körper aufhält, bey dem Grabe herumschwebte, und den zurück gebliebenen Rest des Körpers, den die Erde bedeckt, nicht eher verläßt, bis er ganz im Staube zerfallen ist. Die meisten wilden Völker setzen daher in den ersten Zeiten nach dem Begräbniße Essen und Trinken zu dem Grabe d). Einige Völker in Indien und Afrika thun eben dieses. Die älteste Welt bedachte ihre Todten in den meisten Gegenden auf eben diese Art, und in Afrika konnte das Christenthum diesen heidnischen Gebrauch lange Zeit selbst unter den Christen nicht ausrotten. Vermuthlich haben die Völker, die, wie man erzählet e), ihren Todten beym Begräbnisse

d) Allgemeine Geschichte von Amerika, 13. Hauptstück.

e) Homer am angeführten Orte vom Patroklus *Dares Phrygius* excid, trojæ vom Begräbnisse Hektors. Letres

nisse allerhand Spiele hielten, dabey bloß diese Absicht gehabt, den Seelen der Verstorbenen zum Abschiede noch ein Vergnügen zu machen. Die Neigung verschiedener wilden Völker zum Todtendienste ist unbeschreiblich groß. Sie graben nach Verlauf von einigen Jahren die Begrabenen wieder aus, und wickeln die Knochen in neue Kleider, weil sie glauben, die Seelen hielten sich noch bey dem Grabe auf. Man kann einigen dieser Völker keine größere Feindschaft erzeigen, als ihre Ruhestätte, die bey ihnen überall heilig sind f), anzurühren. Die Meynung, die in alten Zeiten gewöhnlich war, daß die Geister der Todten bey den Gräbern hervor gerufen werden könnten, damit man sie daselbst befragen, und sie zu Rathe ziehen könnte, hat keinen andern Ursprung. Die alten **Aegyptier** sahen die Begräbnisse als die rechten Häuser der Menschen an; sie gaben sich daher keine sonderliche Mühe denen Lebendigen prächtige und dauerhafte Paläste aufzuführen, weil das Leben nur eine allzukurze Zeit dauerte; hingegen mit den Begräbnissen beschäftigten sie sich weit mehr, um den Verstorbenen ewig dauernde Wohnungen zu bauen. In der Meynung, die Seelen ver-

---

edifiant. et curieuſ. Rec. 23. Lettre du *Pere Rarles*, von den Ilinoisern in Louisiana.

f) Allgemeine Geschichte von Amerika, 13. Hauptstück, *La Potterie*, Tom. 3, Lettre 1.

verließen den Körper nicht, so lange er nicht in Staub zerfallen wäre, sondern fänden ein Vergnügen daran, sich bey ihm aufzuhalten; in dieser Meynung balsamirten sie die Leichen, und sahen diese Arbeit als die heiligste und wichtigste in der Menschheit an. Einige wilde Völker bedienen sich, wie ihre Geschichte zeigt, der Einbalsamirung in derselben Absicht, obschon nicht mit so viel Aberglauben, wie die **Aegyptier**. Einige andere Völker, als die **Scythen, Assyrier, Perser** und andere haben in eben dieser andächtigen Meynung die Körper ihrer Verstorbenen aufzubehalten gesucht. Die **Aegyptier** waren davon so versichert, daß sich die Seelen nach dem Tode bey den Körpern aufhielten, daß sie daher auch ihre Verstorbenen in den Häusern bey sich behielten, wie solches auch noch einige Wilde thun, und sie sogar mit sich zu Tische setzten. Sie sahen diesen Zustand der Seelen, im Tode einen fortdauernden Körper bekommen zu haben, bey dem sie sich ohne Schmerzen, ohne Hindernisse und ohne einige Nothwendigkeiten zu gebrauchen, beständig aufhalten könnten, für so glücklich an, daß sie auch nach der Mahlzeit, wenn sie sich recht belustigen wollten, das Bild eines Todten, oder eine Mumie, in die Gesellschaft brachten, und indem sie einer zu dem andern sagten: **So sollst du auch**

werden! so wußten sie sich nichts angenehmers vorzusagen. Unsere alten nordischen Völker waren nicht weniger der Meynung, daß sich die Seelen nach dem Tode bey den Gräbern aufhielten g). Als ein gewisser Asmund in einem Grabe mit seinem Diener begraben ward, erschien er einige Zeit darnach seinen Freunden, und bath sie, den Diener wegzuschaffen, weil er sich mit diesem unruhigen Kopfe nicht vertragen könnte. Daß sie ebenfalls dafür hielten, der Tod wäre kein Uebel, das siehet man aus der Begierde, mit welcher die meisten, eines gewaltsamen Todes zu sterben, verlangten.

§. 41.

Ungeachtet aller Mühe, die sich so viele Völker gaben, um die Gestalt des Körpers nach dem Tode, so viel es möglich war, unverändert zu erhalten, so scheinet doch die uralte Mode, die Körper zu verbrennen, die man ebenfalls bey einigen wilden Völkern auch noch in unsern Zeiten antrifft, ihren Ursprung nicht weniger aus der angeführten Meynung herzuleiten, nähmlich, daß sich die Seelen nach dem Tode bey ihren erblaßten Leibern aufhielten. Nicht alle Völker waren dar-

g) Arnkiels Cimbr. Begräbnißgebrauch. 20. Kap. und Cimbr. Heidenreligion, 9. und 18. Kap.

darin einig, dieser ihr Zustand wäre glücklich; diejenigen, welche ein glückseliges Land der Seelen glaubten, hielten meisten Theils dafür, die Seelen befänden sich daselbst besser, und verwandelten daher die Leiber in Staub, damit die Seelen nicht dabey aufgehalten werden, sondern sich unverzüglich auf die Reise begeben sollten h).

§. 42.

---

h) Daß unsere alten Dänen aus dieser Ursache ihre Todten verbrannten, kann man beym *Bartholin.* de Cauſ. contemptæ mortis L. 2. C. 2. nachsehen. So oft sie meynten, es ließe sich ein Verstorbener sehen, oder, wie man zu reden pflegte, daß er wieder käme, und dadurch die Nachgelassenen beunruhigte, so hielt man es für das sicherste Mittel, dieses Uebel zu hemmen, wenn man den todten Körper wieder ausgrub, und zu Asche verbrannte. Insonderheit ist davon ein von Bartholin angeführtes Beyspiel merkwürdig: Ein gewisser Hrappe befahl seinen Angehörigen, seinen todten Körper unter die Küchenthiere, doch in einer stehenden Positur, (eine Art, die fast bey allen Wilden gebräuchlich ist) zu begraben, damit er nach seinem Tode das ganze Haus übersehen könnte. Dieses geschah. Als er aber sich nach seinem Tode sehen ließ, die Bedienten erschlug, und den Flecken Hrapfed unbewohnbar machte: so stach einer, Nahmens Ole Pa, das Gespenst mit einem Spieße durch und durch. Des Tages darnach öffnete man das Grab, worin man den Spieß und den Todten unverweset fand. Man verbrannte den Körper, und das Gespenst ließ sich nicht mehr sehen. — Ein Beyspiel, woraus man siehet, daß man in der Menschheit ganz leicht auf dergleichen wunderliche Gedanken fällt, wenn man zu einer Zeit, da eine ansteckende Krankheit regieret, die Leichen unverweset in den Gräbern findet, haben wir in unsern Zeiten an den Vampyren in Un-

§. 42.

Mit der Meynung, daß die Seele nach dem Tode sich wenigstens einige Zeit bey dem Körper aufhielte, stehet eine andere, die in der ältesten Welt nicht weniger gewöhnlich war, in genauer Verbindung. So bald man entweder kein Land der Seelen glaubte, oder auch annahm, es wären nicht alle Seelen so glücklich, hinein gelassen zu werden, kurz, so bald man meynte, die Seelen blieben nach dem Tode hier auf Erden bey den Körpern, so mußte man auch hernach, wenn diese endlich in Staub zerfielen, darauf bedacht seyn, ihnen einen andern Aufenthalt, und folglich auch einen andern Körper zu geben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man diese Meynung unter den Wilden findet, so wie sie sonst in den ältesten Zeiten unter den Aegyptiern, Indianern, Galliern und alten deutschen und nordischen

garn gehabt. Daß die Wilden, die ihre Todten verbrennen, dieses thun, damit sie die Seelen desto geschwinder an ihren Ort befördern können, davon kann man nachsehen in Lettres edifiant. et curieuſ. Rec. 23. Lett. du *Pere Karles* von den Mißilimakinaken, einem Volke im südlichen Canada. Doch will ich nicht läugnen, daß man zugleich dadurch die Seelen von den Unreinigkeiten habe reinigen wollen, womit sie im Körper besudelt gewesen; denn die Reinigung durch das Feuer war in der ältesten Welt in großem Ansehen. *Alex. ab Alexandro* genial. Dier. L. 3. C. 7.

dischen Völkern im Schwunge gieng, anderer Völker nicht zu gedenken i). Man kann daher keines Weges sagen, es habe ein Pythagoras oder ein anderer alter Philosoph diese Lehre von der Seelenwanderung erfunden; denn sie haben vielmehr aus dieser Meynung der ältesten Welt einen moralischen Satz oder eine Sittenlehre gezogen.

§. 43.

---

i) *Herod*. L. 2. *Cæsar*. L. 6. *Diodor*. L. 5. Was die Wilden betrifft, so hat man diese Meynung bey den Gvaycurus gefunden. S. *Charlevoix* Hist. du Paraguai, Tom. 2. Liv. 6. beym Jahre 1616. Ihre Meynung stimmte mit der Meynung der Pythagoräer vollkommen überein, nähmlich, daß die Seelen der bösen Menschen nach dem Tode entweder in giftige oder grimmige Thiere übergiengen, und hernach Unglück anstifteten. Daß die Wilden im Paraguai diese Meynung von der Wanderung der guten Geister aus einem Körper in den andern gehabt haben, das kann man eben daselbst L. 7. in der Historie vom Jahr 1628 sehen, wo noch von einem andern Volke erzählet wird, daß es glaubte, die Seele einer unter ihnen sehr hochgeschätzten Person, eines gewissen verstorbenen Qvarutiki, wäre in den Leib eines in großer Hochachtung stehenden Mißionars gefahren. S. auch Lettr. edifiant. Recueil 24. Lettre du *Pere Chome* von den Chiriganes, welche glauben, die Seelen flatterten nach dem Tode in den Büschen um ihre Hütten herum. Eine Frau ward durch einen Fuchs erschreckt, welcher bey ihr vorbey lief; denn sie meynte, es wäre die Seele ihrer Tochter, die einige Zeit vorher gestorben war. *Charlevoix* Nouv. France Tom. 3. Lettre 24. spricht, daß die Canader die Kinder auf solche Stellen begraben, wo insgemein viele Leute vorbey giengen, damit sich die Seelen der Schwanger-

§. 43.

Von diesen Meynungen war die Einbildung von den Gespenstern fast unzertrennlich; sie scheinet wirklich in der ganzen Welt geherrschet zu haben. Die Wilden fürchten sich vor diesen eingebildeten Schatten so sehr, daß sie im Finstern kaum einen Schritt gehen dürfen. Wenn sie die gefangenen Sklaven hingerichtet haben, so laufen sie, wie unsinnig herum, klopfen auf die Dächer und Häuser, die Seelen derselben zu schrecken, damit sie, wenn sie durch diesen Lärmen in Furcht gejaget sind, sich desto geschwinder an einen andern Ort verfügen sollen. Unzählige Dinge haben die älteste und unwissende Welt in dieser Meynung bestärket; ein jedes ungewöhnliches Geschrey von Nachteulen oder andern wenig bekannten Thieren, der geringste Lärmen, den man bemerkte, ohne dessen Ursache zu wissen, waren genug, sie zu einem so ungereimten Aberglauben zu überreden.

schaft der Weiber bedienen können, um einen neuen Körper zu bekommen. Von andern Völkern sehe man Relation de la Louisiana par un Officier de Marine, wie auch *Tonti* Vojages au Nord, Tom. 5. Wegen unserer alten nordischen Völker, kann man Bartholin im angeführten Werke nachsehen, und zwar L. 2. C. 1. Allein diese Seelenwanderung, die sonst in unsern Ländern geglaubet ward, soll darin bestanden haben, daß man meynte, die Seelen der Verstorbenen würden aufs neue geboren.

den. Noch eine andere Meynung, die nicht weniger als die andern eingerissen gewesen, und eben so sonderbar ist, findet man sowohl unter den Wilden, wie in andern Ländern in der Welt, nähmlich, daß sich nicht allein die Seelen der Verstorbenen bald unter dieser, bald unter jener Gestalt sehen lassen könnten, sondern daß sich auch gewisse Leute, die noch im Leben sind, in die Gestalt eines Thieres verwandeln können. Ob man schon in den neuern Zeiten wirklich dafür hält, es würde der grobe und sichtbare Körper solcher Gestalt verändert k); so ist doch ohne Zweifel die uralte Meynung diese gewesen, daß die Seele den Körper verlassen, und in diesem freyen Zustande entweder in andere Körper wandern, oder welches reimlicher wäre, den feinern Körper, woraus sie, wie man meynte, selber bestand, oder den sie immer behielt, in eine Gestalt, in welche sie wollte, verändern konnte l).

Auf

k) *Pausan.* Accad. C. 2. *Luciani* Asinus, und überhaupt Ovids Verwandlungen. Wenn man glauben kann, es habe Saxo in seinem ersten Buche in Haddings Historie, sich nicht als ein Poet einer allzugroßen Freyheit bedienet: so haben die alten nordischen Völker in Ansehung des Glaubens der Verwandlung des Körpers und der Hexerey keinem andern Volke etwas nachgegeben, denn die Hexe Harthgrepe konnte sich so hoch machen, daß sie bis an die Wolken reichte.

l) *Cudw.* de corpore animæ ex mente veterum.

Auf diese Art wird von **Othin** m) erzählet: daß er seine Gestalt verwandeln konnte, da inzwischen sein Körper für schlafend oder todt liegen blieb, er selbst hingegen ein Vogel, ein Thier, ein Fisch oder ein Wurm zu seyn schien. In diesem Zustande konnte er in kurzer Zeit weiter in andere Länder reisen, und daraus Neuigkeiten nach Hause bringen. **Othins** Zustand ist ohne Zweifel entweder eine Art der Entzückung gewesen, deren ich schon gedacht habe, oder eine wirkliche Krankheit; und nichts anders hat die nordischen Völker in der Meynung von der Wanderung seiner Seele bestärkt, als weil es scheint, daß sie von eben der Meynung, die die Wilden und Indianer unserer Zeiten hegen, schon damahls eingenommen waren, daß nähmlich die Seelen nicht allein im Schlafe, sondern auch zu andern Zeiten, dem Leibe ohne Schaden, ihre Körper verlassen könnten.

Diese letzte Meynung war fast eine nothwendige Folge des Gedankens, den sich die älteste Welt, so wie noch die heutigen Wilden, von den Geistern und Seelen machten, welche sie, wie ich schon gesagt habe, entweder für eine Art von Schatten oder für eine Art von Feuerwesen ansahen. Diese einfältige Art zu schließen, brachte es

m) *Snorre Sturleson* im Othin. *Resen.* Edda, Fab. 52. 57.

es fast nothwendig mit sich, daß man den Seelen das beymessen mußte, was man in andern Dingen, denen sie ähnlich zu seyn scheinen, zu sehen vermeynte. Weil nun so wohl die Flamme des Feuers als der Schatten der Dinge unendlich veränderlich sind, und man an ihnen nach allen neuen Abwechslungen und Umständen neue Gestalten erblickt; so darf man sich nicht wundern, wenn man die Geister und Seelen auf eben diese Art betrachtete. Darin liegt ohne Zweifel die Ursache der vielen fürchterlichen Bilder, worunter man im Heidenthume die Götter vorstellte. Nachdem sie nähmlich unter der einen Gestalt besser, als unter einer andern, das, was sie sich vornahmen, verrichten konnten, darnach, wie man dafür hielt, nahmen sie auch die Gestalt an, die sich am besten dazu schickte. Auf diese Art stellen sich die Indianer ihren **Wisthun** bald als einen Fisch vor n), weil er etwas verrichten will, wobey er schwimmen muß, bald als halb Löwe und halb Mensch, weil er zu einer andern Verrichtung die Geschwindigkeit des Menschen mit der Stärke des Löwen verbinden muß. Sie gaben den Bildnissen der Götter viele Hände, viele Köpfe,

n) Rogers ofne Thüre zu dem verborgenen Heidenthume. Th. 2. Kap. 3. *Bernier* Vojage au Mogol. Niekamps Missionsgeschichte, und Picard im angeführten Werke.

pfe, nachdem sie ihrer Meynung nach zu ihren Verrichtungen eine größere oder geringere Andacht nöthig hatten, und weil man sich einbildete, sie wären beständig beschäftiget, so ließ man ihnen ihre Gestalt beständig behalten. Bey den eigentlich so genannten Wilden kommen dergleichen Bildnisse sehr selten vor, doch hat man zuweilen einige unter ihnen angetroffen o). Die wenigen dieser Völker, bey denen man diese Art des Götzendienstes findet, haben ihre Götter meisten Theils unter der Gestalt eines Thieres vorgestellt, oder ihnen eine Aehnlichkeit mit dem Menschen gegeben.

§. 44.

Man siehet hieraus, daß die Seele vom Leibe getrennt, für freyer und mächtiger, als mit demselben vereiniget, gehalten wird; folglich ist es kein Wunder, wenn man in einer so großen Unwissenheit in der Kenntniß des wahren Gottes in der ältesten Welt darauf fiel, die Verstorbenen anzubethen. Personen von einer sonderbaren Tapferkeit, von einem durchdringenden Verstande, oder auch von einer besondern Geschicklichkeit, sich nach dem in ihren Zeiten herrschenden Geschmack, der vielleicht oft sehr ungereimt war, zu richten, konnten nach ihrem Tode fast für nichts anders, als

o) *Charlevoix* Hist. de St. Domingo.

als für Schutzgötter, angesehen werden. Gleichwohl haben die wilden Völker nur wenige von ihren Verstorbenen auf dem Thron der Götter erhoben; und man muß gestehen, daß sie bey aller ihrer Einfalt nicht allein darin sondern auch in vielen andern Vorfällen weit besser gedacht haben, als die aufgeklärten, die auf der einen Seite ihren Verstand bis aufs höchste getrieben zu haben scheinen, um auf der andern Seite desto besser zu zeigen, wie unendlich tief der Mensch zu fallen im Stande ist, und wie augenscheinlich er sich selbst entgegen handeln kann. Inzwischen scheinen doch einige Gebräuche der Wilden daraus entsprungen zu seyn, als z. B. wenn man findet p), daß einige wenige dieser Völker, die Gebeine ihrer tapfersten Verstorbenen an einen Stock gebunden, als Fahnen mit ins Feld nehmen, theils um sich dadurch zur Tapferkeit zu ermuntern, theils um vermuthlich unter dem Schutze dieser verstorbenen Helden zu stehen. Andere machen sich aus eben dieser Ursache Trommelfelle aus den Häuten der gefangenen und erschlagenen Feinde, in der Meynung, die ganze übrige Völkerschaft, mit der sie Krieg führen, dadurch zu erschrecken; vermuthlich weil sie, wie die Canader, glauben, es sollten gewisser Maßen die Seelen der Verstorbenen die Lebendigen warnen,

p) Benson im angeführten Werke. L. 2. C. 6.

nen, die grausamen Hände, unter die sie gefallen waren, zu fliehen. Warum glauben sie aber nicht eben so leicht, diese Seelen würden ihre Landsleute zur Rache ermuntern? Geschiehet es vielleicht aus der Ursache, weil der Mensch immer eitel genug ist, alles zu seinem Vortheil zu erklären? Ein Held, spricht die Geschichte, der bey dem ersten Schritte, den er auf fremden Grund und Boden thun sollte, zu Boden fiel, küßte die Erde, und dankte, weil sie sich seine Person so augenscheinlich zueignen wollte. Könnte man dem Menschen ins Herz sehen, so würde man darin mit großen Buchstaben aufgezeichnet finden: **Warum sollte es nicht gut gehen, da Ich es bin?**

§. 45.

Ein falscher Schluß biethet allezeit dem andern die Hand. So bald der Gedanke Beyfall gefunden hatte, die Seelen schwärmten nach dem Tode herum, sie könnten in diesem freyen Zustande eine Gestalt annehmen, welche sie wollten, und sie könnten bald dieses bald jenes Thier bewohnen: so hatte man nichts mehr nöthig, sich besondere Gedanken von denen zuweilen am wenigsten wichtigen Dingen zu machen. Hörte man das unangenehme und klägliche Geschrey einer Eule oder eines andern Vogels, der sich nur des Nachts

sehen

sehen läßt: so legte man es als ein Unglückszeichen aus; aus keiner andern Ursache, als weil man glaubte, eine Klage müßte die andere bedeuten, und gar oft hielt man dafür, die Seelen der Verstorbenen oder andere böse Geister hätten Theil an einem solchen Geschrey. Doch dieses war nicht die einzige Ursache; die hohen Gedanken, die sich verschiedene wilde Völker von den Thieren und von ihrer Wissenschaft machten, beförderten zugleich diese Meynung nicht wenig.

§. 46.

Ich würde meine Leser allzu lange aufhalten, wenn ich mich in der Erklärung des Ursprunges aller Arten des Aberglaubens, der die wilden Völker gemeinschaftlich mit andern Völkern überschwemmet hat, weitläufig und insbesondere einlassen wollte. Gleichwohl muß ich, ehe ich diese Abhandlung schließe, ausführlicher zeigen, wie vorbemeldte Art, aus einer Menge besonderer Meynungen zu schließen, entsprungen ist. Ich habe schon gesagt, daß eine der allgemeinen Regeln, die man in der ältesten Welt, so wie noch jetzt bey den gegenwärtigen Wilden, zum Grunde vieler Schlüsse annahm, darin bestand, daß man die unbekannten Dinge mit andern bekannten Dingen verglich, und dafür hielt: es wären die Dinge,

die nur einiger Massen einander ähnlich wären, alsdann auch von eben derselben Natur, von eben denselben Wirkungen; und das eine gäbe das andere zu erkennen. Kurz: man suchte auf diese falsche Art die Natur zu erklären, und fiel daher in unzählige Irrthümer. Ich will zum Schlusse davon nur einige der wichtigsten anführen, um das, was ich schon gesagt habe, nochmahls zu beweisen. Wenn die Wilden die Ursache einer Mondsfinsterniß erklären wollen, so sagen einige q); er wäre zu der Zeit krank, und wollte sterben; andere, er wäre mit einem bösen Geiste, der ihn umbringen und verschlingen wollte, im Gefechte. Daher machen viele dieser Völker nach Art der ältesten Völker r) einen grausamen Lärmen so lange die Finsterniß dauert, theils um den Mond aus dem Schlafe zu erwecken, und ihn zu erinnern, alles mögliche zu thun, um sich zu retten, theils auch um das böse Thier, das ihm Schaden thun will, zu erschrecken, in die Flucht zu jagen, und folglich ganz zu vertreiben. In den östlichen Ländern herrschet diese Meynung noch jetzt s) und unsere alten nordischen Vorfahren bil-

q) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptst. §. 14.

r) Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. Hauptstück. §. 14, S. 113. da Cæl. Rhodigin. Lett. antiq. L. 19. C. 10. angeführt wird.

s) Nickamps Mißionsgeschichte. Kap. 9. §. 4.

bildeten sich, nach dem Berichte der Edda, ein; Sonne und Mond würden von zwey Wölfen verfolget, die sie verschlingen wollten. Einige Völker haben die sonderbare Gewohnheit, unter einer Mondsfinsterniß die Hunde zu prügeln, damit sie desto stärker schreyen und bellen sollen, in dieser Absicht, damit der Mond, der sie liebet, sich ihrer erinnern und alle seine Kräfte sammeln soll, um länger zu leben. Diese vermeynte Liebe des Mondes zu den Hunden entstehet ohne Zweifel aus nichts anders, als weil sie den Mond anbellen, wozu sie die Ursache in dem Umgange des Mondes mit diesen Thieren und in dessen besonderer Neigung gegen sie wollen gefunden haben.

Ich will davon nicht reden, wie sehr alle Einbildungen, die man sich von dem Unterschiede des Säens und bey andern Verrichtungen im zu- oder abnehmenden Monde macht, aus der uralten Hochachtung gegen diesen Trabanten der Erde entstehen, indem man, wenn er zunahm, dafür hielt, jetzt wäre er in seiner Stärke, und neue Kräfte zu sammeln begriffen; hingegen aber, wenn er abnahm, glaubte, er wäre schwach und unvermögend, eine Vollkommenheit, woran er selbst Mangel litte, der Erde mitzutheilen. Die

Milchstrasse und das Nordlicht werden sowohl von den Grönländern, als von andern Wilden für eine Menge Seelen der Verstorbenen angesehen, die im Himmel Ball spielen, und so glauben sie, dadurch eine herrliche Ursache zu diesem Glanze am Himmel gefunden zu haben. Wenn man die Grönländer fragt, wo der Mond ist, wenn er nicht gesehen wird: so sagen sie, er wäre ins Wasser gewandert, um Seehunde zu fangen. Wenn sie erklären wollen, wovon seine Flecken entstehen, so sagen sie, er wäre der Bruder der Sonne, und hätte eine unanständige Neigung auf diese seine schöne Schwester geworfen, welche hingegen einen Abscheu gegen diese Liebe des Mondes trüge, sich daher von ihm los risse, und gen Himmel flöhe, wo noch immer der eine die andere verfolgte. Hat man wohl etwas mehr nöthig zu verstehen, warum sich diese Lichter des Himmels bewegen? Obschon die **Peruaner** unter die gesitteten und sehr wohl eingerichteten Völker zu rechnen waren, so hatten sie doch eben so wenig die einfältigen Gedanken der ältesten Welt vom Himmel verloren, als wie die **Grönländer** und andere Wilde. Sie erklärten die Flecken im Monde auf eine lächerliche Art, nähmlich: es hätte sich einsmahls ein Fuchs in diese Königinn der Nacht verliebt, da nun kein Weg so rauh und ungebahnet

bahnet ist, denn die Liebe nicht eben und wegsam machen kann, so hätte auch der Fuchs den Weg zum Himmel gefunden, und da er nun den Mond umarmet hätte, so hätte er diese seine Liebste so sehr gekratzt, daß man die Schrammen davon noch sehen könnte. Sie hielten mit den meisten Völkern in der alten und mit nicht weniger andern aufgeklärtern in der neuen Welt dafür, es senkte sich alle Abende die Sonne nieder ins Meer, und nachdem sie es durchgewatet hätte, so käme sie des andern Morgens an der andern Seite des Himmels wieder zum Vorschein. Donner, Blitz und Regenbogen sahen die Vernünftigen für Diener und Gesandte der Götter an. Andere hingegen hatten von diesen Veränderungen in der Luft eine lächerliche Fabel. Sie erzählen, es schöpfte eine Jungfrau im Himmel mit einem Kruge Wasser, wenn aber ihr Bruder diesen Krug zerbräche, so entstünde aus dem Knalle Donner und Blitz; vom Wasser hingegen, welches in Tropfen über den ganzen Himmel ausgesprützet würde, entstünde der Regen. Ein Vers, worin diese peruanischen Philosophen der Jugend diese physische Fabel lehrten, ist dieses Inhalts t).

„Schö-

t) Garcilasso de la Vega im angeführten Werke, B. 2. Kap. 27.

„Schönes Mädchen! dein regnender Bruder „zerbricht dann und wann deinen kleinen Krug, „und davon kommt es, daß es donnert, daß es „blitzt, daß der Blitz einschlägt. Du Königs„tochter gibst uns durch den Regen dein ange„nehmes Wasser! Zuweilen läßt du auf uns ha„geln und schneien. Der, der die Welt gemacht „hat, der große Viracocha, er, der die Seele „gegeben hat, gab dir auch daselbst, wohin er „dich gesetzt hat, diese Verrichtung.“

Es ist gewiß sehr artig, aus der Edda zu sehen, wie die alten nordischen Völker fast auf eben dieselbe Art die Natur zu erklären gesucht haben u). Das Feuer war ein Geist, der in Süden wohnte, folglich mußten die südlichen Länder und der Südwind warm seyn. Die Nacht war ein Frauenzimmer aus dem Geschlechte der Riesen oder der bösen Geister; der Tag war eine Mannsperson v), theils aus der Familie der Riesen, theils aus der Familie der Götter; und eins fuhr nach dem andern, jedes mit seinem Pferd und Wagen, um den Himmel herum, und verursachte dadurch Licht und Finsterniß. Aus dem Schaume, der aus dem Munde des Pferdes der Nacht

floß,

u) Resen. Edda, Fab. 4.

v) Fab. 8.

floß, ward der Thau; das Licht hingegen war der Abglanz von der Mähne des Pferdes, worauf der Tag ritt. Die Ursache, warum Sonne und Mond x) nicht stehen blieben, sondern beständig um den Himmel herum liefen, war diese, weil sie sich durch diese ihre beständige Flucht vor den sie verfolgenden Wölfen retten wollten, die sie doch zuletzt am großen Untergange aller Dinge einholen und auffressen sollten. Der Regenbogen y) war die Brücke der Götter, auf welcher sie vom Himmel auf die Erde und wieder zurück ritten; seine rothe Farbe ward Feuer, damit die Trollen oder die bösen Geister sich nicht erkühnen sollten, auf diesem Wege hinauf in den Himmel zu steigen. Der Wind ward von einem Riesen verursachet z), der im äußersten Norden auf dem Himmel saß, und die Gestalt eines Adlers hatte. Der Wind ward stärker oder schwächer, nachdem der Adler mehr oder weniger geschwind flog. Sommer und Winter a) wurden ebenfalls durch zwey Geister verursachet; der eine war seiner Natur nach lieblich und angenehm, der andere aber aus eben dieser Ursache böse, unangenehm und kalt.

—

x) Fab. 9. et 10.
y) Fab. 11.
z) Fab. 16.
a) Fab. 17.

— Ohne mehrere Beweise aus der Geschichte anderer Völker anzuführen, glaube ich, man werde zur Genüge einsehen, was für einen Dienst die Patrioten der Welt gethan haben, die zuerst anfiengen, die Natur aus natürlichen Ursachen zu erklären. Um nun also der Naturlehre und den ältesten Philosop en die ihnen gebührende Hochachtung zu ertheilen, muß man die Denkungsart der Alten kennen, und daraus schließen, was für Einsicht und Stärke des Geistes dazu gehörte, so viele unordentliche, thörichte und doch allgemein angenommene Meynungen zu bestreiten.

§. 47.

So wie man meynte, das Unbekannte in der Natur würde durch ein Ding verursachet, das in und von Natur seinen Wirkungen ähnlich wäre, und das man folglich kannte, so schloß man ebenfalls, diese Wirkungen wären allezeit wie die Dinge beschaffen, woraus sie ihren Ursprung hätten. Der Abscheu, den verschiedene Leute vor gewissen Thieren haben, entstehet unstreitig aus diesem Gedanke, obschon nicht die ganze Welt davon eingenommen war. Also speisen die **Brasilianer** niemahls von einem Thiere, das langsam gehet, aus Furcht, sie möchten selbst dadurch langsam und ungeschickt werden. Die

Caraiben b) essen aus eben dieser Ursache keine Schildkröten, auch kein Schweinfleisch, damit sie keine solche kleine Augen bekommen, wie diese Thiere haben. Man muß auf eben diese Art andere höchst sonderbare Einrichtungen der Wilden erklären, insonderheit folgende, die viele südamerikanische Völker in Acht nehmen. Wenn eine Frau ins Kindebette kommt c), vornehmlich das erstemahl und zwar mit einem Knaben, so müssen bey einigen beyde Aeltern, bey andern aber der Vater allein eine sechs Monat lange und strenge Fasten halten, in der Stille und Einsamkeit leben, allem Vergnügen entsagen, kurz: die strengste Lebensart von der Welt führen. Weil der Mann in dieser Zeit beständig das Bette hüten muß, so scheinet es, als ob er wirklich an Statt der Frau im Kindbette läge. Vorher, ehe er Erlaubniß erhält, etwas gutes insonderheit Fleisch zu essen, versammeln sich bey einigen Völkern die nächsten Anverwandten, und schneiden den durch das langwierige Fasten ausgemergelten Körper über mit Zähnen des Thieres **Agouti** tiefe Furchen in die Haut, kochen darnach eine Suppe von Pfeffer,

wo

b) *Rochefort* Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 12.

c) *Rochefort* Chap. 25. *Du Tertre* Hist. des Antilles, Tr. 7. Ch. 1. Allgemeine Geschichte von Amerika, 3. H. §. 15.

womit sie die Wunden auswaschen, und dadurch dem armen Manne unglaubliche Schmerzen verursachen. Diese schmerzliche Art seine Erstgeburt zu kaufen, ist bereits in der ältesten Welt Mode gewesen d). Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. So bald man glaubte, was die Wilden überhaupt für wahr halten, daß die Kinder eben dieselben Eigenschaften, wie die Aeltern bekämen: so ward es die Pflicht eines Vaters, eine Menge Uebel auszustehen, damit die allergrößte Eigenschaft in den Augen dieser Völker, nähmlich beherzt, stark und gegen ein vorfallendes Uebel unempfindlich zu seyn, bey den Kindern erblich werden könnten; sie bestrichen daher auch dem Kinde das Angesicht mit dem Blute des Vaters. Die Weiber der Wilden empfinden insgemein nur geringe Geburtsschmerzen; wie groß sie aber auch seyn könnten, so darf doch keine Mutter sich darüber beklagen, aus Furcht, das Kind möchte eben so kleinmüthig und empfindlich werden, wie sie. Alle Wilden sehen es für etwas wunderbares an, wenn eine Mutter sich in diesem Umstande ungeduldig bezeiget, und einige schlagen wirklich die in solcher Gestalt gebornen Kinder so-

gleich

d) *Strabo*, L. 3. von den Cantabriern. *Diodor. Sic.* L. 6. von den Corsen. *Alex. ab Alexandro* genial. dier. L. 2. C. 25. von den Tibarenern, Thraciern, Scythen und Celtiberiern.

gleich todt, weil sie sie zum Kriege und zur Rauhigkeit ihrer Lebensart für untüchtig halten. Vielleicht geschieht es aus eben dieser Ursache, nähmlich wegen der vermeynten natürlichen Aehnlichkeit der Gemüths- und Denkungsart zwischen allen Personen von einer Blutverwandtschaft, daß man in verschiedenen Ländern den grausamen Gebrauch eingeführt hat, wenn einer aus der Familie ein Verbrechen begehet, das nach den Landesgesetzen die Todesstrafe verdienet, alsdann alle nächsten Anverwandten der schuldigen Person zugleich mit hinzurichten. Die falschen Meynungen der ältesten Zeiten, wie sehr sie auch nach und nach geschwächt geworden sind, herrschen doch noch sehr oft in ihren Folgen und in den durch sie entstandenen Einrichtungen, ungeachtet sie sich an sich selbst verloren haben, und mit der äußersten Verachtung angesehen werden.

§. 48.

Die meisten wilden Völker besorgen den Ackerbau durch ihre Weiber, ohne daß die Männer Hand an diese Arbeit legen. Insgemein siehet man diese Nachläßigkeit als einen Beweis ihrer Dummheit an, da man doch darin vielmehr eine neue Probe des Aberglaubens dieser Völker finden sollte. Die vorbemeldte Art zu schließen verursachet, daß

sie glauben, das Getreide könnte nicht ohne die Hände der Weiber gelingen; weil sie von Natur dazu bestimmt sind, fruchtbar zu seyn, und ihres Gleichen zur Welt zu bringen, so werden sie dießfalls insonderheit für geschickt gehalten, dem Getreide eben dieselbe Kraft mitzutheilen. Solcher Gestalt hat der Aberglaube sich auf vielerley Arten bemühet, die Umstände des andern Geschlechts in der Welt schlechter zu machen, als es seyn sollte. Außer den häuslichen Verrichtungen ist der Ackerbau bey allen wilden Völkern die Sache der Weiber geworden, daher die Reisenden insgemein die Weiber der Wilden als Sklavinnen der Männer beschreiben, da doch dieses Joch ihnen wirklich mehr aus Aberglauben über den Hals geworfen worden ist, als aus der vermeynten Oberherrschaft der Männer.

§. 49.

Eine unzählige Menge anderer falschen und voraus gefaßten Meynungen ist aus eben dieser Schwachheit zu schließen entsprossen. Man meynte, daß einander gleichförmige oder ähnliche Dinge in einer natürlichen Gemeinschaft mit einander stünden; die Wilden glauben also die so genannte Sympathie, oder gemeinschaftliche Empfindung

dung

dung eben so wohl als alle andere Völker, ob sie schon keinen so allgemeinen Gebrauch davon machen, als man ehemahls in Europa that, da man darin auch einen Grund zu gewissen Wissenschaften fand, und meynte, die Pflanzen müßten die Artztneymittel zu allen Theilen der Körper der Thiere seyn, die ihnen ähnlich wären, Gestalt und Farbe möchten auch seyn, wie sie wollten. Z. B. Ein Blatt, daß einem Herze ähnlich war, mußte ein herzstärkendes Mittel, und ein Kraut, das leberfarbicht war, der Leber heilsam seyn. Der Himmel, die Planeten und Sterne regierten die Erde, weil eine verwirrte Phantasie sich einbildete, darin die Zeichen gewisser Thiere oder gewisser Buchstaben zu finden; in den Planeten sahe man bald ein rothes Licht, welches sie zu hitzigen Sternen machte, bald ein bleiches, welches sie langsam und phlegmatisch machte, bald ein sehr helles und glänzendes, welches der **Venus** eine weitgestreckte Herrschaft über alle Schönheiten und Verliebte ertheilte. Mit einem Worte: andere Völker haben in dieser Betrachtung den Wilden nichts vorzuwerfen. Der Gedanke, daß Dinge, die nur einiger Maßen einander ähnlich wären, eine natürliche Beziehung, als Ursache und Wirkung innerlich auf einander hätten, ist in der gan-

ganzen Welt die allgemeine Art zu schließen gewesen; es würde also eine unendliche Arbeit seyn, wenn man sich auf alle falsche Sätze und Meynungen, die sie zur Welt gebracht hat, einlassen und sie einzeln durchgehen wollte. Doch alles dieses war noch nicht genug. Da man augenscheinlich sahe, daß ganz verschiedene Dinge diese oder jene Veränderung in einander verursachten: so fieng man an, zu glauben, so könnten durch eine blosse Zueignung Ursache und Wirkung auf einander werden. Ein größer Theil der so genannten Sympathie findet in dieser Meynung seinen Ursprung. Da aber die Natur keinen Theil daran zu haben schien, wie in den Zufällen, da die Dinge einander ähnlich waren: so fiel man am meisten darauf, durch das eine oder andere Mittel die Zueignung zu veranstalten, und unter denen von Natur verschiedenen Dingen eine Vereinigung zu Stande zu bringen, nachdem man sich einbildete, verborgene Kräfte dazu, wozu sie gebrauchet würden, darin zu finden. Ein großer Theil dieser Possen, die man in der ganzen Welt auch noch zu unsern Zeiten Hexerey, Ahndung, und Wahrsagerey nennet, hat in diesen beyden falschen Arten zu schließen augenscheinlich seinen Grund. Doch ich will mich bey dieser unwürdi-

gen

gen und verächtlichen Sache nicht länger aufhalten. Ich muß nur noch dieses sagen, daß so bald alles für beseelt gehalten ward, der Weg bereits gebahnet war, zu glauben, es könnten alle unsichtbare Bewohner der Dinge theils natürtürlicher Weise, theils durch die Kunst mit einander in Vereinigung gebracht werden.

§. 50.

Ich darf meine Leser nicht länger aufhalten, indem ich bereits weitläufiger geworden bin, als ich mir anfangs zu seyn vorgesetzet hatte. Da man aber insgemein glaubet, daß alles, was die Wilden denken und glauben, ein unreimliches Gewebe von lächerlichen Possen ohne Grund und Zusammenhang sey; so habe ich auf eine ordentliche Art in einem kurzen Begriffe die Leser mit diesen Völkern bekannt machen wollen, damit sie einsehen können, wie richtig alles, was in ihrer Geschichte vorkommt, seinen guten Grund in ihren Umständen hat, und daß sie in unsern Zeiten dasjenige sind, was ehemahls in den ältesten Zeiten der größte Theil der Welt gewesen ist. Die Wilden haben ihre schlimme Seite, sie haben aber auch, wie man deutlich siehet, ihre gute; und es wäre zu wünschen, daß wir ihre guten Eigenschaften mit unserer wahren Aufklärung, mit unsern Kün-

sten und Wissenschaften vereinigen könnten. Ich kann aber diese Abhandlung nicht schließen, ohne mit ein paar Worten zu erinnern: daß diejenigen, welche dafür halten, die Wissenschaften hätten in der Welt keinen Nutzen geschafft, und daß die Naturlehre größten Theils für nichts anders als für ein bloßes Vergnügen anzusehen wäre, nur allein nöthig haben, einen Blick auf die Meynungen der Völker der ältesten Welt und der Wilden zu werfen, um überzeugt zu werden, wie unschätzbar eine jede Wahrheit sey, weil der Verstand natürlicher Weise aus einem Irrthum in den andern fällt; denn die falschen und vorausgefaßten Meynungen des Menschen sind seine gefährlichsten Feinde, und sehr oft die unüberwindlichsten Tyrannen des ganzen menschlichen Geschlechtes.

Erklärung der Kupfertafeln.

Erste Tafel.

Die erste Figur zeiget eine Probe von der Bilderschrift oder der so genannten hieroglyphischen Schreibart der Wilden zur Aufklärung dessen, was im §. 56. der zweyten Abtheilung davon gesagt worden. Der Kopf mit den drey Federn bedeuten einen Wilden, dessen Nahme Dreyfeder ist. Der bey ihm stehende Vogel, der ein Kranich seyn soll, soll anzeigen, daß der Wilde aus einer Nation ist, die die Nation der Kraniche genennet wird. Der Stier unter dem Vogel gibt den Nahmen des Geschlechts, aus welchem der Wilde ist, zu erkennen, er ist nähmlich aus dem Geschlechte des Stiers. Die Person mit dem Bogen bedeutet, daß dieser solcher Gestalt beschriebene Wilde in den Krieg gezogen war. Die auf dem langen Viereck, das oben unter dem Kopfe

stehet, befindlichen Striche zeigen die Anzahl der Personen an, die mit ihm in den Krieg gezogen waren, deren also dreyzehn gewesen. Auf diesem Zuge hat er so viele Personen erschlagen, als Figuren ohne Kopf da stehen, nähmlich drey, und einen hat er zum Gefangenen gemacht; welcher durch die neben den vorigen drey Figuren stehende unverstümmelte menschliche Figur vorgestellet wird. Diese sechs mit Strichen bezeichneten Vierecke zeigen an, wie vielen Feldzügen er beygewohnet hat; er war also sechsmal mit zu Felde gegangen, und in vier Feldzügen war er Anführer gewesen; dieses zeigen die vier obern, gleichsam mit einem Dache oder einem Giebel bedeckten Vierecke an. Man wird nunmehr diese hieroglyphische Schrift völlig lesen können. Uebrigens kann man davon den Lafitau oder die allgemeine Geschichte von Amerika und zwar im ersten Theile das 6te Hauptstück §. 9. nebst der dazu gehörigen Kupfertafel nachsehen, wie auch la Hontan in seinen Nachrichten von Canada.

Die andere Figur auf dieser ersten Tafel stellt zuerst oben eine doppelte Zeichnung

der im südlichen Nordamerika heiligen Tobackspfeife vor. Es wird derselben §. 30. der 3ten Abtheilung kürzlich erwähnt. Man findet sie im schon gedachten Werke des Lafitau, auch beym la Potrerie und bey andern, unter dem Nahmen des Calumets beschrieben. Sie wird insgemein von einem rothen und glatten Steine, der dem Marmor ähnlich ist, gemacht, und überall am Stiele mit Vogelflügeln und mit Federn von den schönsten Farben ausgeschmückt. Die Wilden geben vor, es hätte die Sonne zuerst einem Volke in Neumexiko ein Geschenk damit gemacht; daher wird es überall für so ehrwürdig gehalten, daß ein Reisender, sofern er einem fremden Volke diese Pfeife oder eigentlich das Calumet anbietet, und es von ihm angenommen wird, hernach so sicher unter dieser Nation leben kann, als wenn er durch die höchsten und heiligsten Eidschwüre mit ihnen verbunden wäre. Wenn mitten in einer Feldschlacht einer der Kämpfenden darauf fällt, das Calumet vorzuzeigen: so hört das Gefecht sogleich auf, und alle legen die Waffen nieder; doch stehet es der andern Parthey auch

 frey,

frey, das Calumet anzunehmen oder abzuschlagen, und im letzten Falle wird das Gefecht wieder erneuert; im erstern aber der Friede geschlossen. Es ist zu merken, daß die Wilden zweyerley Arten des Calumets haben; die eine wird zu allen friedlichen Handlungen gebraucht, die andere aber zur Ankündigung des Krieges.

Figur 3 und 4 gehören zur Erklärung des §. 32. der dritten Abtheilung. Beyde Figuren stellen eine Zeichnung der einfältigsten musikalischen Instrumente vor, die man in der Welt erfunden hat; denn sie sind nichts anders als die Schale einer Frucht, als etwan einer grossen Melone oder eines Kürbis u. d. g. worin die darin befindlichen Steine durch das Umdrehen, oder wenn das Instrument mit der Hand stark geschüttelt wird, eine Art eines Klanges oder Getönes verursachen. Die Nordamerikanischen Wilden nennen dieses Instrument Chichikone, die südlichen, insonderheit die Brasilier, Marca.

Figur 3. stellet eine Art des alten Sistrum der Aegyptier vor, um mit der jetzt

be-

beschriebenen Indianischen Klapper verglichen zu werden. Lafitau hat sowohl diese Klapper als die verschiedenen Arten der alten umständlich beschrieben, und man kann bey ihm davon im 3ten Hauptst. §. 10. nachlesen.

Figur 5. stellet eine Art einer Krone vor, die die Wilden hinten auf dem Kopfe tragen, wovon man weiter nachlesen kann die oft angeführte Histoire de la Virginie. Andere Wilden machen ihre Kronen von Federn. Die Floridaner sandten dem König von England eine von bunten Federn und Büffelshörnern geflochtene Krone zum Geschenke, und man kann dießfalls Becks Tageregister vom Jahr 1736 vom Monath Junius in Urlspergers Nachrichten von den Salzburgischen Emigranten nachsehen.

Figur 6. stellet die in der Anmerkung c bey §. 20. der ersten Abtheilung erwähnte Einhegung von Pfählen vor, in welche sie die Thiere jagen, damit sie sich ihrer hernach desto bequemer bemächtigen können. Man kann davon Champlains Reisen in Canada und la Hontans Nachrichten nachschlagen.

Zweyte Tafel.

Auf dieser findet sich eine Vorstellung der Porcellanschnüre und des Porcellanbandes, die den Wilden anstatt der Geldmünzen in der Handlung, wie auch anstatt der Schriften und Archiv-Documenten dienen. Die so genannten Porcellanschnüre Figur 1. bestehen meistentheils aus runden weißen Stücken, oder Körnern, die aneinander gereihet sind, und stehen in geringerer Achtung als das Band. Dieses Figur 2. hingegen bestehet aus weißen und dunkelblauen Porcellankörnern, die in einander geflochten sind. Dieses wird bey den Wilden am höchsten geachtet, und in grossem Werthe gehalten. Nachdem diese Körner im Bande bald auf diese oder jene Art durch einander geflochten sind, darnach ist auch ihre Bedeutung verschieden. Dieses Porcellan wird von den Wilden mit grosser Mühe aus einer Art zweyschalichter Austerschalen gemacht, die den so genannten St. Jakobs-Muscheln ähnlich sind.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

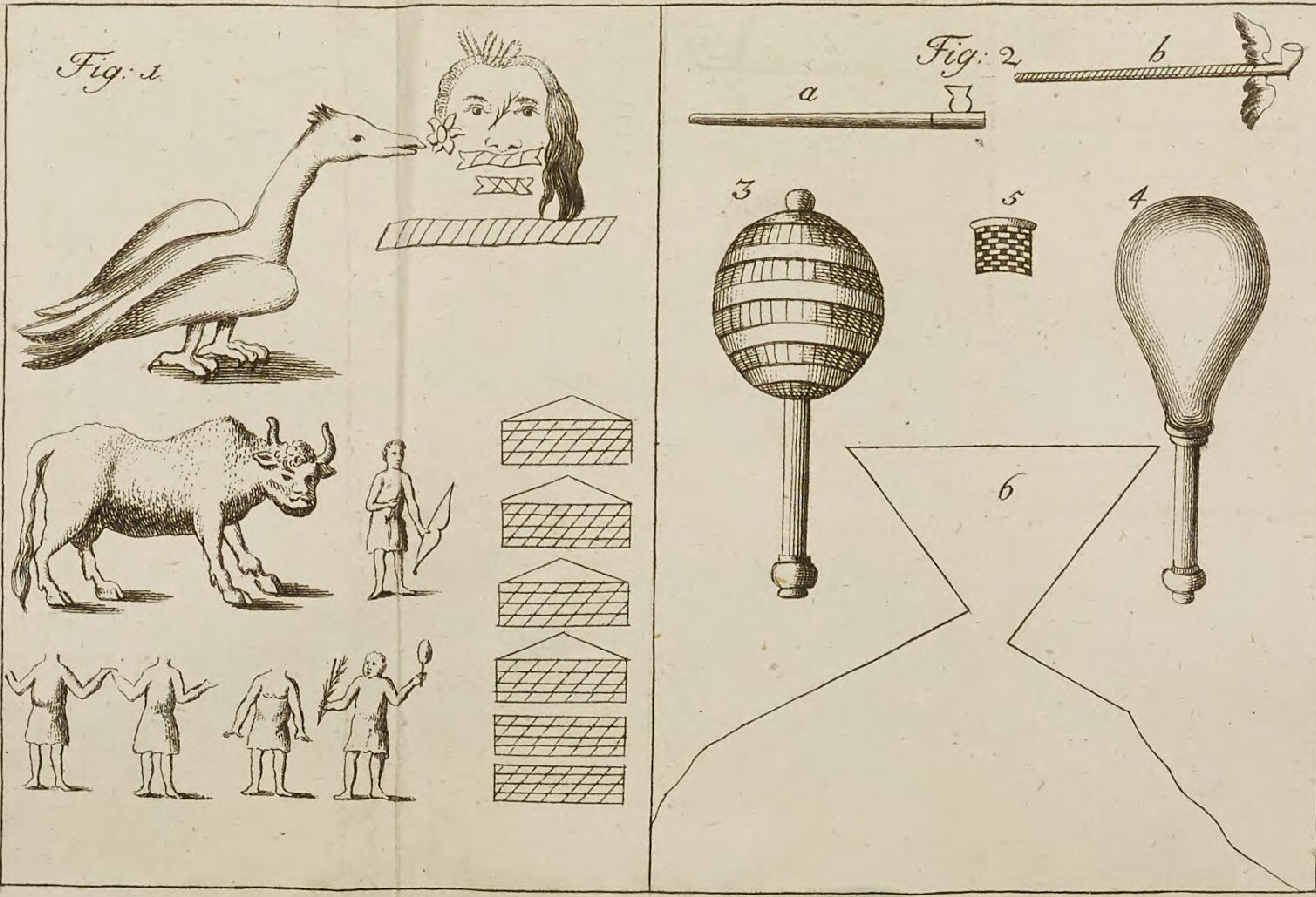
Fig: 1
Fig: 2
a
b
3
5
4
6

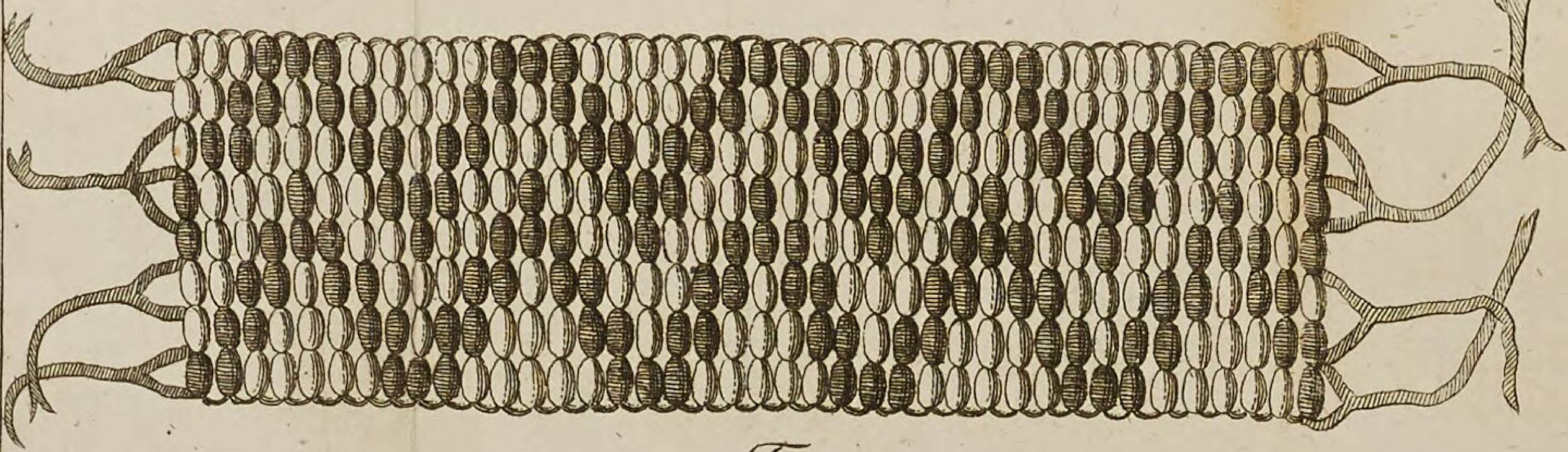

Fig: 2

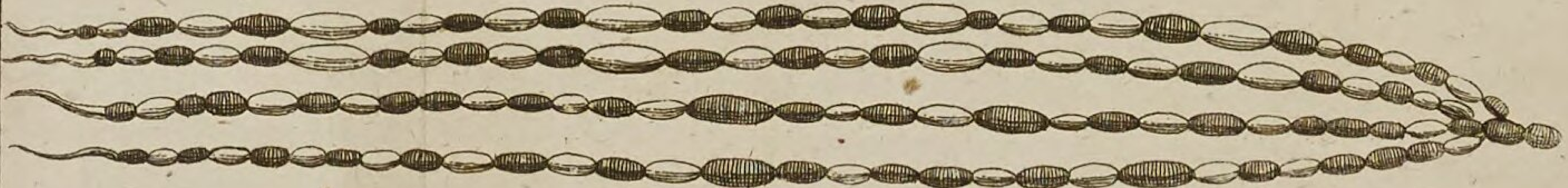

Fig: 1